Heft 3 März 2001 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A 65 68 · CH sfr. 8,– · L lfr 193 · I lit 10.000 · E
NL hfl 10,– · GR 1.600 Dr

68

die Folgen

in konkret März 2001

hier konkret von Norbert Blüm

Norbert Blüm war lange Jahre Arbeits- und Sozialminister in der Regierung Kohl und ist jetzt Rentenexperte der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. KONKRET sprach mit ihm über die rotgrüne Rentenreform

von Konkret

an Konkret

Wir sind die, die unsere Eltern sich immer gewünscht haben von Hermann L. Gremliza

HERRSCHAFTSZEITEN

Wenn Quangos regieren von Jürgen Elsässer

Meine Oma fährt im Kälberstall Motorrad oder Wie verrückte Politiker von verrückten Kühen profitieren

Wild entschlossen von Joachim Rohloff

Nach welchen Regeln würden wir leben, wenn es die der grünen Ministerin Künast wären?

Milosevic in Israel? von Karl Selent

Der neue israelische Ministerpräsident gilt in der deutschen Presse als Kriegstreiber. Ein Blick in seine Biographie zeigt, daß dies eine recht einseitige Sichtweise ist

Wenn nichts geht von Horst Pankow

Plädoyer gegen die Gründung eines palästinensischen Staates

»Die Linke hat sich abgemeldet« von Moshe Zuckermann, Thomas von der Osten-Sacken, Martin Roddewig

Interview mit Moshe Zuckermann, Leiter des Instituts für deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, über die politischen Optionen Sharons und die Notwendigkeit eines palästinensischen Staates

Die Finkelstein-Industrie von Otto Köhler

Über den neuen Messias der Deutschen und seine Fassung der »Protokolle der Weisen von Zion«

Der letzte Lumumbist von Tjark Kunstreich

Der kongolesische Präsident Kabila mußte sterben, weil er die Balkanisierung Afrikas verhindern wollte

In diesem Feld beschäftigt von Gerd Fischer

Der Ravensburger Prozeß gegen den SS-Untersturmbannführer a.D. Julius Viel könnte tatsächlich einer der letzten NS-Prozesse in Deutschland sein

zu Protokoll

Mit zwei Jahren Verspätung wurden die Lügen der Bundesregierung im Kosovo-Krieg (vgl. KONKRET 5/99 bis 8/99 sowie Jürgen Elsässers Buch »Kriegsverbrechen«) nun auch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen vorgeführt – freilich ohne nennenswerte Reaktion. KONKRET dokumentiert Auszüge aus dem Sendemanuskript des Films »Es begann mit einer Lüge« von Jo Angerer und Mathias Werth, der am 8.2.2001 um 21.45 Uhr in der ARD (WDR) ausgestrahlt wurde

Racak revisited von Gert Ockert
Das Lügengebäude, das die Nato sich für den Krieg gegen Jugoslawien zurechtzimmerte, ist zusammengebrochen. Aber Krach hat der Vorgang kaum gemacht

Toter dritter Klasse von Christian Linde
Keine Statistik fühlt sich zuständig für die Menschen, die diese Gesellschaft als »Ausschuß« beiseite räumt. Eine Chronik des Terrors gegen Obdachlose 1989-2000

Zuse an der Schnur von Eike Stedefeldt
Wohlfeile Legenden ranken sich um den Erbauer des ersten funktionsfähigen Computers. Anmerkungen zu Konrad Zuse

Neue Sau von Georg Fülberth
Kurzer Lehrgang für angewandte Realpolitik, 4. Folge: Gründermythen – The New Left Economy

Was tun mit »Was tun?« von Antonio Negri
oder: Der Körper des Allgemeinen Intellekts. Versuch, Lenin hinter Lenin aufzuspüren

In diesem Sinne - Eier auf del Ponte von Rosa Fava

In diesem Sinne - EU contra SDI von Ralf Schröder

In diesem Sinne - Truppensex – wegtreten! von Fritz Tietz

Neue deutsche Kunst-Geschichte von Georg Seeßlen
Kulturkolumne

Kunst & Gewerbe

Butterfahrt zum Weltgeist von Rayk Wieland
Offener Brief an den Theaterregisseur Peter Stein nach einem Besuch seines »Faust«-Marathons in Berlin

Buch & Deckel von Samuel Salzborn
Philipp Ther: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945-1956, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998, 382 Seiten, 74 Mark

Buch & Deckel von Oliver Sill
Dieter Wellershoff: Der Liebeswunsch. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000, 397 Seiten, 42 MarkWerner Jung: Im Dunkel des gelebten Augenblicks. Dieter Wellershoff – Erzähler, Medienautor, Essayist. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2000, 413 Seiten, 78 Mark

Mahlzeit! von Georg Seeßlen
Über die Zukunft eines vergifteten Diskurses

Zehn Bände à 500 Seiten! von Ulrich Holbein
Brockenweiser Vorgeschmack auf den Briefwechsel von Theodor Lessing und Ludwig Klages

Melodie & Rhythmus von Martin Büsser
Div.: La Paloma # 4; Trikont/Indigo

Melodie & Rhythmus von Dietrich zur Nedden
Funny van Dannen: Melody Star; Trikont/Indigo

Melodie & Rhythmus von Hartwig Vens
Kante: Zweilicht; Kitty-Yo/Efa

FilmTheater von Jan Pehrke
Thirteen DaysRushmore

Ganze Arbeit von Otto Köhler
Wie der »Spiegel« die These vom Reichstagsbrand-Alleintäter van der Lubbe lancierte und wie ein deutscher Historiker ihre Widerlegung hintertrieb

Buch des Monats von Gerhard Scheit
Micha Brumlik: Deutscher Geist und Judenhaß. Das Verhältnis des philosophischen Idealismus zum Judentum. Luchterhand Verlag, München 2000, 351 Seiten, 48 Mark

Das Gehirn des Kindes von Armin Schreiber
Zum 100. Geburtstag zeigt die Staatsgalerie Stuttgart eine umfassende Retrospektive auf das Werk des bedeutenden Surrealisten Yves Tanguy

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas Express von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/01, S. 3

Norbert Blüm

hier konkret

Norbert Blüm war lange Jahre Arbeits- und Sozialminister in der Regierung Kohl und ist jetzt Rentenexperte der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. KONKRET sprach mit ihm über die rotgrüne Rentenreform

Blüm: Sie wollen jetzt sicher wissen, wie die Rentenversicherung noch zu retten ist.

konkret: Eigentlich wollten wir ...

Blüm: Die Regierung hat die Rentenversicherung ramponiert. Nur haben’s die Leute noch nicht gemerkt. Aber eines Tages werden sie sich die Augen reiben.

konkret: Als Walter Riester noch Gewerkschaftler war und Blüm für die Rente zuständig, hat er Sie hart attackiert.

Blüm: Ein Rückspiel Blüm – Riester ist für mich kein Thema. Mich interessiert: Was versteht die Regierung unter Solidarität? Sie betreibt doch Solidarität paradox. Bisher galt der Grundsatz: Die Starken bezahlen für die Schwachen. Durch Riesters Rentenreform wird der Grundsatz herumgedreht: Jetzt sollen die Schwachen für die Leistungen für Stärkere bezahlen, in deren Genuß sie selber nie kommen werden.

konkret: Die Regierung sagt, die private Zusatzversicherung zur Rente steht jedem Arbeitnehmer offen und wird durch staatliche Zuschüsse unterstützt.

Blüm: Das ist Theorie. In der Praxis sinkt der Rentenversicherungsanspruch der Verkäuferin, weil ihr Verkaufsleiter sich eine Privatversicherung leistet. Sie mit ihren 1.600 Mark im Monat wird sich nämlich, trotz staatlicher Förderung, eine private Zusatzversicherung nicht leisten können. Trotzdem werden auch bei ihr, wie bei ihrem Filialleiter, die vier Prozent für die Privatversicherung mindernd auf den Rentenanspruch angerechnet.

konkret: Dafür bleiben die Beiträge zur Rentenversicherung stabil, sagt Riester. Sie sollen auch 2030 bei höchstens 22 Prozent liegen.

Blüm: Daß das nicht aufgeht, kann ein Zweitklässler nachrechnen. Nach dem Modell Blüm hätte im Jahr 2030 der Beitragssatz für die Rentenversicherung bei 24 Prozent gelegen, nach dem Modell Riester sollen es 22 Prozent sein. Da die Hälfte der Beiträge vom Arbeitgeber zu übernehmen ist, hätte die Belastung für den Arbeitnehmer im Modell Blüm 12 Prozent betragen, im Modell Riester werden es elf Prozent sein. Nur: Bei Riester zahlen die Arbeitnehmer zu den elf Prozent noch vier Prozent für die Privatversicherung hinzu, macht also zusammen 15 Prozent.

konkret: Wobei es für diese vier Prozent staatliche Förderung gibt.

Blüm: Das kompensiert die Mehrbelastung im Vergleich zu meinem Vorschlag nicht. Außerdem zahlt die private Zusatzversicherung keine Hinterbliebenen- und Waisenrente und deckt auch das Erwerbsunfähigkeitsrisiko nicht ab.

konkret: Die Regierung verweist stolz darauf, daß ihre Reform ein Rentenniveau von 67 Prozent des Bruttolohns garantiere.

Blüm: Ein Rechentrick. Man legt ja nicht mehr den vollen Bruttolohn zugrunde, sondern nur noch etwa 90 Prozent davon. Bliebe man bei der alten Berechnungsgrundlage, würde das Rentenniveau auf 64 Prozent oder darunter absacken. Als in meinem Rentenmodell 64 Prozent auftauchten, sprachen meine Kritiker vom »Untergang des Sozialstaates«. Ich sei der »Henker der Rentenversicherung«, sagte ein bayrischer DGB-Funktionär über mich. Ich möchte bloß wissen, was diese Leute heute über das Riester-Modell sagen.

konkret: Also hat doch die Regierung Schröder wirklich einen Rentenbetrug begangen. Warum hat dann die CDU das Fahndungsplakat gegen Schröder, das auf diesen kriminellen Sachverhalt hinwies, zurückgezogen?

Blüm: Für diese Frage bin ich die falsche Adresse. Für Verkaufstechnik bin ich nicht zuständig, für Marketing nicht begabt. Aber zum Thema Betrug: Schröder hat vor der Wahl versprochen, meine Rentenpolitik wieder rückgängig zu machen. »Es bleibt alles beim alten«, lautete seine Devise. Nachher sagte er, er könne nicht zum alten Modell zurückkehren, er habe die Zahlen nicht gekannt. Aber die Zahlen hätte er jederzeit von mir bekommen können, das war keine Geheimsache, Telefonanruf hätte genügt. Entweder er hat die Zahlen nicht gehabt oder nicht entschlüsseln können, dann handelt es sich um Dummheit. Oder er hat sie gehabt und sein Wahlversprechen trotzdem gegeben, dann war es Betrug.

konkret: Die Neoliberalen sagen, angesichts der Schwierigkeiten des staatlichen Rentensystems solle man generell zur privaten Altersversicherung übergehen.

Blüm: Würde die Rentenversicherung auf das in der Privatversicherung geltende Kapitaldeckungsverfahren umgestellt, wäre dazu ein Kapitalstock von 15 Billionen Mark erforderlich. Das gesamte Kapitalvermögen in der Bundesrepublik beträgt nur ein Drittel davon. Man müßte also die gesamte deutsche Volkswirtschaft in die Rentenversicherung einbringen

und den Rest durch Anlagen auf den internationalen Kapitalmärkten besorgen. In diesem Zusammenhang erinnere ich an Vorschläge sogar der respektablen OECD, die vor einigen Jahren den Pensionsfonds empfahl, ihr Kapital gewinnbringend in den Tigerstaaten anzulegen. 1997 gab es dort einen großen Crash – das eingelegte Kapital war futsch. Und das soll eine solide Alternative zu unserem bisherigen Rentenmodell sein?

Konkret 03/01, S. 4

von Konkret

»Eine Fülle gut recherchierten Materials – ein zutiefst erschreckendes Ergebnis. Es sieht so aus, als wären wir tatsächlich in einem unvorstellbaren Ausmaß belogen worden. Wenn Joschka Fischer zurücktreten muß, dann hoffentlich deswegen!« So schrieb die Wiener Tageszeitung »Die Presse« über Jürgen Elsässers Buch Kriegsverbrechen. Die tödlichen Lügen der Bundesregierung und ihre Opfer im Kosovo-Konflikt (**konkret texte** 27). Die »Zeit« urteilte: »Jürgen Elsässer versucht in seiner engagierten Studie über die Balkankriege in diversen Medien, etwas mehr Klarheit zu schaffen und auf Widersprüche, Propagandamanöver und Rechtfertigungen hinzuweisen ... Am Massaker von Srebrenica ist fast nichts eindeutig geklärt, aber Elsässer nützt das nicht zu einer billigen Rechtfertigung der serbischen Verantwortung ... Elsässer stieß bei seinen Recherchen auf Schritt und Tritt auf solche Ungereimtheiten: beim Streit um die Toten von Racak ebenso wie bei der Lancierung des fingierten ›Hufeisenplans‹ ... Elsässers sachliche Analysen hätten einen weniger reißerischen Titel verdient.« Selbst in der »FAZ« meldete sich eine kritische Stimme. Unter der Überschrift »Geleimt – Der Anlaß des Kosovo-Kriegs: Eine Erfindung der Nato?« schrieb Franziska Augstein: »Die meisten Verdrehungen, die damals in Umlauf gerieten, sind längst bekannt. Der OSZE-Brigadegeneral Heinz Loquai hat darüber ein Buch geschrieben (worauf das Verteidigungsministerium Loquais Anstellungsvertrag hat auslaufen lassen), desgleichen der Journalist Jürgen Elsässer und andere mehr.«

Auch öffentlich-rechtlich werden die Lügen Fischers und Scharpings mittlerweile kritisiert: Am 8. Februar sendete die ARD zu bester Sendezeit eine Reportage mit dem Titel »Es begann mit einer Lüge« (vgl. in diesem Heft »zu Protokoll«, S. 24). Die Springerzeitung »Hamburger Abendblatt« kommentierte: »Mit einer scharfen Recherche haben Jo Angerer und Mathias Werth hinter Propaganda-Parolen und offiziellen Erklärungen nach der Wahrheit gesucht. Bedrückendes Ergebnis: Es gab katastrophale Täuschungen ... Die offenkundigen Unwahrheiten, mit denen Scharping und Fischer aufwarteten ..., lassen sich nicht mehr halten.« Willy Wimmer, CDU-Bundestagsabgeordneter, erneuerte und verschärfte nach der Sendung seine Kritik. »Der Kosovo-Krieg sei wie der Erste und Zweite Weltkrieg ein ›ordinärer Angriffskrieg‹ gewesen, der sowohl gegen internationales als auch gegen deutsches Recht verstoßen habe«, wird Wimmer von der Nachrichtenagentur Reuters zitiert. »Nicht nur bei SPD und Grünen, sondern auch in der Unionsfraktion im Bundestag seien Widerstände gegen den Kosovo-Krieg ›niedergebügelt‹ worden, indem vor einer Wiederholung von Auschwitz im Kosovo gewarnt wurde.«

Was passiert in Deutschland, wenn Öffentlichkeit und Bundestag von zwei Ministern »in unvorstellbarem Ausmaß belogen« (»Die Presse«) wurden, wenn sich ihre »offenkundigen Unwahrheiten ... nicht mehr halten lassen« (»Hamburger Abendblatt«), wenn sich gar die gesamte humanitäre Intervention als »ordinärer Angriffskrieg« (Willy Wimmer) erweist? Müssen Scharping und Fischer vors Kriegsgericht oder wenigstens nach Den Haag? Wirft irgendeiner den ersten Stein? Nichts davon.

Auch die zweite Auflage von Jürgen Elsässers *Kriegsverbrechen* war binnen kürzester Zeit vergriffen, seit Anfang Februar ist die dritte Auflage im Verkauf. Der Autor setzt seine Lesetournee fort: Am 12. März in Düsseldorf (20.30 Uhr, Zakk, Fichtenstraße 40), am 14. März in Aachen (19 Uhr, RWTH Aachen, Templergraben, Kármán-Hörsaal FO6) und am 22. März in Potsdam (19 Uhr, Stadt- und Landesbibliothek, Am Kanal 47).

Hermann L. Gremliza referiert zum Thema »Antisemitismus, Antizionismus und die deutsche Linke« am 23. März in Ludwigsburg bei Stuttgart (19.30 Uhr, Demokratisches Zentrum, Wilhelmstraße). Am 24. März gastiert er mit einer Lesung aus seinem Buch *Gegen Deutschland. 48 Nestbeschmutzungen* (Konkret Literatur Verlag) in Backnang (20 Uhr, Jugendzentrum, Mühlstr. 3).

Ab sofort kann das Gemischte Doppel Gremliza/Tomayer wieder für gemeinsame Lesungen gebucht werden. Interessierte Veranstalter wenden sich bitte an den Verlag.

Konkret 03/01, S. 6

an Konkret

Propagandistisch

KONKRET 2/2001: »Es hat funktioniert« von Oliver Tolmein

Selten ist mir in zwanzig Jahren immer gewinnbringender KONKRET-Lektüre eine solcherart knappe, präzise und treffliche Falschaussage begegnet wie in den vier kurzen Zeilen des Untertitels zu Oliver Tolmeins Verbrüderung im Geiste mit der Jugendpose des deutschen Außenministers: »Die öffentliche Behandlung der Sponti-Vergangenheit des deutschen Außenministers dient der Erledigung jeder militanten linken Opposition.«

Irrtum. Genau dazu dient sie nie und nimmer. Kein deutscher Staat noch ein Organ eines solchen und auch keine wie immer konstruierte Macht wäre paranoid genug zu glauben, hier gäbe es etwas zu »erledigen«. Tolmeins Zweckbestimmung der alldeutschen Versöhnungsarie um den staatspolitischen Nachwuchs geht gründlich daneben. Letztlich fetischisiert er die eher virtuelle Szenerie eines »emanzipatorischen Kerns« des »außerpalamentarischen Protestes der 60er und 70er Jahre« ebenso, wie der junge Fischer es tat.

Richtig und wichtig ist Tolmeins Hinweis, daß anläßlich der beschriebenen Kampagne der deutsche Faschismus im Rahmen des Formats »Totalitarismus-als-Farce« gleich en passant mit entsorgt wird. Zweck der kathartischen Seifenoper um die Fankfurter Lampenputzerkolonne wie historische Aufgabe der gesamten Ära Schröder ist es, die Mehrheit des deutschen »Volkes« hinter ein reaktionäres Programm zu stellen, das mit den propagandistischen Mitteln einer traditionellen Rechtsregierung (Kohl) nicht durchsetzbar gewesen wäre.

Heiko E. Dohrendorf

Aumühle

Kritisch

KONKRET 2/2001: »Der Mörder ist immer der Minister« von Hermann L. Gremliza

Seit ich KONKRET lese, gefallen mir Hermann L. Gremlizas Kolumnen besonders gut, auch wenn ich nicht mit jedem Gedanken übereinstimme. So fände auch seine großartige Maulschelle für J. Fischer meinen uneingeschränkten Beifall, wäre da nicht ein kleines »granulum salis«. Er schreibt, Fischer habe »sein klares Ja gesprochen ... zum Abschuß von Nuklearmunition«. Und hier will ich Einspruch erheben. Wie in Jürgen Elssäässers Artikel »Strahlende Heuchler« erwähnt, ist das Uran, mit welchem die in Jugoslawien verwendete Munition gehärtet wurde, abgereichert, folglich nicht spaltbar. Definitionsgemäß sind aber Nuklearwaffen solche, die ihre Brisanz durch einen Zerfalls- oder Fusionsprozeß von Atomkernen erhalten. »Uranmunition«, »radioaktive Munition« – all das wäre möglich gewesen, aber »Nuklearmunition« grade eben nicht. Der Vorzug von Gremlizas Kolumnen – nämlich, daß sie sich an Geist und Denken wenden und nicht an Affekt und Ressentiment – kann verloren gehen, wenn affektbesetzte Begriffe falsch verwendet werden. Und das wäre jammerschade.

Martin Schwarz

per E-Mail

Eines hätte ich gern noch gewußt: Was, wünschet Gremliza, möge geschehen? Ebenso wenig wie bei Merkel oder Meyer kommt bei Gremliza durch, was er eigentlich möchte. Fischer kritisieren ist das eine – aber sollte Kritik nicht konstruktiv sein? Also, soll Fischer zurücktreten? Soll er seiner Vergangenheit abschwören? Oder lieber seiner Gegenwart? Wer soll Außenminister sein? Was soll der Außenminister tun?

Martin Neumann

per E-Mail

Gremlizas Antwort: Fragen Sie Dr. Sommer. Ich bin Kritiker, nicht Politikberater. Konstruktive Kritik ist keine.

Erstaunlich

KONKRET 2/2001: »Strahlende Heuchler« von Jürgen Elsässer

Was Elsässer über die Radioaktivität von Uran schreibt, ist leider vollkommen falsch. Vielleicht hätte er vor der Veröffentlichung diesen Abschnitt jemandem zeigen sollen, der etwas von Radioaktivität versteht. Abgereichertes Uran enthält keineswegs weniger »zellschädigende Zerfallsisotope« als Natururan oder angereichertes Uran. Uran besteht zu 100 Prozent aus radioaktiven Atomen – wie jedes Element, das schwerer ist als Blei. Bei der Anreicherung wird das spaltbare Uran 235 abgetrennt, das verbleibende Uran 238 ist zwar nicht spaltbar, aber trotzdem radioaktiv. An der Radioaktivität von Natururan ist Uran 235 nur zu etwa 5 Prozent beteiligt, der Rest verteilt sich gleichmäßig auf Uran 238 und 234, die im Gleichgewicht stehen. Bei der Abreicherung sinkt die Radioaktivität etwas, weil auch automatisch Uran 234 mit abgetrennt wird.

Die von allen Medien übernommene Sprachregelung »schwach« oder »leicht« radioaktiv für abgereichertes Uran ist sehr verharmlosend. Dieser Stoff hat eine spezifische Aktivität von etwa 20.000 Bequerel pro Gramm. Substanzen mit einigen hundert Bequerel pro Kilogramm werden von den gleichen Medien in der Regel als »stark verstrahlt« bezeichnet. Alle Messungen, die in der Presse und Rundfunk im Zusammenhang mit Uran gezeigt wurden – auch die, die Herr Scharping im Bundestag vorführen wollte – wurden mit Geräten durchgeführt, die nur Gammastrahlung messen. Diese macht nur weniger als 1 Prozent der Strahlung und 0,05 Prozent der biologischen Wirksamkeit aus. Ich finde es erstaunlich, daß keiner der Strahlenexperten, die die Regierung beraten oder von den Medien befragt wurden, auf diese Tatsache hinwies.

Gernot Linhart

Darmstadt

Romantisch

KONKRET 2/2001: »In dubio contra« von Tjark Kunstreich

Da geschehen Zeichen und Wunder – und mit ihnen keimt eine zarte Romanze zwischen KONKRET und der »Bildzeitung«, zumindest bei der Betrachtung der Vorgänge in Sebnitz. Da schwinden selbst scheinbar unüberwindliche Feindschaften, wenn man gemeinsam auf den Osten draufhauen kann. Wetten, daß die Staatsanwälte, die das schlampige Ermittlungsverfahren um den tragischen Tod des kleinen Joseph leiteten, samt und sonders aus dem Westen der Republik stammen?

Bernhard Hecker

Weimar

Verräterisch

KONKRET 12/2000: »Du! Nazi? Ich? Nö!« von Dietrich Kuhlbrodt

Sie verbreiten über mich und meinen Film »Der Boxprinz« unzutreffende Tatsachenbehauptungen: »Während einer der deutschen Kiezherren im Dreiteiler ein gewichtiges Statement auf der Straße abgibt, stellt sich ungefragt ein angetrunkener oder sonstwie angeschlagener Mensch, der wie ein Albaner aussieht, ins Bild. Der deutsche Anzug-Herr ... dreht sich, ohne ein Wort zu sagen, um und schlägt den aufdringlichen Asozialen zu Boden, und der Film geht weiter. Wie das? War das denn in Ordnung? Regisseur Kroske fand: ›Ja. Ich habe Verständnis dafür. Schließlich haben die Albaner ja den Deutschen das Geschäft weggenommen.‹«

Durch Ihre Darstellung wird der Eindruck erweckt, daß besagte Szene einen ausländerfeindlichen Hintergrund hat und ich diesen billigend in Kauf nehme. Dieser Eindruck ist falsch. Zu besagter Szene habe ich nicht gesagt, daß ich Verständnis dafür habe. Ich habe in der Diskussion den Zusammenhang einer Machtverschiebung auf dem Hamburger Kiez erläutert und dabei beschrieben, was dieses Zuschlagen durch einen der Protagonisten des Films für Ursachen haben kann.

Sie schreiben im Vergleich meines Films zu anderen: »Und das macht den Unterschied aus zu ... dem ›Boxprinz‹: Die Gewalt gegen Ausländer wird nicht als alltägliche Beiläufigkeit registriert, sondern zum Thema gemacht.« In meinem Film wird nicht beiläufig die Gewalt gegen Ausländer registriert. Vielmehr wird die Geschichte des Ex-Boxers Norbert Grupe erzählt und das Verhältnis von Milieu und Boxsport thematisiert. Ich verwahre mich entschieden dagegen, den im Film zu

sehenden Faustschlag als ausländerfeindliche Entladung zu beurteilen und besagte Szene in einen tendenziell moralisierenden Zusammenhang zu rücken.

Gerd Kroske

Berlin

Autor und Redaktion bleiben bei ihrer Darstellung.

Konkret 03/01, S. 8

Hermann L. Gremliza

Wir sind die, die unsere Eltern sich immer gewünscht haben

»Vorwärts im Kampf um die Rechte der Arbeiterklasse und des Volkes! Vorwärts im Kampf für den Sieg des Sozialismus!«

Hans-Gerhart (»Joscha«) Schmierer, Berater des deutschen Außenministers in Europafragen

»Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.«
Friedrich Schiller: *Wilhelm Tell*

In wieviel Millionen Schulstunden Wilhelm Tell den Freiheitshelden aller Deutschen gegeben haben mag? Der Feuerkopf, der in die Gewalt abgleitet, da er vor dem Hut und anderen Zumutungen des Landvogts Geßler sich beugen soll (»Denn aufgelöst in diesem Augenblick / Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande«), und die Freiheit so sehr liebt, daß er inbrünstig nach einer besseren Herrschaft schmachtet?

»Dieses miese Stück«, schrieb Peter Hacks 1961 an seinen Freund Heinar Kipphardt, »ist einfach die Geschichte einer Konterrevolution.« Daher Tells Popularität im Land der friedlichen Konterrevolutionen, dessen Pauker die Ungebühr des Helden in unzähligen Besinnungsaufsätzen rechtfertigen lassen. Hätte ich das Stück neu einzurichten, würde ich Tell vor Geßlers Hut den Seufzer tun lassen: Wenn das der Führer wüßte. Aber ich schweife ab.

Tells Geschoß war der Pfeil. Als die deutsche Geschichte wieder einmal einen Augenblick erlebte, in dem aller Ordnung Bande sich auflösten, war das Geschoß der Pflasterstein. Und diesmal schienen die hitzigen Söhne des Vaterlands auf mehr aus als auf eine freundlichere Regierung: auf internationale Solidarität, Freiheit, Kommunismus. Brecht dem Vogt (Schütz) die Gräten / Alle Macht den Räten! Aus Demonstrationen wurden Unruhen, aus Unruhen wurde »eine Freiheitsrevolution« (Joschka Fischer). So schien es.

Entsprechend revolutionär die Namen der Parteien: Aus der Asche des akademisch-bescheidenen Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) erhoben sich: die Kommunistische Partei Deutschlands/ Aufbauorganisation (KPD/AO), die Kommunistische Partei Deutschlands/Marxisten-Leninisten (KPD/ML), der Kommunistische Bund Westdeutschlands (KBW), der Kommunistische Bund (KB), die Gruppe Internationale Marxisten (GIM), der Revolutionäre Kampf (RK), die Rote Armee Fraktion (RAF) und manche mehr. Ihre Idole waren (in der Reihenfolge des Auftretens, aber gern auch durcheinander) alle blutroten Bürgerschrecken: Josef Stalin, Pol Pot, Enver Hodxa, Mao Zedong, Leo Trotzki, Ernesto Guevara. Deren gemeinsames besonderes Kennzeichen war ein Sicherheitsabstand zum Ort und zur Zeit, zu denen die deutschen Revolutionäre tätig waren, weit genug, um eine Gefährdung der deutschen Wirklichkeit mit real Sozialistischem auszuschließen.

Der eine oder die andere mag an dieser Stelle die an Leonid Breshnew oder Walter Ulbricht orientierte Deutsche Kommunistische Partei vermissen. Sie fehlt aus gutem Grund. Zwar fand auch sie zu jener Zeit Zulauf aus dem rebellischen Milieu, aber ein Teil der Achtundsechziger wurde sie dadurch nicht. Es gab die Kommunistische Partei seit fünfzig Jahren, und es gibt sie dreißig Jahre danach immer noch, im Wesentlichen unverändert. Fast alle, die anno 68 zu ihr fanden, sind längst wieder aus ihr verschwunden, ohne das Aufheben daraus zu machen bzw. den Diskurs, mit dem ein paar hundert der anderen Ehemaligen ihren Unterhalt bestreiten. Den Weg in die staatstragende Politik und ihre Parteien haben nur wenige gesucht und gefunden, die meisten sitzen in Seminar und Redaktion, strebsam, unauffällig und, was ihre Vergangenheit betrifft, schweigsam. (Mit Ausnahme eines weltberühmten Parteidichters.)

Die anderen, die echten Achtundsechziger, leben noch heute, wo sie mit aller Gewalt dafür sind, davon, einmal und mit ein bißchen Gewalt dagegen gewesen zu sein. Ihre Besserung ist einer der Beweise, daß die Welt und insbesondere die deutsche zum Besseren sich gewendet haben. »Es ist doch eine Freude, heute mit Daniel Cohn-Bendit zu sprechen, mit Christian Semler oder Antje Vollmer«, sagt der frühere Regierungs- und heutige Fernsehbeauftragte für die Moral von der deutschen Geschicht', der Pfarrer Gauck. Im vaterländischen Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Rebellen als über tausend christliche Pfadfinder.

Wobei schwer zu entscheiden ist, ob Pfarrer Gauck sich selber glaubt oder nur das Publikum wunschgemäß belügt, wenn er seinen Wonneproppen eine reale kommunistische Vergangenheit anhängt: »Wenn wir uns ansehen, wie früh in Frankreich Intellektuelle, die zunächst auch links waren, Solschenizyns Abrechnungen mit dem Herrschaftskommunismus gelesen haben, wie früh die sich mit der Realität im Ostblock auseinandergesetzt haben und wie sie gesagt haben: So nicht! Aber da fingen unsere erst so richtig an, zuzulangen in den kommunistischen Splitterparteien.«

In Wahrheit ging die Geschichte so, daß die Achtundsechziger zu keinem Zeitpunkt irgendwelche Sympathien mit jenen real existierenden Kommunisten Osteuropas hatten, in deren Furcht die Herren und Damen Eltern lebten. Das »Geht doch nach drüben« war von Beginn an die falsche Adresse gerichtet. Wer wissen wollte, wie falsch die war, erfuhr es noch im legendären 68er Jahr, vier Monate nach den Schüssen auf Dutschke, als sämtliche Revoluzzer nach Prag pilgerten, um den Kommunismus, der die Staatsmacht hielt, in einen Kommunismus mit kapitalistischem Antlitz zu verwandeln. Als »unsere erst so richtig anfingen« mit den »kommunistischen Splitterparteien«, hatten sie »die Abrechnung ... mit der Realität im Ostblock« längst hinter sich.

Die KPD/AO, beispielsweise, der Gaucks Semler bis 1980 als Vorsitzender diente, war eine deutschnationale Sekte, die zwar ein »vereinigtes sozialistisches Deutschland« haben bzw. »erkämpfen« wollte, aber selbstredend durch Beseitigung der in Deutschland real existierenden Sozialisten. In »Deutschland dem deutschen Volk«, einer Erklärung des ZK der KPD/ML zur nationalen Frage, hieß es 1974: »Wir schöpfen aus der psychischen Wesensart des deutschen Volkes, wir schöpfen aus seinem Arbeitsfleiß und seinem Ordnungssinn, aus seinem wissenschaftlichen und künstlerischen Genie, das unser Volk so oft bewiesen hat und das den Ruhm der deutschen Nation begründet ...« Sie waren ein Volk, lange vor Gauck und den Leipziger Armleuchtern. An Mao schätzten sie die völkische Komponente, und sehr gefiel ihnen seine Feindschaft zu den osteuropäischen Herrschaftskommunisten. Sie zählten sich zu der »kleinen Minderheit der Linken in der Bundesrepublik«, die anläßlich des Solidarnosc-Aufstands in Polen »Europas Osten neu entdeckte« und auf eine »Überwindung der Blockteilung Europas« setzte. Ein Mitläufer der Partei, Horst Mahler, ging den Weg zu Ende: zur NPD.

Im Umfeld der KPD/AO trieb sich in den Siebzigern auch Gaucks Kollegin Antje Vollmer herum, schrieb – unter dem Pseudonym Karin Bauer – ein ziemlich linientreues Buch über die deutsche Kommunistin Clara Zetkin und machte bei der »Liga gegen den Imperialismus« mit, die dessen Zentrum im Kreml vermutet haben dürfte.

An Abrechnung mit dem Herrschaftskommunismus dürfte bei der späteren Vizepräsidentin des Bundestags jedenfalls so wenig Mangel bestanden haben wie bei den zwei Parteien, die sich 1986 zur Vereinigten Sozialistischen Partei (VSP) zusammenschließen sollten: der Gruppe Internationaler Marxisten, der deutschen Sektion der trotzkistischen Vierten Internationale, und der KPD/ML, die auf Albaniens Enver Hodxa vereidigt war und Poster des Großen Vorsitzenden Josef Stalin vertrieb. Besonderes Kennzeichen beider Vereine und nach der Wiedervereinigung von Stalin und Trotzki des vereinten einen: der Kampf gegen den sowjetischen Revisionismus und seine osteuropäischen Trabanten.

Cohn-Bendit, die dritte Rose in Gaucks Freudenstrauß, war den K-Gruppen ferngeblieben und deshalb vom KBW-Chef Joscha Schmierer, der es von seinem Vorbild Pol Pot gelernt hatte, für die Zeit nach der Revolution als Zwangsarbeiter in einer Fischmehlfabrik vorgemerkt. Was er damals so trieb, bevor er dieser Gesellschaft als ein nützliches Glied sich offenbarte, stand vor ein paar Wochen in der »Bildzeitung«:

Zwei Jahre lang hatte Cohn-Bendit in den wilden Frankfurter Studententagen in einem sogenannten antiautoritären Kinderladen gearbeitet. Nun ist die angesehene englische Sonntagszeitung »The Observer« auf einen Artikel des grünen Politikers aus dem Jahr 1976 gestoßen, in dem Cohn-Bendit über seine Zeit im Kinderladen berichtete. Wörtlich schrieb er damals: »Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an. Ich konnte richtig fühlen, wie die kleinen Mädchen von fünf Jahren schon gelernt hatten, mich anzumachen. Es ist kaum zu glauben ... Es ist mir mehrmals passiert, daß einige Kinder meinen Hosenlatz geöffnet und angefangen haben, mich zu streicheln. Ich habe je nach den Umständen unterschiedlich reagiert ... Wenn sie darauf bestanden, habe ich sie gestreichelt. Da hat man mich der Perversion beschuldigt.« Cohn-Bendit gestern zu »Bild«: »Das ist nicht wirklich passiert, ich wollte nur provozieren. Wenn man es heute liest, ist es unakzeptabel. Es sind Zeilen, die ich besser nie geschrieben hätte.«

Man kann ihm hier einmal aufs Wort glauben, denn nichts, was Cohn-Bendit je schrieb, ist wirklich passiert, immer wollte er nur provozieren, das heißt: sich wichtig machen. Was Cohn-Bendit damals im Kinderladen suchte, war ein Teil dessen, was nach den Worten seines Sponti-Kollegen Johnny Klinke, heute Direktor eines Varietés mit Feinschmeckerlokal, die ganze deutsche Linke gesucht hat: »das positive internationale Lebensgefühl«. »Wir waren die ersten Modernisierer des deutschen Nachkriegskapitalismus. Ich würde gern das Gespräch suchen mit den ernstzunehmenden Gegnern von damals: Herrn Boenisch, Herrn Herold, Herrn von Weizsäcker ... All diese Persönlichkeiten sagen, wie gut es ist, daß der Integrationsprozeß der Linken in die Gesellschaft, in den Staat und seinen Alltag funktioniert hat ...«

Wir, hier Springers Chefredakteur, der Präsident des Bundeskriminalamts und der Bundespräsident, dort die Spontis, Cohn-Bendit und der heimatlose Klinke, sind getrennt marschiert und haben gemeinsam gesiegt. Wehe den Besiegten: »Jetzt

kommt neuer Haß, und der kommt von ganz anderen Ecken. Die sollten wir genau beobachten (mit unser aller Verfassungsschutz? – HLG) und wir müssen denen ganz klar sagen: Wer jetzt neuen Haß sät, sollte es sich gut überlegen und vor allen Dingen seine Bibel kennen: Wer Wind sät, wird Sturm ernten.«

Der Ton hat sich nicht geändert, nur der Wind hat sich gedreht und in ihm die Fähnleinführer. Schon damals rissen sie das Maul auf bis zum Anschlag, wollten sie »Das Maximale für jeden! Wir wollen alles und wir wollen es jetzt!«. Als der Göttinger »Mescalero« seine »klammheimliche Freude« über die Ermordung des Bundesanwalts Buback gestanden hatte, fühlten die KONKRET-Mitarbeiter Günter Amendt, Stefan Aust, Hartmut Schulze und ich dem Stadtindianer und dreien seiner Stammesbrüder auf den Milchzahn (KONKRET 3/78). Das Resultat faßte Amendt in einem kurzen Nachwort zusammen: »Sie wollen nichts. Und das nie ... Mescalero ist mindestens so nett wie Glotz.« 23 Jahre später entschuldigt sich der brave Spießbürger Klaus Hülbrock, der damals den Indianer spielte, bei Bubacks Sohn: Es sei alles nur »eine politische Performanz« gewesen.

Weil das damals nicht rauskommen durfte, der spontaneistische Schwindel nicht auffliegen sollte, suchten die Anführer immer wieder, sich in Verdacht zu bringen, die wahren Feinde der Herrschenden zu sein. Nichts eignete sich da besser als das Kokettieren mit der zwar schon gescheiterten, aber aus politischem Kalkül zum Staatsfeind Nr. 1 ausgerufenen Roten Armee Fraktion. Einer der Spezialisten für diesen Job, der die Spontis und den KBW zu gleicher Zeit bediente, war Cohn-Bendits Freund und Joseph Fischers Einbläser Thomas Schmid. Der fand 1978, nach der Ermordung Schleyers und dem Tod in Stammheim, in seiner Zeitschrift »Autonomie« unter dem Titel »Schwarze Milch des Terrors – Aufzeichnungen aus einem Bruch« (das war aber der Bruch vor den Brüchen, die den Schmid von der »Autonomie« über den »Pflasterstrand« und die »Kommune« zur »Taz«, zur »Wochenpost«, zur »Hamburger Morgenpost«, zur »Welt« und endlich in die Redaktion der »FAZ« führen sollten) bei den Frankfurter Spontis Bewunderung mit solchen Sätzen:

Erinnerungen aus einer nahen Vorzeit: Leben ist Leben und Tod eben Tod. Wärme ist Wärme und Kälte Kälte. Die Mittel des Gegners können meine nicht sein. Ich bin da und nicht dort ... Im TV trommelt und dröhnt der mörderische Humanismus der Sieger ... Wider die Alternative Staat oder RAF – aber in Liebe für die Bastarde der RAF, die mit rostigen Waffen kämpften und dennoch traumsicher einen Nerv trafen ... (Man werde) dieser aussätzigen Kreaturen (der RAF) in Furcht, Liebe und Trauer gedenken. Es sind kleine Herzen, die ihnen heute die Anerkennung und die Trauer verweigern ...

Die verständnisvollen Pfaffen wollen die Stadtguerilla in den Käfig der Strategie und der Moral zurücklocken. Besser ist es, den Einsatz zu verdoppeln und das Spiel zu enthemmen: die RAF nicht beim Wort, sondern bei der Tat zu nehmen, sie von ihren eigenen Begründungen zu befreien ... Die Bullen lassen noch die Toten nicht in Frieden.

Der »Privatkrieg« der RAF, schrieb dieser Schmock der Konterrebellion, sei »nicht böse, verstockt, schmutzig, egoistisch genug«, die RAF, meinte er, sei viel zu real sozialistisch, zu ernsthaft politisch, zu sehr der traditionellen Linken verhaftet. Das erklärt, warum der Springer-Verlag wie die »Frankfurter Allgemeine«, die einst jeden, der nicht um den toten SS-Mann Schleyer weinen wollte, am liebsten im Sympathisantensumpf ersäuft hätten, über die von Christian Schmidt in seinem Buch (*Wir sind die Wahnsinnigen*) schon 1998 präsentierten Schmid-Zitate ihres Redakteurs schweigend hinwegsahen.

Denn sie wissen, was er tat. Irgendwer mußte aus der alten Bundesrepublik das neue Deutschland machen und alles tun, damit es nicht wurde, wie es dem »Neuen Deutschland« gefallen hätte. »Damals gab es ja Immobilienspekulanten, knüppelharte Polizeistrategen, Altnazis in Führungspositionen, Befürworter des Vietnamkriegs und so weiter.« Das sagt diesmal nicht der Genosse Varietédirektor, sondern die Redakteurin der Springer-Zeitung, die dazu Pfarrer Gaucks Segen kriegt. Es sei falsch, sagt der, wenn man »heute so tut, als sei die 68er Bewegung völlig überflüssig gewesen«. Er sagt das in höherem Auftrag als dem einer regierenden CDU, in dem er bis gestern tätig war.

Heute gibt es keine Immobilienspekulanten mehr, der jüdische jedenfalls, gegen den es damals in Frankfurt ging, ist tot, keine knüppelharten Polizeistrategen, sondern nur einen Innenminister, der RAF-Anwalt war und uns vor Ausländern schützt, die Nazis sind in ihren Führungspositionen gestorben und durch andere ganz normale deutsche Demokraten ersetzt, es gibt keine Befürworter des Vietnamkriegs und Gegner des Kosovo-Kriegs auch nicht. Die Achtundsechziger, die einmal die sein wollten, vor denen ihre Eltern sie immer gewarnt hatten, sind die geworden, auf die ihre Eltern stolz sein können.

Sie machen sich doppelt verdient, wenn sie alle Mittel, die sie zu dem guten Zweck, Deutschland zu modernisieren, angewandt haben, täglich dreimal bereuen, ja kriminalisieren, auf daß die Castor-Transporte, die der emeritierte Genosse vom KB genehmigt, nicht so langwierig und teuer werden. Und wenn sie das Renommieren mit der Zeit, als sie noch Kerle waren, der Außenminister, der »mal kräftig hingelangt« hat, wenn ihm ein Bulle in den Weg kam, oder der Kanzler, der vordem »die Revolution gewollt« hat, »die ich heute verhindern muß«, auf Herrenabende im Kreis von Redakteuren des »Spiegel« oder sozialdemokratischen Bürgermeistern zu beschränken. Sind sie nicht zu und zu drollig, diese früh vergreisten Lausbuben, die sich selber die Ohren langziehen? Ein bißchen eklig auch.

Laßt es uns – wie seit dreißig Jahren so auch in Zukunft – lieber mit Leuten halten, die beim Anstehen nach einem Dienstwagen etwas weniger Lärm machen und im heißesten Häuserkampf nicht vergessen, daß das Endziel aller

Autonomie die Eigentumswohnung ist.

Konkret 03/01, S. 10

HERRSCHAFTSZEITEN

Sind Lehrer Mörder?

19. Januar, »Fürther Nachrichten«:

Das Hardenberg-Gymnasium ist die militärisch höchstqualifizierte Oberschule im Fürther Raum – wenn nicht sogar in Bayern. Das erkannte der Ministerialbeauftragte für die Gymnasien in Mittelfranken, Dr. Hermann Hanschel, bei der gestrigen Amtseinführung von Dr. Hans-Georg Kleinow als neuem Leiter des Hardenberg-Gymnasiums auf Anhieb. Denn nicht nur Kleinow, sondern auch sein Stellvertreter Friedrich Beilhack stehen im

Rang eines Oberstleutnants der Reserve.

Lehrer und Offizier zugleich: Darin sieht der Ministerialbeauftragte eine solide Grundlage für die pädagogische Arbeit. Denn militärische Qualitäten hätten auch im schulischen Bereich ihre Gültigkeit – zumal in einer Zeit des Wertewandels.

In Sagrotan we trust

23. Januar, »Frankfurter Allgemeine«:

George W. Bush versprach, vor seinem Einzug Bill Clintons Weißes Haus ordentlich »säubern« zu lassen. Er hielt Wort und begann damit im Oval Office. Die Wände wurden über Nacht frisch gestrichen (pfirsichfarben), der Teppich ausgewechselt und die Polstermöbel mit heißem Dampf gereinigt.

Freiers Wirtschaft (1)

23. Januar, »Frankfurter Allgemeine«:

Mit dem näherrückenden Zugang zur Europäischen Union hat in den mittel- und osteuropäischen Beitrittsländern eine neue Privatisierungswelle eingesetzt. Vor allem in den Nachzügler-Ländern im Privatisierungsrennen wie der Tschechischen Republik oder auch der Slowakei entsteht der Eindruck, alles stünde zum Ver-kauf.

Freiers Wirtschaft (2)

23. Januar, »Frankfurter Allgemeine«:

Der Transrapid findet mit Hilfe öffentlicher Gelder in China auf die Schiene: Der Bund bezuschußt den Bau der Magnetschwebebahn in Shanghai mit 200 Millionen DM. Siemens und Thys- sen-Krupp hoffen auf Folgeaufträge.

Wenn Sie sehen, wie heute US-Anwälte gegen Deutschland ihr Geld verdienen, kann einem nur angst und bange werden. Vergangenheit wird selektiv instrumentalisiert. Und zwar aus durchsichtigen Finanzinteressen.

Pater Basilius Streithofen, Vorsitzender des Instituts für Gesellschaftswissenschaften Walberberg

Freiers Wirtschaft (3)

23. Januar, »Frankfurter Allgemeine«:

Der Streit um die Zukunft des Kreml-kritischen »Unabhängigen Fernsehens NTV«, das Flaggschiff der Media-Most-Gruppe des Großunternehmers Wladimir Gussinskij, geht weiter. Der Gründer des amerikanischen Nachrichtensenders CNN, Ted Turner, ist bereit, zusammen mit einem von ihm geführten Konsortium ausländischer Investoren für mindestens 300 Millionen Dollar Aktien der zu Media-Most gehörenden Sender NTV, NTV-Plus, TNT-Telenetz und des Verlagshauses »7 Tage« zu erwerben ... Der Medienmagnat Gussinskij war kurz vor Weihnachten in Spanien zuerst festgenommen und dann unter Hausarrest gestellt worden, weil er sich geweigert hatte, einer Vorladung der russischen Staatsanwaltschaft nachzukommen. Gussinskij steht in Verdacht, Gelder veruntreut zu haben ... Der Generalsekretär des Europarates, Walter Schwimmer, zeigte sich gegenüber der Zeitung »Nowyje iswestija« über das Vorgehen der Justiz im Falle der Media-Most besorgt. Er sei nicht überzeugt, daß die Vorgänge nur mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zusammenhingen und nichts mit Pressefreiheit zu tun hätten.

Wehret den Prinzipien (1)

25. Januar, Claudia Roth, designierte Vorsitzende der Grünen:

Ich glaube nicht, daß es sinnvoll wäre, wenn jetzt unsere Partei an einem konkreten Anlaß den Atomkonsens wieder aufmachen würde. Aber ... es ist und bleibt unser Ziel, so schnell wie möglich den Ausstieg hinzukriegen. Der dauert noch lange genug, das wissen wir, das ist bitter, aber es geht eben nicht schneller.

Wehret den Prinzipien (2)

25. Januar, Claudia Roth, designierte Vorsitzende der Grünen:

Richtig bleibt unsere grundsätzliche Kritik und unser grundsätzliches Problem, das wir mit dem Geheimdienst haben. Wir haben unsere Forderung nach Auflösung der Geheimdienste im Koalitionsvertrag nicht durchsetzen können. Das ist Realität. Jetzt geht es um die Abwägung ...

Heim ins Reich

31. Januar, Springer Auslandsdienst:

In Kaliningrad formiert sich Protest gegen Moskau. Rund 4.000 Menschen versammelten sich am Platz des Sieges im ehemaligen Königsberg ... Gleichzeitig kursieren in Rußland einmal mehr Verschwörungstheorien. Deutschland, so hallt es durch den Blätterwald, wolle russische Schulden gegen Land aufrechnen und Kaliningrad »kaufen« ... So unterstellte die Regierungszeitung »Rossijskaja Gaseta« Bundeskanzler Gerhard Schröder, er wolle sich mit der Heimholung des ehemaligen Ostpreußen in die Geschichtsbücher eintragen. Die Bundesregierung bekräftigte dagegen, die EU solle die Probleme der russischen Exklave durch die Osterweiterung der Union lösen. Schon jetzt ist Kaliningrad weitgehend westlich orientiert. Man spricht Englisch und Deutsch, unterhält intensive Kontakte mit westlichen Ländern. Der Außenhandel wird zu rund 50 Prozent mit Litauen, Polen und Deutschland abgewickelt.

Ein wütender Antikommunist, der sich an Leute vermietet, die ich nicht einmal mit der Kneifzange anfassen würde.

Dissident W. Biermann 1976 über den Dissidenten S. Faust und die CSU

Rotgrüner Sieg im Volkskrieg

1. Februar, »Bild«:

78.760 Menschen beantragten im Jahr 2000 Asyl in Deutschland. Europaweit liegt Deutschland damit erstmals an Platz 2 hinter Großbritannien, wo 97.860 Menschen Asyl beantragten.

Freiers Wirtschaft (4)

1. Februar, »Hamburger Abendblatt«:

Mit geradezu revolutionären Vorschlägen will die Hamburger Handelskammer das Schulsystem umbauen. Langfristig soll der Betrieb der Schulen in die Hände von Privaten gelegt werden. »Wir halten grundlegende Korrekturen unseres Schulwesens für erforderlich und wollen eine Umstellung in Richtung einer Steuerung über den Markt«, sagt Handelskammer-Hauptgeschäftsführer Prof. Hans-Jörg Schmidt-Trenz.

Freiheit

1. Februar, Anzeige in der »Süddeutschen Zeitung«:

Appell an die Pressefreiheit – Die Postbank AG hat mit Schreiben vom 5. Januar 2001 der Berliner Wochenzeitung »Junge Freiheit« aus politischen Gründen zum 8. April das Hauptgeschäftskonto gekündigt. Dies bedeutet, gerade für eine kleine Zeitung, die Bedrohung der wirtschaftlichen Existenz. Eine Bank, insbesondere ein Unternehmen wie die Postbank, das mittelbar zu fast 100 Prozent in Staatsbesitz ist, darf die Pressefreiheit nicht beeinträchtigen. Wir protestieren gegen diesen Grundrechtseingriff in die Pressefreiheit ...

V.i.S.d.P. Generalbundesanwalt a. D. Alexander von Stahl

Erstunterzeichner: Franz Alt, Peter Gauweiler, Gerhard Löwenthal, Heinrich Lummer, Helmut Markwort, Erwin K. Scheuch, Günter Zehm ...

Gleichheit

2. Februar, »Tagesspiegel«:

»Eine Bank soll keine politischen Urteile fällen«, begründete der Kölner Soziologie-Professor Erwin K. Scheuch seine Unterstützung dieser »parteiübergreifenden Initiative« ... Der Verfassungsschutz Nordrhein-Westfalen hatte in seinem Jahresbericht 1999 dem Blatt »Relativierung von NS-Verbrechen und Antisemitismus« bescheinigt. Dieses Urteil bezeichnete Scheuch als »politischen Skandal. Dann dürfen die mich als linksradikal einstufen, weil ich auch für die ›Taz‹ schreibe.« Ähnlich argumentiert auch »Focus«-Chefredakteur Helmut Markwort ... und fragt sich, warum »nicht jeder Journalist die Initiative unterstützt«. Markwort möchte mit seiner Unterschrift ein Zeichen setzen, daß man das Blatt nicht »in die Nähe der NPD rücken soll. Ich sehe eine Tendenz, daß man rechte Positionen immer mit rechtsextremen in einen Topf wirft.« Nachsatz: »Für mich ist die ›Junge Freiheit‹ ein Medium, das innerhalb des demokratischen Systems steht.«

Brüderlichkeit

3. Februar, »Berliner Zeitung«:

Die Postbank AG hat die Kündigung des Kontos der rechtslastigen Wochenzeitschrift »Junge Freiheit« zurückgenommen.

Fischers Freund

3. Februar, »Hamburger Abendblatt«:

Aus diesem Hinterhalt konnte niemand entkommen. Denn auf der Straße, die in der Kosovo-Stadt Mitrovica zur Brücke über den Ibar führt, herrscht gewöhnlich tiefer Frieden. Albaner verhökern hier ihre schwarz gebrannten CDs, gefälschte Designer-Klamotten, Zigaretten und Gemüse. An diesem Abend war alles anders. Da bewarfen Albaner eine französische Patrouille mit Molotow-Cocktails und Steinen. Zwei Panzerspähwagen brannten aus, sechs Jeeps der Uno-Polizei wurden demoliert, sieben französische Soldaten wurden verletzt.

Schon vor Monaten drohte der frühere (UCK-)Generalstabschef Agim Ceku, die im Untergrund immer noch existierende Kosovo-Befreiungsarmee könnte zur »IRA des Balkans werden«. Eine solche Entwicklung, glaubt Cekus einstiger Kampfgefährte Ramush Haradinaj, »ist sehr konkret«. Der heute als moderat geltende Politiker hat beobachtet, daß »auf den Straßen die Anarchie regiert«. Verantwortlich dafür sind vor allem die Ex-Rebellen und ihr früherer Kommandant Hashim Thaci. Der verdient sein Geld heute mit Menschen-, Waffen- und Drogenhandel.

Fischers Freundin

3. Februar, »Berliner Zeitung«:

Friede Springers Haltung ist eindeutig. In einem bemerkenswerten Interview ... bekannte sie, daß sie mit Brüchen in den Lebensläufen heutiger Minister keine Probleme habe. »Man muß doch anerkennen, wenn sich ein Mensch ändert«, sagte sie. Und erzählte, wie sie neulich bei einer Demonstration gegen Rechtsextremismus »Arm in Arm mit Joschka Fischer marschiert« ist.

Fischers Feind

3. Februar, dpa:

Serbien bereitet nach den Worten von Ministerpräsident Zoran Djindjic eine Anklage gegen den früheren jugoslawischen Präsidenten Slobodan Milosevic vor. Zur Zeit werde an der Einrichtung von neuen Gerichten und der Berufung eines Chefanklägers gearbeitet, sagte Djindjic.

Broken windows

5. Februar, AFP:

Hacker und Globalisierungsgegner haben sich Zugang zu vertraulichen Daten von hochrangigen Teilnehmern des Weltwirtschaftsgipfels in Davos verschafft. Wie die Schweizer »Sonntags Zeitung« berichtete, schickten die Hacker eine Liste mit Kreditkartennummern, Privatadressen, Handynummern und E-Mail-Adressen an die Redaktion des Blattes. Betroffen seien unter anderem der frühere US-Präsident Bill Clinton, Palästinenserpräsident Jassir Arafat und Microsoft-Chef Bill Gates. Die 1.400 auf der Liste genannten Gipfel-Teilnehmer sollen persönlich informiert werden. Für Deutschland waren Außenminister Joschka Fischer und Finanzminister Hans Eichel in Davos gewesen.

Katastrophe am Hofe

6. Februar, »Bild«:

Der Kanzler regiert vom Sofa aus. Ungeduldig liegt Schröder zu Hause in Hannover auf dem Sofa. Müde, geschlaucht, fiebrig – mal 38, mal 39 Grad. Nicht einmal die Zigarre schmeckte. Innenminister Schily hatte ihm noch ein Badesalz mit heilenden Essenzen zugesteckt. Aber auch das hatte nichts geholfen. Doris Schröder-Köpf (37) pflegt ihren Mann. Sie setzt auf bewährte Hausmittel wie heiße Bäder und Schwitzen, rief aber auch den Arzt. Der verschrieb dem Kanzler zusätzlich ein Medikament. Ginge es nach Schröder, wäre er heute bereits wieder im Amt. Aber das weiß seine Frau Doris zu verhindern. Mit einem Stoß neuester Zeitungen stellt sie ihn still.

Rotgrüne Zeiten

6. Februar, »Bild«:

Die Zahl der antisemitischen und fremdenfeindlichen Straftaten ist im vergangenen Jahr deutlich gestiegen, so eine Studie des Bundeskriminalamts (BKA). Danach wurden bundesweit 2.333 derartige Straftaten registriert. Im Jahr zuvor waren es 1.457.

Juden raus

6. Februar, dpa:

Die Jüdische Gemeinde in Göttingen hat die Durchsuchung ihrer Räume von Polizei und Staatsanwaltschaft als unbegründet und unangemessen kritisiert. Anlaß der Aktion war der Verdacht der Staatsanwaltschaft, daß Personen aus der ehemaligen Sowjetunion sich mit Hilfe der Gemeinde und gefälschter Abstammungsurkunden ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht in Deutschland sichern wollten.

Ich bin bekennender Deutscher

Oswald Metzger, grünes Mitglied des Bundestags

Konkret 03/01, S. 12

Jürgen Elsässer

Wenn Quangos regieren

Meine Oma fährt im Kälberstall Motorrad oder Wie verrückte Politiker von verrückten Kühen profitieren

Nehmen wir einmal an, ein Astronaut aus dem Jahre 1980 käme nach einer kleinen Space-Odyssee im Jahre 2001 wieder in die Bundesrepublik zurück. Vermutlich wähnte er sich in einem Paralleluniversum oder zumindest auf einem anderen Planeten, so vieles hätte sich geändert. Würde er nicht bereits an der Mobilfon-Seuche, aufdringlichen Internettigkeiten und dem Schmuddel-Naddel-TV verrückt werden, so mit Sicherheit an der Involution des Parteiensystems. Über dessen wichtigste Koordinaten hätte sich zur Zeit seines Abfluges in etwa sagen lassen: Die CDU ist für die Industrie und den Profit, die Grünen sind für das Leben und für die Umwelt. Immerhin hatten in jener Zeit die christdemokratischen Ministerpräsidenten Stoltenberg und Albrecht die Atomanlagen in Brokdorf und Gorleben gegen den Widerstand der Bürgerinitiativen geradezu durchprügeln lassen, Späth und Strauß hatten es in Wyhl (und später Wackersdorf) ebenfalls versucht und erst nach jahrelangem Streit davon abgelassen. Die Grünen andererseits besetzten nicht nur Bauplätze von Nuklearanlagen, sondern schützten auch Maikäfer, Weinbergschnecken und anderes bedrohte Getier durch kleingärtnerisches oder parlamentarisches Engagement.

Zwanzig Jahre später gibt ein grüner Minister der Atomenergie eine Bestandsgarantie bis 2030, und eine grüne Ministerin läßt eine knappe halbe Million Kühe als Sondermüll verbrennen, um die Marktpreise zu stabilisieren. Eine sozialistische Linke, die diese Vernichtung von Gebrauchswerten zur Rettung des Tauschwertes als Inbegriff kapitalistischer Perversion gegeißelt oder gar »Arbeiter und Bauern« für den Erhalt der Höfe und das preiswerte Schnitzel auf die Straße gerufen hätte, gibt es nicht mehr. Noch viel verstörender aber ist die Mutation der CDU/CSU: Hatte sie in den siebziger und achtziger Jahren der Atom- und Energielobby standhaft die Treue gehalten, obwohl dies vor allem nach Tschernobyl Wählerstimmen kostete, so genügten jetzt ein Dutzend kranke Kühe, damit sie ihre älteste Klientel, die Bauernschaft, fallenließ.

Niemand kann sich heute mehr auf irgend etwas verlassen – die Union verrät die Bauern, die SPD die Gewerkschaften, die Grüne Partei die Atomkraftgegner, und bald wird es die PDS mit den Ossis genauso machen. Darin mag der Hauptgrund liegen, wieso die Menschen immer nervöser, paranoider, asozialer werden. Eigentlich muß man sich wundern, daß es nicht viel mehr Selbstmörder, Amokläufer und Neonazis gibt. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, daß die sechziger und siebziger Jahre ihr Revival erleben. Die Nostalgie gilt der guten alten Übersichtlichkeit, als die Welt noch von der Polarität Ost/West, links/rechts und Mann/Frau konstituiert wurde und jeder und jede irgendwo sein Plätzchen hatte, wenn auch meistens nicht auf der Beletage. Heute hingegen muß der Mensch flexibel sein, man wird mit lebenslangem Lernen terrorisiert, muß alle paar Jahre den Beruf und die sexuelle Orientierung wechseln und nach Möglichkeit transgender sein. Am Schluß hat keiner mehr einen Arbeitsplatz, sondern jeder ist sein eigener Subunternehmer, die Freundin wird wegrationalisiert, und der Orgasmus kommt von Lara Croft. Auch die politischen Parteien müssen mit der Mode gehen, das Programm wird durch die Performance ersetzt und die größte Zielgruppe finden sie nicht mehr auf dem Gewerkschafts- oder Kirchentag, sondern im Container von Big Brother. Die neuen Charaktermasken des Kapitals sind entsprechend: Dominierten bisher gutmütige Patriarchen wie Kohl oder autoritäre Vaterfiguren wie Schmidt, an deren Seite man ein ganzes Leben lang treusorgende Ehefrauen wie Hannelore oder Loki bewundern und bemitleiden durfte, so regieren uns jetzt Leute mit sogenannten gebrochenen Biographien, zum Beispiel Schröder, Fischer und Scharping, die mindestens einmal im Jahrzehnt die Gesinnung oder zumindest die Frau, pardon: Lebensabschnittsgefährtin, wechseln. Aber auch ihre Tage sind gezählt, es drängelt bereits die nächste Generation an die Schalthebel der Macht: seelen- und geschlechtslose Politroboter wie Renate Künast oder Fritz Kuhn, im Kopf einen Mikrochip und im Mund ein Maschinengewehr, androgyne Androiden, denen die Moralhuberei ihrer Vorgänger vollständig abgeht und die die vermeintlichen Sachzwänge exekutieren, ohne mit der Wimper zu zucken.

Beinahe bekommt man Mitleid mit Angela Merkel – nicht ihrer Inhalte, sondern ihrer Betulichkeit wegen, die an die gemütlicheren Zeiten des Kapitalismus erinnert. Kein Wunder, daß die Union sich unter ihrer Führung vollständig darauf zurückgezogen hat, the good old Seventies heraufzubeschwören: Um an die glorreichen Zeiten der großen ideologischen Stellungskriege, der Belagerung und schließlich Eroberung der sozialdemokratischen Bastion zu erinnern, wird seit Wochen ausgiebig an die damaligen Jugendsünden einiger Minister erinnert. Es sieht ganz so aus, als wolle die Union noch einmal unter dem Panier von »Freiheit statt Sozialismus« ihre Truppen sammeln, noch einmal den »Sympathisantensumpf« trockenlegen. Auch vielen der wenigen links gebliebenen 68er gefällt die Debatte, man kann die alten Fotoalben zeigen und sich noch einmal mit entblößter Brust gegen Reaktion und Springerpresse stellen und die Fischer-Gang des Verrats zeihen. Doch wer heute die Schlachtrosse aus den siebziger Jahren wieder aufzäumen möchte, egal, ob von rechts oder von links, betreibt lediglich Folklore. Was uns damals politisierte – Antikommunismus, »law and order«, Fassonschnitt – , ist mit der Kriegsgeneration und dem realen Sozialismus untergegangen. Die »Generation Ich« will nicht zurück in die ideologischen Schützengräben der alten Zeit, sie lebt ganz im Hier und Jetzt, das heißt im Kapitalismus, sie will alles, und zwar sofort:

Piercing und Ehering, 70-Stunden-Woche und Party-ohne-Ende, Fucking for Virginity und Fighting for Peace. Für diese ganze lügenhafte Melange steht Joschka Fischer wie kein zweiter, und deshalb schadet ihm, bis zum Beweis einer Gewaltstraftat, der ganze Siebziger-Jahre-Schmäh überhaupt nicht.

Die rotgrüne Regierung durch einen Geschichtsdiskurs zu Fall bringen zu wollen zeigt, wie sehr die CDU (und mancher linke Kritiker) auf den postmodernen Hund gekommen ist. Man streitet um die Interpretation der Vergangenheit, in der aktuellen Politik scheut man den Kampf. So zog die CDU ein Fahndungsplakat gegen den Kanzler, das dessen Rentenschwindel mit vollem Recht als ebenso kriminell darstellt wie andere Betrugsfälle gewöhnlicher Sterblicher (nur daß hier die veruntreute Summe wesentlich höher ist), aus Gründen des Fair play zurück. Gleichzeitig wäscht man aber die schmutzige Wäsche aus den siebziger Jahren weiter. Besonders notdürftig sind die Attacken auf Jürgen Trittin. Er wird mit der »klammheimlichen Freude« über den RAF-Mord an Generalbundesanwalt Buback in Verbindung gebracht, die Belege dafür sind fadenscheinig. Nachweisbare Delikte Trittins aus den letzten Wochen aber werden nicht verfolgt. So etwa seine These, BSE-Erreger könnten »bis zu drei Jahren« in Böden überleben – demnach könnte sich der Rinderwahnsinn auch in Salat und Gemüse finden. Mit solchen und ähnlichen Äußerungen wurden die Konsumenten von höchster Stelle hysterisiert, dadurch wurde überhaupt erst eine Situation geschaffen, die den Rindfleischabsatz in Deutschland um die Hälfte zurückgehen ließ. Was jetzt als Sachzwang verkauft wird – die Vernichtung unverkäuflicher Überproduktion – , ist Ergebnis grüner Regierungspolitik: Man hat die Leute zuerst vor Hirn und Knochenmark, dann vor Separatorenfleisch, schließlich selbst vor Filet und Wurst gewarnt und am Schluß sogar Horrorgeschichten über Grünzeug, Medikamente und Milch verbreitet – kein Wunder, daß die Verbraucher irritiert waren und nicht mehr essen mochten. Die von Frau Künast beschlossene Massenkeulerei setzt den Circulus vitiosus fort: Wer soll noch Fleisch kaufen, wenn jeden Abend die Tagesschau zeigt, wie Tausende von Tonnen als Sondermüll in die Öfen wandern? So wird nicht die sogenannte Überproduktionkrise gelöst, sondern die Unterkonsumtionskrise verschärft.

Nichts kennzeichnet die galoppierende Irrationalität besser als die Tatsache, daß die einzigen besonnenen Stimmen aus der CSU und der PDS kommen – landsmannschaftlichen Vereinigungen, die bis dato mit gutem Grund für dumpfen Regionalismus und Schlimmeres kritisiert wurden. Offensichtlich gibt es in beiden Parteien nicht nur gefährliche Ideologen, sondern auch gute Fachleute. So sprach sich der neue bayrische Verbraucherschutzminister Eberhard Sinner gegen die Massenvernichtung ganzer Tierherden aus, wenn in diesen Herden nur eines oder wenige Tiere BSE-positiv seien; statt dessen sollte Fleisch von Kühen, deren BSE-Test nach der Schlachtung negativ ausfalle, verbilligt in den Handel kommen. Bei einem – staatlich gestützten – Kilopreis von acht Mark, so berichtet Sinner von Metzgereien aus dem Land, kämen die Kunden zurück – vielleicht nicht die Besserverdienenden, wohl aber Sozialhilfeempfänger und Kinderreiche. Wolfgang Methling, PDS-Umweltminister in Mecklenburg-Vorpommern, pflichtete ihm unausgesprochen bei: »Es gibt keinen vernünftigen Grund, Milch oder Fleisch von gesunden Tieren zu vernichten.« Und weiter: »Wenn man sich sachlich mit dem BSE-Problem beschäftigt, erkennt man, daß diese Rinderkrankheit in Deutschland vor allem eine mediale, weniger eine reale Bedeutung für die Gesundheit von Rindern und den Schutz des Verbrauchers besitzt. Denn andere durch Lebensmittel übertragene Erreger (z.B. Salmonellen, Listerien) verursachen seit Jahrzehnten regelmäßig Hunderte von Todesfällen. Über verzehrs- und genußbedingte tödliche Krankheiten (Herzinfarkt, Krebs, Leberschäden u.a.) spricht momentan kaum jemand.«

Facts and Fictions

Doch Sinner und Methling stehen auf verlorenem Posten – auch in ihren Parteien ist der ökologische Zeitgeist schon längst auf dem Vormarsch. Ist der BSE-Test überhaupt hundertprozentig sicher? Noch nie etwas von Restrisiko gehört? Hat die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit, die »menschliche Variante von BSE«, nicht schon über 80 Tote gefordert? Wie viele Menschenleben sollen für den Profit der Agrarlobby noch geopfert werden? So oder so ähnlich tönt es den Besonnenen entgegen.

Versuchen wir es noch einmal mit Fakten. BSE ist eine für Rinder verheerende Krankheit, die man 1986 zum erstenmal in Großbritannien identifizierte. Ihre Ausbreitung konnte allerdings durch das Verbot der Tiermehlverfütterung stark eingedämmt werden: In England fielen BSE im Spitzenjahr 1992 insgesamt 36.000 Tiere zum Opfer, im letzten Jahr waren es nur noch 1.136 (Stand Ende November). Außerhalb Englands sind bisher nur vergleichsweise wenig Fälle aufgetreten, obwohl britisches Tiermehl in alle Welt exportiert wurde. Die Schweiz, wo man die erste BSE-Kuh 1990 registrierte, liegt bislang auf dem zweiten Platz mit bis jetzt gerade 366 Fällen. Dort hat man, anders als jetzt in der EU vorgesehen, auf die Massentötung ganzer Herden verzichtet.

Die Hauptfrage ist jedoch, ob BSE auch auf den Menschen übertragen werden kann. Von Scrapie, einer ähnlichen Hirnkrankheit bei Schafen, blieben Menschen verschont, obwohl in den letzten 200 Jahren Scrapie-verseuchtes Lamm- und Hammelfleisch gegessen wurde. Bei BSE schrillten die Alarmglocken, als man im Jahre 1996 in England eine neue Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit (vCJK bzw. vCJD für engl. Disease) entdeckte: In den Gehirnen der Verstorbenen stellte man schwammähnliche Ablagerungen wie bei BSE-Rindern fest. Doch die These, diese Opfer seien

durch Rindfleisch infiziert worden, ist sehr fragwürdig. Zum einen waren auch Vegetarier unter den vCJK-Toten. Zum zweiten starben im britischen Norden und auf dem Land prozentual mehr Menschen an vCJK als im Süden Großbritanniens und in den städtischen Ballungsgebietem – »obwohl gerade dort die besonders garstigen Hamburger verzehrt werden, in die das sogenannte mechanically recovered meat aus Innereien, Gehirnmasse und minderwertigen Fleischresten hineinwanderte, die allesamt als schwer kontaminiert gelten« (»Die Zeit«). Die Experten des CJK-Forschungszentrums in Edinburgh gelangten im Herbst 2000 nach Untersuchung von 50 vCJK-Todesfällen zu dem Schluß, es gebe »keinerlei Hinweise« darauf, daß der Verzehr von Rindfleisch, möglicherweise BSE-verseuchte Arzneimittel oder Blutkonserven für die Todesfälle verantwortlich seien. Insgesamt starben in Großbritannien 88 Menschen an vCJK, die jährliche Rate schwankt (1998: 18; 1999: 15; 2000: 25). Außerhalb Großbritanniens gibt es bisher drei vCJK-Tote, zwei in Frankreich, einen in Irland.

In der Bundesrepublik wurde vCJK bisher nicht festgestellt, obwohl – so eine Informationsschrift der Bündnisgrünen – von 1985 bis 1990 »rund 40.000 Tonnen britisches Rindfleisch direkt nach Deutschland exportiert« wurden. Das heißt: Zu einer Zeit, als in England die Fleischkontrollen gleich null waren, wanderten in Deutschland 40.000 Tonnen oder umgerechnet 200.000.000 Portionen (à 200 Gramm) potentiell verseuchtes British Beef über die Ladentheke – und trotzdem gibt es zehn Jahre später keinen einzigen Fall von vCJK. Spricht das nicht für die These von Professor Straub, dem Präsidenten der baden-württembergischen Landestierärztekammer, das Risiko, sich durch den Genuß von Rindfleisch zu infizieren, sei etwa so groß wie die Gefahr, in der Innenstadt von Zürich von einem Krokodil gebissen zu werden?

Doch, so könnte man einwenden, muß man nicht mit einer längeren Latenzzeit von vCJK rechnen? Könnte es nicht so sein, daß die Krankheit bei den Menschen, die etwa zwischen 1985 und 1990 verseuchte Beefburger gegessen haben, erst in fünf oder zehn Jahren ausbricht? Solche Befürchtungen erhielten Auftrieb, als im Oktober 2000 eine britische Regierungskommission ihren BSE-Bericht vorlegte. »Die Zeit« faßte griffig zusammen: »Die britische Regierung erklärt, sie rechne mit bis zu 136.000 vCJD-Toten.« Liest man den Kommissionsbericht allerdings genauer, so bedeutet er eher eine Entwarnung. Je nachdem, welche Variablen in die Hochrechnung eingesetzt wurden, schwankte die prognostizierte Opferzahl zwischen 63 (nicht 63.000!) und 136.000. Hauptverantwortlich für diese große Bandbreite war die Unsicherheit über die Inkubationszeit. »Damit es mehr als 6.000 Todesfälle insgesamt gibt, muß die Inkubationszeit schlimmstenfalls bei 60 und mehr Jahren liegen ... Wenn die durchschnittliche Inkubationszeit bei weniger als 20 Jahren liegt, rechnen wir mit 63 bis 630 Fällen.« Die Wahrscheinlichkeit, daß die Inkubationszeit bei weniger als 20 Jahren liegt, ist außerordentlich hoch. Das bisherige Durchschnittsalter der vCJK-Toten liegt nämlich bei 29 Jahren, sehr viele starben bereits in den frühen Zwanzigern, zwei sogar mit 14 Jahren. Und vergessen wir nicht: Diese Hochrechnungen betreffen Großbritannien, wo es 170.000 nachgewiesene und 750.000 vermutete BSE-Fälle gab – mindestens das Zehntausendfache wie in Deutschland.

Die Zerstörung der Vernunft

Der britische Wissenschaftler Michael Fitzpatrick hat in »Novo« nachgezeichnet, wie in Großbritannien 1996/97 BSE-Hysterie und Demontage der Konservativen Hand in Hand gingen. »Die Krise begann in den Tagen des endgültigen Dahinsterbens der demoralisierten konservativen Regierung, die von Sex- und Korruptionsskandalen schon schwer erschüttert war. Die Solidarität in der alten Elite war so weit untergraben, daß die Medien immer mehr Material zugespielt bekamen, mit dem sie sich immer deutlicher gegen die Torys wandten. Die Minister wußten, daß, wenn sie die Seac-Erkenntnisse (Seac = BSE-Untersuchungskommission, J.E.) nicht publik machen würden, diese dennoch an die Öffentlichkeit gelangen und sie selbst als Vertuscher geoutet würden. Man sollte meinen, die New Labour Minister seien in dieser Hinsicht in einer besseren Situation als ihre Vorgänger. Doch auch sie wurden schnell zu Opfern des gegen die Regierung gerichteten Zynismus, den sie selbst zuvor angeheizt hatten. Wie das Beispiel Seac zeigt, müssen auch sie den Preis für den wachsenden Einfluß von Nichtregierungsorganisationen zahlen.« Fitzpatrick bezeichnet Seac und ähnliche Gruppen als Quangos – Quasi-NGOs, also eher Quasi-Regierungsorganisationen, die mit dem NGO-Ticket Objektivität und Unparteilichkeit beanspruchen, dadurch ein Druckpotential gegenüber dem Staat aufbauen, dann von diesem mit Finanzspritzen teils eingekauft, teils gestärkt werden, dadurch on the long run eine immer stärkere Position im Establishment aufbauen. Das verlagert »die Macht weg von gewählten Repräsentanten hin zu ernannten Quasi-Beamten und Experten«. Fitzpatrick weiter: »Es ist mittlerweile allgemein akzeptiert, daß die Beziehung zwischen der Gesellschaft und dem Staat nicht mehr die zwischen Bürgern und Politikern ist, sondern die zwischen Konsumenten und Aufsichtsbeamten. Diese Veränderung ist bedeutsam. Bürger sind aktive, unabhängige Akteure und traditionell höchst skeptisch gegenüber der Einmischung des Staates in ihre Angelegenheiten. Konsumenten hingegen sind passiv und verletzlich und immer auf der Suche nach einer höheren Instanz, die ihre Interessen schützen soll. Bürger handeln oft kollektiv, Konsumenten sind zutiefst atomisierte einzelne.«

Gibt es etwas Schlimmeres als eine autoritäre Öko-Demokratur, in der Quangos wie Greenpeace und Big Sisters wie Künast den Bürgern vorschreiben, was sie essen, trinken oder lesen sollen? Vielleicht ja. Anfang Februar wurde im Stuttgarter Landtag ein Mißtrauensantrag gegen die CDU-Landwirtschaftsministerin gestellt, SPD, Grüne und Republikaner zogen an einem Strang. (Als die CDU in der Vergangenheit gemeinsame Sache mit den Republikanern

machte, war das Geschrei der selbsternannten Antifaschisten groß). In der Begründung verglich der grüne Fraktionsvorsitzende Salomon Ministerpräsident Teufel mit Honecker. Das ist das höchste, das deutsche Stadium der Quango-Herrschaft: wenn im Kampf gegen den CDU-Bolschewismus und für die Volksgesundheit die Große Koalition der Anständigen zusammenfindet, die der Kanzler schon so lange gefordert hat. Die Zerstörung der Vernunft, das kann man schon bei Georg Lukács nachlesen, kulminiert in der Schaffung einer gesunden Rasse.

Konkret 03/01, S. 15

Joachim Rohloff

Wild entschlossen

Nach welchen Regeln würden wir leben, wenn es die der grünen Ministerin Künast wären?

Einst bekämpfte sie Atomkraftwerke mit einem Gebärstreik. Das schadete zwar den Atomkraftwerken nicht, kommt ihr aber heute endlich zugute. Denn wie wohl wollte sie ihren Kindern erklären, daß Mutti 400.000 Muhkühe töten lassen muß? Kinder sind bekanntlich Fundamentalisten, im mittleren Alter zählt man sich bestenfalls zur linken Mitte der grünen Partei, wie Renate Künast, die in der »FAZ« lesen darf, daß sie »formal zur Linken gehört, aber sehr gemäßigt ist und die Unterstützung der Realos genießt«.

Das Interessanteste, was sich über sie in Erfahrung bringen läßt, steht im »Munzinger-Archiv«: »K. ist unverheiratet. Sie liest und kocht gern, fährt Inliner, hört klassische Musik und liebt Zimmerpflanzen.« Der Presse gilt sie als Powerfrau, als Hoffnungsträgerin der Grünen, als grünes Energiebündel, als gewitzte Strategin, als taktisch klug und hart in der Sache, als durchsetzungskräftig, zäh, arbeitswütig, spöttisch, frech und herzlich. »Künast steht für die grüne Identität, hat nach eigenem Bekunden aber eine tiefe Abneigung gegen alles Dogmatische. So habe sie im Gegensatz zu ausgewiesenen Realos nie einer kommunistischen Gruppe angehört.« Und wenn es darauf ankommt, wenn es ein Tschernobyl im Kochtopf gibt oder einen Völkermord im Kosovo, dann dürfen Rinder wie Serben sich trösten, daß ihr Leid auch Renate Künast spaltet, zumindest innerlich. Schweren Herzens sagt sie trotzdem ja zu den nötigen Maßnahmen: »Ich bin innerlich total gespalten. Grundsätzlich kann es nur pazifistische Lösungen geben. Auf der anderen Seite kann man nicht zusehen, wie Hunderttausende in die Berge getrieben werden, wie Milosevic das Kosovo mit Krieg überzieht.« Was aber tut ein grundsätzlicher Pazifist, der auf der anderen Seite nicht zusehen kann? »Wir haben als Grüne mit unserem Außenminister gegen die USA durchgesetzt, daß es nicht sofort zu einer Nato-Aktion kam, daß überhaupt und lange verhandelt wurde. Wir haben immer wieder versucht, Rußland mit einzubeziehen. Da haben die kleinen Grünen im Vergleich zu den großen USA doch sehr viel erreicht.« Weil sie damals zum Außenminister hielt, so heißt es, durfte sie heute, obwohl sie einen Selbstbinder nicht von einem Gummiwagen unterscheiden konnte, zur Ministerin für Verbraucherschutz und Landwirtschaft aufsteigen. Die unterlegene Kandidatin Höhn besitze zwar größeren Sachverstand, habe aber auf dem grünen Kriegsparteitag zu viele Fragen gestellt.

Als Renate Künast, die aus einfachsten Verhältnissen stammt und sich den Besuch der Realschule und der Fachoberschule für Sozialwesen gegen den Willen ihrer Eltern hatte ertrotzen müssen, die während ihres Jurastudiums noch in einer Berliner Justizvollzugsanstalt gearbeitet hatte, die von der Anti-Atom-Bewegung in die Alternative Liste geraten war und fast zwanzig Jahre lang Berliner Landespolitik getrieben hatte, im letzten Sommer neben Fritz Kuhn zur Vorsitzenden der Grünen gewählt wurde, freute sie sich und versprach unbändigen persönlichen Einsatz. Sie hätte sich auch übers Justizministerium gefreut, über ein EU-Kommissariat oder über den Posten einer deutschen Botschafterin bei den Vereinten Nationen. Immer wieder wurde sie vorgeschlagen, immer wieder mußte sie zurückstehen.

Von der Parteiführerin Künast wird berichtet, sie habe in den sieben Monaten, die ihr beschieden waren, der grünen Tradition zuwider mit dem Kollegen Kuhn bestens kooperiert und sich überhaupt um die Einheit der Partei und um die Versöhnung der beiden Flügel verdient gemacht. Als die CDU sich um eine »deutsche Leitkultur« bemühte, leistete auch Künast ihren Beitrag. Kaum hatte Angela Merkel festgestellt, das linke Konzept einer multikulturellen Gesellschaft sei gescheitert, da erklärte Künast, die Grünen wollten sich von diesem Begriff zwar nicht verabschieden, sie würden ihn in Zukunft aber nicht mehr verwenden. Denn er sei »unscharf, weil er sich nicht auseinandersetzt mit der Frage: Nach welchen Regeln leben wir?« Statt seiner empfahl Künast den Verfassungspatriotismus, die Beherrschung der deutschen Sprache, demokratische Prinzipien und die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Dagegen wußte selbst der Generalsekretär der CDU nun nichts mehr einzuwenden.

Im antifaschistischen Sommer des vergangenen Jahres widersprach Künast der Absicht des Innenministers, die NPD verbieten zu lassen. Ein solches Verbot wecke lediglich die Illusion, das Problem des Rechtsextremismus sei mit einen einzigen juristischen Akt zu lösen. Künast empfahl mobile Beratungskommandos, die Lehrer, Polizisten und Sozialarbeiter den Umgang mit Nazis lehren sollten, und das Engagement der Bürger. Wenn die NPD am Brandenburger Tor demonstriert, müsse die Zivilgesellschaft präsent sein und ihre Mißbilligung kundtun. Was aber rechtsextreme Gewalttaten betrifft, so müsse »die Politik klarstellen, daß der Strafrahmen ausgeschöpft wird und die Ressourcen für eine rasche Verfolgung geschaffen werden. Es ist auch ein Teil der geistigen Auseinandersetzung, wenn der Repressionsapparat signalisiert: So nicht! Polizei und Staatsanwaltschaft stehen zeitnah vor deiner Tür.« Noch besser wäre allerdings: in Echtzeit.

Viele wunderten sich, als ausgerechnet eine Juristin, die noch nie eine Kuh gemolken und noch nie Holzschuhe getragen hat, die keine Zoten reißt und keinen Doppelkorn trinkt, zur Landwirtschaftsministerin berufen wurde. Daß ihr der Bauernstand und seine Anliegen bisher so fremd waren, sei aber gerade Künasts größter Vorzug, denn ihre Herkunft und

ihre Unwissenheit bewahrten sie vorm Verdacht, sie werde lobbyistischen Interessen nachgeben. Zudem befinde sich das weite Feld der Umwelt und der Landwirtschaft nun in grünen Händen und die Partei könne endlich zeigen, was eine ökologische Harke ist. Niemand aber wunderte sich darüber, daß die Grünen das Gesundheitsministerium und mit ihm das Thema der Gentechnik widerstandslos aufgaben.

Immerhin weiß die Ministerin schon heute, woran es gelegen haben wird, wenn es, wie zu erwarten ist, nichts wird mit der ökologischen Landwirtschaft. Ende Januar durfte sie zum ersten Mal an einer Sitzung der Landwirtschaftsminister der Europäischen Union teilnehmen und mußte erfahren, daß die Deutschen zwar, wie immer, ein Anliegen und die besseren Argumente hatten, alle anderen aber handfeste Interessen, die sie auch im Angesicht der höchsten Vernunft nicht dreingeben mochten. »Da wird Deutschland eine ganz wichtige Rolle spielen – Deutschland als ein Land, das zwei Drittel der Gelder zahlt. Von uns wird auch der Druck ausgehen müssen: Jetzt raus aus der alten Politik und rein in eine andere Landwirtschaftspolitik, damit nicht nur dieses Marktproblem beseitigt wird, sondern als Verbraucherinnen und Verbraucher haben wir doch alle ein Interesse, Essen zu haben, von dem wir das Gefühl haben: Dies ist gesund.« Zwar hätten die Kollegen gemerkt, daß nach Funke und seit Künast in der EU ein frischer Wind wehe, aber »im Agrarrat sind viele, die lange Zeit auch eine andere Agrarpolitik vertreten haben und das mehr verstanden haben als Lobbypolitik für die Landwirtschaft. Deshalb ist ja diese Situation auch zustande gekommen.«

Nun müsse endlich, so formulierte es Gerhard Schröder, »von der Ladentheke her gedacht« werden. Nicht jeder Mastbetrieb wird sich in einen Streichelzoo verwandeln lassen, aber die Kühe werden wieder einen Namen haben, und nicht wenige werden Renate heißen. Denn gerade wegen der BSE-Krise stehen die Chancen einer ökologischen Landwirtschaft heute so gut wie nie, weiß der »Spiegel«. Trotzdem habe Künast »keine leichte Aufgabe übernommen. Sie selbst sagt, sie sei ›wild entschlossen‹. Ohne diese Entschlossenheit wird sie das Minenfeld der gegensätzlichen Interessen nicht unbeschadet bestellen können.« Wir empfehlen: Augen zu und durch!

Joachim Rohloff schrieb in KONKRET1/2001 über Vergangenheitsbewältigung mit der Leitkultur-Debatte

Konkret 03/01, S. 16

Karl Selent

Milosevic in Israel?

Der neue israelische Ministerpräsident gilt in der deutschen Presse als Kriegstreiber. Ein Blick in seine Biographie zeigt, daß dies eine recht einseitige Sichtweise ist

»Die Welt fürchtet Sharon«, meinte die »Hamburger Morgenpost« am Tag nach der Wahl des israelischen Regierungschefs. Der Sieg Ariel Sharons sei ein »politisches Desaster«, klagte die »Frankfurter Allgemeine«. Das Ganze sei eine »Absage an den Frieden«, so die »Frankfurter Rundschau«. Der Mann sei »die schwergewichtige Verkörperung einer militanten Politik« (»Junge Welt«). Er werde »blutige Konfrontationen auslösen« (»Tageszeitung«) und könne »das Land in einen Krieg führen« (»Süddeutsche Zeitung«). Mit den Worten »Wir sind in Deutschland sehr besorgt über Sharon und darüber, was passieren könnte, wenn er an die Macht käme«, hatte sich noch kurz vor der Wahl Bundestagspräsident Thierse, immerhin der dritthöchste Staatsmann Deutschlands, offen in Israel eingemischt. Im Falle eines Wahlsieges von Sharon »drohe Israel«, drohte der »Spiegel«, »die internationale Isolation«.

Die Israelis aber wählten den Gefürchteten mit satten 25 Prozent Vorsprung zum Regierungschef. Das wiederum erklärte sich die »Taz« mit der »politischen Unreife« der Juden, wo doch die Wahl »so wenig von Sachargumenten beeinflußt« gewesen sei. Sharon sei eben »auf einer Welle der Demagogie dem Sieg entgegen geschwommen« (»SZ«). Schon in den Tagen und Wochen vor der Wahl hatte die Presse geklagt, nicht nur Sharons Besuch auf dem Tempelberg sei eine »Provokation« gewesen, mit der er die Al Aksa Intifada ausgelöst habe und so zum »Totengräber des nahöstlichen Friedensprozesses geworden« sei, nein, die »gesamte politische Karriere« des früheren Außen- und Verteidigungsministers bestünde nur »aus Provokationen« (»FAZ«). Der »selbstsüchtige« Sharon sei ein »Anstifter« (»Zeit«), ein »Scharfmacher« (»Spiegel«), ein »Hardliner« und »Zyniker« (»SZ«), ein »Trampeltier« (»Junge Welt«), einer, der den »Haß gesät und die Gewalt geerntet« habe, ja, ein »Terrorist« (»Zeit«), ein »berüchtigter Kriegstreiber« (»Neues Deutschland«), an »dessen Händen seit der Libanonintervention palästinensisches Blut« klebe (»FAZ«). »Das Militärische«, wußte die »SZ« aus der Rassenlehre zu berichten, habe »sich in seinen Genen eingenistet«. Geschickt verbreitete die »Frankfurter Allgemeine«, »in der arabischen Welt« gelte der »unselige Sharon« als »Teufel« und als »Schlächter«. Schlächter – dies war bis vor kurzem das westliche Etikett für Slobodan Milosevic. Konsequent lancierte die »Süddeutsche Zeitung«, Sharon gelte als »Israels Milosevic«. Wenn aber Sharon Milosevic ist, dann muß Israel Serbien sein, und wenn, wie die »Zeit« einen nützlichen Kronzeugen, David Grossmann, schreiben ließ, »die Lage bald in bosnische Verhältnisse abgleiten« werde, die israelische Armee also »einen an das Kosovo erinnernden Kampf« führt, dann müßte Deutschland eigentlich wieder militärisch intervenieren, um die Kosovo-Palästinenser vor einer »humanitären Katastrophe« zu bewahren.

Ariel Sharon hatte solche Interventionsbestrebungen gegen Israel bereits während des Kosovo-Krieges vorausgesehen. Mit der Begründung, »the west would consider Yugoslavia a precedent to intervene in our part of the region«, hatte der damalige Außenminister durchblicken lassen, daß er den Kosovo-Krieg ablehnte. Auf einem Treffen mit Vertretern jüdischer Organisationen in New York warb Sharon für ein Ende des Krieges. Seine Pendeldiplomatie nach Moskau paßte den USA genauso wenig in den Kram wie seine Warnung, die UCK sei »strongly supported by Iranian-backed terrorist organisations«. Es könne zu einem »dangerous islamic bloc« kommen.

Ariel Sharon wurde 1928 als Ariel Scheinerman nahe Tel Aviv in einem Moshav, einem landwirtschaftlichen Kollektivdorf, geboren. Seine Familie war 1922 aus Brest-Litowsk gekommen. Schon mit vierzehn Jahren schloß er sich dem paramilitärischen Schulbataillon Gadna an und trat drei Jahre später der größten jüdischen Selbstverteidigungsmiliz, der Haganah bei, die eng mit der Gewerkschaft Histadrut verbunden war. Bereits 1936 bis 39 hatte die Haganah an der Seite der Briten gegen die profaschistische Erhebung der Araber gekämpft, die durch »italienische Geld- und Waffenlieferungen« unterstützt wurde (vgl. Schreiber/Wolffsohn: *Nahost*). Der Führer des Aufstandes, der Großmufti von Jerusalem Amin al-Hussaini, floh nach Deutschland, antichambrierte dort erfolgreich bei Adolf Hitler, segnete in Sarajevo die bosnisch-muslimische SS-Division »Handschar« und rief von Berlin aus die Araber zum Kampf an der Seite des Dritten Reiches auf. Haganah-Milizen hatten zu jener Zeit die Aufgabe, die Kibbuzim und die Moshavs vor Übergriffen der Araber zu schützen. Geheime Spezialkämpfer der Haganah sprangen per Fallschirm über Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien und der Slowakei ab, um dort den Juden zu helfen. Bemerkenswert: Sharon blieb der sozialdemokratisch-zionistischen Haganah treu, auch als radikal-zionistische Milizen wie die »Stern«-Gruppe Menahim Begins immer stärker wurden.

Als die Haganah zusammen mit anderen Milizen 1948 die israelische Armee, die Tsahal, bildete, schloß sich Sharon an. Er nahm an sämtlichen arabisch-israelischen Kriegen teil, wobei ihm der Ruf eines effektiven und kalten, ja rücksichtslosen Soldaten anhing. Berüchtigt wurde er als Anführer der Spezialeinheit 101, die in den fünfziger Jahren palästinensische Flüchtlingslager auch jenseits der israelischen Grenzen überfiel. Im Yom Kippur Krieg 1973, von dem das Land überrascht wurde, in der militärisch bedrohlichsten Situation der Geschichte Israels, als ägyptische Truppen die »unüberwindbare« Bar-Lev-Verteidigungslinie auf dem Sinai durchbrachen und die israelische Führung eingestehen mußte, den Vormarsch vorerst nicht stoppen zu können, schlug Sharon auf dem Sinai als Kommandeur einer Panzerbrigade die entscheidende

Schlacht des Krieges, brachte so die Wende und wurde fortan als »Retter Israels« gefeiert. Weil er aber in seiner Laufbahn mehr als einmal eigenmächtig handelte, eben im Zweifel mit Befehl und Gehorsam nichts anzufangen wußte, unkonventionell in Frauenkleidern den Gegner im Feindesland jagte, mal eben ohne Befehl mit seiner Panzerbrigade den Suezkanal überquerte, dann wieder gegen ausdrücklichen Befehl mit einem Fallschirmspringerkommando einen strategisch wichtigen Paß auf dem Sinai besetzte, dabei aber auch krasse Fehlentscheidungen traf, mußte sich Sharon immer mal wieder wegen Befehlsverweigerung verantworten und vermasselte sich nach dem Sechstagekrieg 1967 die Beförderung zum Generalstabschef.

1981 wurde Sharon in der Likud-Regierung Menachem Begins dennoch Verteidigungsminister. Um die PLO, die sich im Libanon zu einem Staat im Staate entwickelt hatte und von dort aus den Kleinkrieg gegen Israel führte, zum Abzug aus dem Land zu zwingen, intervenierte am 6. Juni 1982 die Tsahal. »Ziel sei die Schaffung einer ›Sicherheitszone‹ von 40 Kilometern, erklärten Sharon und Begin den versammelten Ministern. Den meisten war jedoch zu diesem Zeitpunkt klar, daß es um mehr ging«, schreibt die Historikerin Angelika Timm. Sharon ließ seine Truppen bis Beirut vordringen, kesselte dort die PLO-Fedayin ein und erzwang deren Abzug über den Seeweg nach Tunesien. Sharons Ziel war erreicht – die PLO sollte auf Jahre, ja fast zwei Jahrzehnte hinaus militärisch relativ bedeutungslos bleiben – aber um welchen Preis! Erstmals war der innerisraelische Konsens während eines Krieges prinzipiell in Frage gestellt. Es kam zu heftigsten Kontroversen und zu ersten Antikriegsdemonstrationen. Insbesondere nach dem Massaker von Sabra und Shatila, bei dem verbündete christliche Milizen in israelisch kontrolliertem Gebiet mindestens 800 Palästinenser umgebracht hatten, protestierten in Tel Aviv 400.000 Menschen. Die tiefe Spaltung, die bis heute die israelische Gesellschaft bedroht und 1995 im Mord an Regierungschef Rabin gipfelte, nahm damals ihren Anfang. Die Untersuchungskommission des Höchsten Gerichts sprach Sharon eine »persönliche Verantwortung« für Sabra und Shatila zu, weil das Massaker vorhersehbar gewesen sei und er es zugelassen habe. Sharon mußte als Verteidigungsminister zurücktreten.

Bemerkenswert am Libanon-Krieg ist die selektive Erinnerung in der westlichen, vor allem in der deutschen Öffentlichkeit. Von einem fast zehnjährigen bizarren Bürgerkrieg mit Dutzenden von Klein- und Kleinstfehden, an denen lange Zeit Israel gar nicht beteiligt war, wo vielmehr christliche Milizen gegen palästinensische und drusische kämpften, die verschiedenen palästinensischen Fraktionen sich untereinander attackierten, sich schließlich auch noch syrische Truppen einmischten, wo bis zuletzt auf allen Seiten zig Massaker verübt wurden – von all dem ist im kollektiven Gedächtnis nur ein einziges Verbrechen geblieben: Sabra und Shatila. Wer erinnert sich heute noch an die anderen Massenmorde des libanesischen Bürgerkrieges? DasMassaker von Sabra und Shatila steht in Verbindung mit einem anderen, begangen 1975 von PLO-Truppen an der christlichen Bevölkerung des Küstenstädtchens Damur. »Aus den Überlebenden rekrutierten sich die Kommandotruppen, die später die Massaker von Sabra und Shatila begingen« (Steinbach/

Robert: *Naher Osten*). Warum wird bis heute Sharon für Sabra und Shatila verantwortlich gemacht, PLO-Führer Arafat aber niemals für Damur? Und wer weiß, daß es in Sabra und Shatila noch zu einem zweiten Blutbad gekommen ist, an dem die israelische Armee keine Schuld trifft? Es wurde 1985 von der schiitischen Amal-Miliz verübt, dabei starben »wahrscheinlich noch mehr palästinensische Zivilisten als beim ersten« (ebenda).

Das zweite Ziel der Libanon-Intervention, im Bündnis mit den libanesischen Christen eine proisraelische Regierung zu etablieren, um so zu einem Friedensvertrag zu kommen, war wohl wegen der politisch-religiösen Zersplitterung des Landes von vornherein unrealistisch. Der politische Führer der Christen, Bashir Djemajel, wurde schon am 14. September 1982 Opfer eines Attentats. Sharon behauptet, er habe noch im gleichen Jahr »zum Rückzug aufgerufen«. »Er verfolgte«, wie die Israelkorrespondentin der »Taz«, Susanne Knaul, berichtet, »den Abzug aus dem Libanon, um eventuelle Friedensverhandlungen mit Syrien unabhängig vom Kampf der Hisbollah führen zu können.«

Trotz seines Rücktritts als Verteidigungsminister blieb Sharon Minister ohne Geschäftsbereich und wurde später Infrastrukturminister und – unter Premier Netanjahu – Außenminister. In jeder verantwortlichen Position forcierte er den jüdischen Siedlungsbau in den Palästinensergebieten – was ihm immer wieder zum Vorwurf gemacht wird. Nun ist Sharon durchaus ein Verfechter von Eretz Israel, aber eben nicht aus Gründen der Ideologie oder der Religion. Sharon ist vielmehr ein säkularer Israeli, den es zu unkoscheren Delikatessen hinzieht und der selten in einer Synagoge gesehen wurde. Seine Motivation für den Siedlungsbau und die Kontrolle der Westbank ist ausschließlich die Sicherheit Israels. Während »FAZ«-Korrespondent Bremer annimmt, daß »Sharon nicht eine Siedlung räumen wolle«, hat der dies bereits 1982 zur Durchsetzung des Camp David-Abkommens getan: Mit Bulldozern ging er gegen die israelischen Wehrdörfer auf der Halbinsel, beispielsweise in Jamit, vor, damit das Gebiet wie vereinbart an Ägypten zurückgegeben werden konnte.

Die Palästinenser hätten von Sharons Vorgänger Ehud Barak die Erfüllung aller UN-Resolutionen bekommen können. Zuletzt hatte Barak nämlich Clintons Vermittlungsvorschlag zugestimmt, der den fast vollständigen Rückzug auf die Grenzen von 1967 vorsah. Lediglich fünf Prozent der besetzten Gebiete hätte sich Israel vorbehalten, im Austausch dafür wollte Barak den Palästinensern israelisches Kernland abtreten. Außerdem sollte Ostjerusalem ihre Hauptstadt werden und die Al-Aksa-Moschee in ihre Verwaltung übergehen. Warum hat Arafat nicht eingewilligt? Sharons Vermutung: »Bei den Palästinensern ist nach dem Abzug (Israels) aus dem Südlibanon der Eindruck entstanden, die Hisbollah habe die

israelische Armee besiegt, und nun könne man es ihnen gleichtun.« Der (nicht nur) von der »FAZ« geäußerte Vorwurf, Sharon sei durch seinen »provokativen Besuch« auf dem Tempelberg selbst für die Abkehr der Palästinenser vom Verhandlungsweg verantwortlich, wurde übrigens von derselben Zeitung mittlerweile dementiert. Am 4. Januar, ein Vierteljahr nach dem fraglichen Ereignis, räumte »FAZ«-Korrespondent Bremer ein: »Dieser Besuch war zwischen israelischer Polizei und Arafats Sicherheitskräften abgestimmt.«

Wie man Arafats Flucht in die Gewalt auch erklären mag – die Methode Baraks war jedenfalls keine adäquate Antwort darauf. Nun wird sich zeigen, ob Sharon es besser macht oder ob die Situation einfach nicht zu bessern ist. Immerhin hat er sich nach dem Wahlsieg keineswegs als Hardliner präsentiert. »Frieden verlangt schmerzliche Kompromisse von beiden Seiten,« so sein Statement. Amos Oz, eingeschworener Kritiker Sharons aus der Friedensbewegung, warnt deshalb mit Recht vor analytischen Schnellschüssen: »Es ist zu früh, um zu beurteilen, ob Sharon die Rolle, die ihm die palästinensischen Vertreter zugedacht haben, übernehmen wird. Es ist die Rolle eines israelischen Milosevic. Wenn er dem folgt, wird Israel entweder dem arabischen Druck nachgeben müssen oder auseinanderbrechen.«

Westliche Politiker gratulierten dem neuen Premier zurückhaltend bis frostig. Während Bush immerhin an die »unverbrüchliche Freundschaft« der USA und Israels erinnerte, mahnte Schröder Sharon, »auf der Grundlage des bisher Erreichten« den Friedensprozeß »zu vollenden« – man darf über die Folgen spekulieren, wenn der Angesprochene dem nicht flott nachkommt. Im radikalen arabischen Lager stehen die Zeichen auf Sturm. Saddam Hussein kündigte die Aufstellung einer Brigade »zur Befreiung Jerusalems« an, schon vor der Wahl gab es syrisch-irakische Militärgespräche. Die syrische Regierungszeitung »Tischrin« kommentierte, Friedensverhandlungen mit Sharon seien »Zeitverschwendung«. Arafat reagierte zwar zurückhaltend, doch sein Chefunterhändler Nabil Schaath kündigte eine »blutige Konfrontation« an, wenn Sharon die bisherigen Abkommen nicht anerkenne. Die Fatah-Bewegung rief zur »Ausweitung des Aufstandes« auf.

Israel wird dem wachsenden Druck nur begegnen können, wenn Sharon eine breite Mehrheit in der Knesset findet und nicht auf die politisch unberechenbaren religiösen Kleinstparteien angewiesen ist. Sein Wunschpartner ist die Arbeitspartei, im Falle einer Großen Koalition könnten der geschlagene Barak oder Peres Außenminister werden. Doch nach der vernichtenden Wahlniederlage ist die Arbeitspartei vorerst damit beschäftigt, ihre Wunden zu lecken.

Karl Selentbefragte in KONKRET 2/2001 den ersten israelischen Botschafter in der BRD, Asher Ben-Natan

Konkret 03/01, S. 18

Horst Pankow

Wenn nichts geht

Plädoyer gegen die Gründung eines palästinensischen Staates

Der »Friedensprozeß« im Nahen Osten hat bekanntlich ein großes Ziel: einen palästinensischen Nationalstaat mit allen Schikanen. Existiert er erst einmal, bricht eine Periode langen, möglicherweise ewigen Friedens an, geht hierzulande die allgemein akzeptierte Kunde, was an sich nicht verwundern muß, denn einerseits gibt es in diesem Land nur mehr Reste widerstreitender politischer Positionen, und andererseits zeichnen sich die Deutschen ja nicht erst seit gestern durch Geschlossenheit in »jüdischen Angelegenheiten« aus. Verwundern mag höchstens, daß auch die Mehrheit der Minderheit ausgewiesener Staatsskeptiker, die unter der Leserschaft dieser Zeitung zahlreicher als anderswo sein dürfte, diese Auffassung teilt. Selbst – und darauf verweisen Apostel des »Friedensprozesses« gern mit der lässigen »Machen-wir-uns-doch-nichts-vor«-Geste aller Bescheidwisser – die »israelische Linke« gehört zu den eifrigen Befürwortern eines palästinensischen Nationalstaates. Auffällig ist in diesem Zusammenhang allerdings die konsensuale Nichterörterung politischer Inhalte, die berechtigen würden, dieses Konglomerat unterschiedlicher Parteien, Gruppierungen und Personen als »links« zu definieren.

Sei's drum. »Friedensprozeß« und Palästinenserstaat stiften schon jetzt eigentümliche Friedenskoalitionen: Wer, wie die traditionelle, antizionistische Linke, den israelischen Staat als einen der übelsten Weltfriedensfeinde begreift, darf zur Abwechslung auch mal wieder dem *guten Juden* über den Kopf streicheln. Das nationalbolschewistische Anti-Israel-Hetzblatt »Junge Welt« druckte am 8. Februar einen »Aufruf von Jüdinnen und Juden an die israelische Regierung«. Dessen Lektüre konnte der Leserschaft zwar nur bestätigen, was sie schon immer zu wissen wähnte: »Israel und Palästina sind keine gleichen Partner in einem Friedensprozeß. Israel ist ein Nationalstaat, der mit einer Armee und hochgerüsteten Waffen ausgerüstet ist; die Palästinenser sind ein um seinen Besitz gebrachtes Volk, das unter der militärischen, politischen und ökonomischen Kontrolle Israels in einem Territorium lebt, das durch die expandierenden jüdischen Siedlungen fragmentiert wird.« Wichtiger als die Botschaft ist wohl die Aktivierung des – schon durch den mitunterzeichnenden Anti-Shoah-Business-Kämpfer Norman G. Finkelstein garantierten – für Deutsche so wohltuenden Reflexes »Die Juden sagen es doch selbst« gewesen. Vor allem, wenn diese, wie man selbst, die »Anerkennung des Rechts der Palästinenser auf nationale Selbstbestimmung« fordern.

Man könnte noch weitere Mikrofriedensprozesse und ihre Ergebnisse anführen, wie etwa die zunehmende Zusammenarbeit militanter Palästinenser mit deutschen Neonazis oder das Schwenken palästinensischer Flaggen durch rechte Fußballfans in ostzonalen Stadien. Doch sollte nicht unerwähnt bleiben, daß gelegentlich eine richtige Erkenntnis sich auf unerwartete Weise Bahn zu brechen vermag. »Berliner Zeitung«, 3. Februar: »Ob es denn nicht nur keine militärische Lösung des Konfliktes gebe, sondern vielleicht gar keine?, warf Moderator Henryk M. Broder ein. Würde der Konflikt nicht weitergehen, selbst wenn Israel sich auf den Großraum Tel Aviv beschränke? ›Die schlechte Nachricht ist‹, antwortete Ezrahi (Politologe, israelischer Linker, H. P.): ›Ich bin einer Meinung mit Ihnen. Ich weiß es auch nicht.‹« Ja, warum eigentlich sollte sich eine palästinensische Nationalbewegung mit den in einem Friedensabkommen zu vereinbarenden Grenzen zufriedengeben?

Die in dem zitierten Aufruf enthaltene Kennzeichnung der Palästinenser als »ein um seinen Besitz gebrachtes Volk«, die direkt aus einem palästinensischen Pamphlet abgeschrieben sein könnte und wahrscheinlich auch ist, weist deren Nationalideologie als eine romantisch-völkische in der deutsch-europäischen Tradition aus. Die Vorstellung eines kollektiven Volksbesitzes, ohne die realen Besitzverhältnisse auch nur zu erwähnen, wird in der Regel abgeleitet aus einem durch Boden und andere mythisierte Naturphänomene gestifteten kollektiven und homogenen Volkscharakter. Dessen wahnhafte Emanation ist beispielsweise die Forderung nach einem Rückkehrrecht der bei der israelischen Staatsgründung 1948 Geflüchteten und Vertriebenen. Verließen damals nach unterschiedlichen Angaben zwischen 300.000 und 500.000 Menschen das Land, ist heute – wiederum nach unterschiedlichen Angaben – von 3 bis 5 Millionen Rückkehrwilligen die Rede. Die wundersame Verzehnfachung resultiert aus der biologischen Vermehrung der vor 53 Jahren Geflüchteten. Einen solchen genealogisch vererbbaren Flüchtlingsstatus kennt man sonst nur aus den Ansprüchen deutscher Schlesier, Sudeten etc. Am Rande einer Berliner Diskussionsveranstaltung antwortete kürzlich ein palästinensischer Agitator auf die Frage, wann er, der Mittdreißiger, geflüchtet sei: Nie, er sei »angeborener Flüchtling«.

Der völkische Blut-und-Boden-Nationalismus stand am Anfang der palästinensischen Nationalbewegung, er kennzeichnet auch ihren derzeitigen Höhepunkt. Er war das zentrale Element der antizionistischen Aktivitäten, die in den 30er und 40er Jahren von Arafats Großonkel, dem Grußmufti von Jerusalem, – mit tatkräftiger Unterstützung des deutschen NS-Staates – geleitet wurden, er stand ebenfalls an zentraler Stelle bei der 1962 von der Arabischen Liga initiierten PLO-Gründung, wenngleich er seinerzeit in einem staats- und regionenübergreifenden Panarabismus eingebettet war. Als ab Mitte der 60er Jahre die PLO von Arafats Al Fatah und anderen – sozialistisch orientierten – Vereinigungen dominiert wurde, definierte

sich der palästinensische Nationalismus als »antikolonialistisch« und »antiimperialistisch« im Sinne der nationalen Befreiungskämpfe der dritten Welt und erlitt den gleichen Schiffbruch wie diese.

Von den anonymen ökonomischen wie von den staatlich-militärischen Weltmächten in eine Pariarolle auf dem Weltmarkt gedrängt, zwangsläufig unfähig zum Aufbau einer akkumulations- und konkurrenzfähigen Ökonomie, waren sie auf alternative Entwicklungsmodelle, wie sie von den realsozialistischen Staaten repräsentiert wurden, verwiesen. Nach deren Scheitern blieben fast allen Drittwelt-Nationalbewegungen nur noch Blut und Boden oder/und Religion als Legitimationsgrundlage. Einmal radikal abgekoppelt von der Produktivkraftentwicklung der kapitalistischen Weltökonomie, entdecken die einstigen »Befreiungs«-Bewegungen, ob nun in staatlicher oder quasistaatlicher Form das (vorkapitalistische) Prinzip der direkten Aneignung neu. D. h. Mord und Raub werden zu gewöhnlichen Geschäftsmitteln. Oder sie verdingen sich, wie in den anti-jugoslawischen Kriegen von bosnischen Moslems und Albanern praktiziert, als Söldnerfirmen an imperialistische Aufsteigerstaaten und -koalitionen wie Deutsch-Europa. Auch die derzeitige palästinensische Autonomieverwaltung erhält einen großen Teil ihrer finanziellen Mittel aus Deutschland.

Nirgendwo kommt das barbarische völkische Prinzip des palästinensischen Nationalismus deutlicher zum Ausdruck als im »bewaffneten Befreiungskampf«. Deutsche Kommentatoren setzen dessen Aktionen gern mit denen der israelischen Staatsorgane gleich: »Wenn ihr (der Israelis, H. P.) Geheimdienst bei Kommandoaktionen einige Chefs der palästinensischen Fatah erschießt, sind das Vergeltungsaktionen. Schießen Palästinenser auf Siedler, ist das Terror«, tadelt gehässig die »Berliner Zeitung« das israelische Alltagsbewußtsein. Diese formale Gleichsetzung gewalttätiger Aktionen ist aber de facto eine Lüge. Unterschlagen wird, daß es dem palästinensischen Kampf nicht darum geht, israelische Staatseinrichtungen, sondern unterschiedslos Israelis anzugreifen, Juden zu töten, gleichgültig, welche reale politische oder militärische Funktion sie innehaben. Der Judenmord ist heute das zentrale Prinzip der PLO und ihrer Alliierten. Differenzen gibt es allenfalls darüber, ob die Mordtaten derzeit »nur« in den ab 1967 besetzten Gebieten oder auch im israelischen Kernland stattfinden sollen.

Was also ist von einem palästinensischen Staat anderes zu erwarten, als daß er so weiter macht, wie seine Pioniere begonnen haben. Eine im kapitalistischen Sinne effektive Ökonomie, die voranzubringen der Zweck eines Staates gewöhnlicherweise ist, existiert nicht. Andere Möglichkeiten, etwa den bürgerlichen Kampf um Gleichberechtigung in Israel oder den kommunistischen um soziale Emanzipation, haben die palästinensischen Führer frühzeitig zugunsten der staatlichen Option ausgeschlagen. Was bleibt da anderes zu erwarten als weitere Massaker?

Horst Pankow schrieb in KONKRET 1/2001 über (Zonen-) Gabi Zimmers Weg ins Glück

Konkret 03/01, S. 19

Moshe Zuckermann, Thomas von der Osten-Sacken, Martin Roddewig

»Die Linke hat sich abgemeldet«

Interview mit Moshe Zuckermann, Leiter des Instituts für deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, über die politischen Optionen Sharons und die Notwendigkeit eines palästinensischen Staates

KONKRET: Nach seinem Wahlsieg versucht Ariel Sharon nun eine Koalition mit der Arbeitspartei zu bilden. Was halten Sie davon?

Zuckermann: Sharon braucht eine große Koalition. Denn die Alternative, ein Bündnis mit den rechtsradikalen Parteien, würde nicht nur die internationale Isolation Israels, sondern auch eine weitere Intensivierung der Intifada und damit der israelischen Militäraktionen nach sich ziehen. Folglich könnte er sein Wahlversprechen, auf seine Art Frieden zu schaffen, nicht erfüllen. Ob eine große Koalition zustande kommt, hängt von der Arbeitspartei ab, die sich allerdings nach dem Wahldebakel von Barak in einem völlig desolaten Zustand befindet und in dieser Frage gespalten ist.

Sharon hat erklärt, die Friedensverhandlungen nur dann weiterführen zu wollen, wenn die Palästinenser einen definitiven Gewaltverzicht erklären. Macht er sich damit nicht zur Geisel radikaler Palästinenserbewegungen?

Die Intifada hat gezeigt, daß man vor allem Geisel folgender Situation ist: Ohne einen Rückzug aus den besetzten Gebieten und der Abtretung Ost-Jerusalems, einem Abbau der Siedlungen und einer wie auch immer gearteten Regelung der Rückkehr der Flüchtlinge sind alle Friedensbemühungen zum Scheitern verurteilt. Jeder Versuch, diese Forderungen zu ignorieren, beispielsweise einen »sicheren Frieden« anzubieten, der die Rückgabe Ost-Jerusalem und die Frage der Siedlungen ausspart, ist nichts als Gerede, mit dem die Friedensgespräche zum Stoppen gebracht werden. Und das heißt, daß sich die Gewaltspirale immer weiter drehen wird. Da dies bei Sharon der Fall ist – er würde sich nicht auf das einlassen, was Barak in Camp David bereits zugestanden hat – , wird er Geisel seiner eigenen Politik werden. Auf Sharons Bedingungen kann kein Palästinenserführer, weder Arafat noch ein potentieller Nachfolger, eingehen.

Wenn Sharon nun aber die palästinensischen Autonomiegebiete abriegeln läßt, wie lange könnten die Palästinenser dann eine Fortführung der Intifada noch durchhalten?

Die Ressourcen der Palästinenser sollen noch für höchstens drei Monate ausreichen. Ein Zusammenbruch der Intifada würde aber unkontrollierbaren Verzweiflungsterror auslösen. Wenn dann in Tel Aviv alle zwei Tage ein Bus in die Luft fliegt, sähe sich Israel so in die Enge getrieben, daß es die palästinensische Entität zerschlagen würde. Und Sharon ist der Mann, das zu tun. Die Folge wäre weiterer unkontrollierbarer Terror gegen Israelis.

Haben die Israelis angesichts der jetzigen Terroranschläge und einer Autonomiebehörde, die antisemitische Schulbücher drucken und antijüdische Propaganda über ihre Radiostationen verbreiten läßt, nicht jetzt schon genug Grund, vor einem künftigen palästinensischen Staat Angst zu haben?

Ich glaube nicht, daß es für die Israelis einen objektiven Grund gibt, vor den Palästinensern Angst zu haben. Die Palästinenser wollen uns längst nicht mehr ins Meer werfen, und selbst wenn sie es wollten, könnten sie es nicht. Ich stehe seit Jahren in engem Kontakt mit Palästinensern und weiß, daß sie vor allem einen eigenen Staat haben wollen. Und sie wissen, wenn sie auf einen derartigen Konfrontationskurs gehen, wäre ihre Staatsgründung eine Totgeburt. Eine Veränderung der Verhältnisse, d. h. ein Ende der Besatzung, würde eine Veränderung des Bewußtseins der Bevölkerung bewirken: Die meisten Palästinenser streben einen souveränen Staat vor allem an, um sich so eine Lebensgrundlage zu schaffen und ihre durch die Besatzung völlig am Boden liegende Wirtschaft wieder aufzubauen. Ich gehe davon aus, daß sie deshalb langfristig ein Interesse daran haben, bei offenen Grenzen eng mit Israel zu kooperieren. Die Palästinenser wollen jetzt einen eigenen Staat, und da hat niemand von uns ihnen rein zu reden.

Sharons Wahlsieg scheint diesen Staat in weite Ferne zu rücken. Trägt Arafat hieran nicht eine gewisse Mitschuld?

Arafat hat zwar in den letzten Jahren alle Fehler gemacht, die er machen konnte, aber niemand kann sich den Partner bzw. Gegner aussuchen, mit dem er Frieden schließen muß. Und kein Palästinenserführer wäre in der Lage gewesen, den israelischen Vorschlägen in Camp David zuzustimmen, ohne sofort gestürzt zu werden. Es ist die Schuld von Barak, überhaupt nicht zugehört zu haben, was die Palästinenser wollten.

Ihr Kollege Moshe Zimmermann hat kürzlich behauptet, daß bislang nur Gewalt den Friedensprozeß weitergebracht habe.

Die Israelis sagen immer, daß die Araber nur die Sprache der Gewalt verstehen, aber der Verlauf der israelischen Geschichte hat gezeigt, daß es die Israelis sind, die nur diese Sprache verstehen. Und es ist in der Tat so: Man ist bislang immer nur dann voran gekommen, wenn Gewalt ins Spiel gekommen ist. Dabei wußte die israelische Linke beim Ausbruch der Intifada nicht, ob dies eine Friedens- oder Kriegsstrategie war. Ich glaube, es war eine Gewaltstrategie mit

Friedenstaktik. Aber die Geister, die Arafat damals rief, wurde er nicht wieder los, und viele Elemente dieses »von oben gesteuerten Volksaufstandes« haben sich seitdem verselbständigt.

Welche Perspektiven gibt es für die israelische Linke nach dem Sieg Sharons?

Der israelischen Linken, vor allem ihrem zionistischen Flügel, ist eine große Katastrophe widerfahren. Um es rigoros zu sagen: Ihr Elend hat seinen vorläufigen Tiefpunkt erreicht. Zudem hat die israelische Friedensbewegung einen massiven Rechtsruck durchgemacht, und deshalb ist von ihr eine konsequente Friedenspolitik momentan nicht zu erwarten. Das hängt nicht nur mit der Intifada zusammen. Denn schon bei der Wahl Rabins hat sich die zionistische Linke mehr oder wenig abgemeldet. Sie meinte, von nun an vertrete die Politik unsere Forderungen, und deshalb brauche sie keine Friedenspolitik mehr zu machen.

Ob dieses Debakel – sowohl die Intifada als auch die Wahlniederlage – dialektisch betrachtet die Chance eines Neubeginns bietet, also sich neu zu konstituieren gegenüber einer rechtskonservativen Regierung, die in eine rechtsradikale umschlagen kann, bleibt abzuwarten.

Wie schätzen Sie die momentanen Debatten über Israel innerhalb der deutschen Linken ein, die sich in die »traditionelle« antiisraelische Palästinasolidarität und eine Position spaltet, die augenblicklich Israel in seiner Existenz bedroht sieht und zu unbedingter Solidarität aufruft.

Israel ist in seiner Existenz nicht bedroht, es sei denn, der ganze Nahe Osten wird in Schutt und Asche gelegt. Sharon hat selbst gesagt, die Araber sollten nicht vergessen, wer das Streichholz in der Hand hält. Das heißt: Wir haben das Streichholz in der Hand, und wenn wir in unserer Existenz bedroht sind, dann wird nichts mehr bestehen bleiben. Israel ist momentan nicht bedroht, schon gar nicht von steinewerfenden Palästinensern ...

Eher schießenden ...

... mit Gewehren gegen Helikopter. Israel hat noch nicht einmal ein Hundertstel seines Gewaltpotentials ausgespielt. Man muß die Sache doch in seiner Proportion sehen. Die Frage der deutschen Solidarität mit Israel ist eher eine Überbaufrage als eine der sich in Israel vollziehenden Realität. Eine linke emanzipative Position müßte eine gewisse Sympathie oder Solidarität gegenüber den Palästinensern, den objektiv Unterdrückten dieses Konfliktes, zeigen. Deutschland und Israel stehen zugleich in keinem wertfreien Verhältnis. Deshalb ist die Solidarität mit den Palästinesern immer auch »kontaminiert« durch eine Verpflichtung den Israelis gegenüber. Ich glaube, sofern die Motive nicht durch sachfremde Inhalte zu sehr aufgeladen werden, könnte eine Solidarität mit den Palästinensern, die sich dabei nicht in Gewaltphantasien gegenüber dem Staat Israel ergeht, und eine angemessene Kritik an Israel möglich sein. Meine Erfahrung mit der deutsche Linken in den letzten Wochen ist, daß sie sich – von einigen Ausnahmen abgesehen – als hierzu nicht fähig erwiesen hat. Statt dessen polarisiert sie und sieht den Konflikt in einem manichäischen Entweder-Oder.

Das Interview führten Thomas von der Osten-Sacken und Martin Roddewig.

Konkret 03/01, S. 20

Otto Köhler

Die Finkelstein-Industrie

Über den neuen Messias der Deutschen und seine Fassung der »Protokolle der Weisen von Zion«

Denn war Jesus nicht auch ein Jude? Sind die Wege des Herrn nicht wunderbar, daß er uns gerade aus dem Volk, über dessen besondere Eigenschaften wir uns nicht äußern dürfen, den Retter schickt, den Messias? *Er* hat es damals, vor einem Dreivierteljahrhundert schon geschrieben, daß die *beste Kennzeichnung*, letztlich doch der *Jude selber* gibt. *Sein Leben ist nur von dieser Welt, und sein Geist ist dem wahren Christentum innerlich so fremd, wie sein Wesen es zweitausend Jahre dem großen Gründer der neuen Lehre selber war. Freilich machte dieser aus seiner Gesinnung dem jüdischen Volke gegenüber kein Hehl, griff, wenn nötig, sogar zur Peitsche, um aus dem Tempel des Herrn diesen Widersacher jedes Menschentums zu treiben, der auch damals, wie immer in der Religion* – und auch der Holocaust ist ja nun bloß eine Ersatzreligion – *nur ein Mittel zur geschäftlichen Existenz sah. Dafür wurde dann Christus freilich an das Kreuz geschlagen* (Hitler: *Mein Kampf*. 111. Auflage, Seite 336).

Die Juden, das wissen wir, haben den Holocaust erfunden, um Deutschland, um ganz Europa zu erpressen. Jetzt ist der neue Messias mit der Peitsche gekommen und will nicht länger zusehen, wie der Jüdische Weltkongreß und seine korrupte »Holocaust-Industrie« das »gesamte US-amerikanische politische Establishment« für seine Zwecke mobilisieren. Und wenn es der Jude selbst sagt, dann braucht es keiner umständlichen Beweiserhebung mehr, dann ist alles klar und unzweifelhaft wahr.

Der große Saal der Urania, Inbegriff Westberliner Wissensvermittlung, ist mit 900 Besuchern restlos ausverkauft, Hunderte Zuschauer drängen in den Nebensälen zu den Videobildschirmen. Als Norman Finkelstein zur Bühne schreitet, fehlen die Palmwedel, doch der Jubel ist groß. Denn er beweist, was zu beweisen gar nicht mehr nötig ist: Drei Stunden habe ein wichtiges Mitglied der deutschen Delegation bei den Verhandlungen um die Entschädigungszahlungen in seiner Wohnung verbracht. Zweidreiviertel Stunden habe dieser Deutsche die Jewish Conference verteidigt gegen seine Vorwürfe. Finkelstein sagt: »Dann drehte er sich noch mal um und sagte: ›O.K. Ich werde jetzt ehrlich mit Ihnen sein. Wir haben alle das Gefühl, daß wir erpreßt werden.‹«

So können jetzt »Menschen politische Aktivitäten betreiben, die in erster Linie eine Schande für das jüdische Volk sind«, erklärt Finkelstein und bekommt Beifall. Der Messias verkündet: Wer von der »Einzigartigkeit des nationalsozialistischen Völkermords« rede, schwinge eine »Keule« zur Ablenkung von anderen Menschheitsverbrechen. »Das ist intellektueller Terrorismus«, ruft er in den Saal, »der Abwurf der Atombombe war auch einmalig«. Und Vietnam! Da wurde nichts wiedergutgemacht, die Deutschen aber: »Sie sind uns Lichtjahre voraus.« Ja: »Amerikaner haben nicht das Recht, Ihnen das vorzuwerfen.« Kräftiger Beifall bei denen, die sich das nicht vorwerfen lassen müssen. Was? Das. Irgendwas. Nichts.

Und sie brauchen sich schon gar nicht typisch jüdische Eigenschaften anhängen zu lassen, wie es der Historiker Peter Steinbach auf dem Podium versucht – zur Entlastung der Juden: »Wir werden vielleicht auch Leute finden, die sich mal bereichert haben. Das finden wir übrigens – das sei jetzt wieder den Deutschen gesagt – das finden wir unter Vertriebenen auch.« »Pfui, pfui«, kocht es im Saal: »Aufhören!« Nur ein paar wagen zu klatschen.

Der Messias predigt weiter über das jüdische »Piratenschiff auf hoher See auf der Suche nach Holocaust-Beute«, bekommt immer wieder begeisterten Beifall und sagt ehrlich: »Ehrlich gesagt, und die Menschen hier werden mir glauben: Ich bin nicht gekommen, um applaudiert zu werden, aber wir müssen, was gewisse Dinge betrifft, ehrlich sein.«

Gewiß, Jesus ist er nicht. Der berief sich stets auf seinen Vater im Himmel, die Mutter vergaß er. Der neue Messias aber kennt eine höhere Legitimation: »Die Opferzahlen, mit denen sie Wiedergutmachungszahlungen erpressen, sind vollkommen übertrieben. Wie meine Mutter immer sagte: Wenn jeder, der sich als Holocaust-Opfer ausgibt, eines gewesen ist, wen hat Hitler dann umgebracht?« Gab es da aber nicht einmal einen anderen Juden aus den USA mit einem ganz anderen Buch, dem auch applaudiert wurde? Zeugte nicht der große Erfolg dieses Buches dafür, daß die Deutschen sich geändert hatten? Das war vor dem Krieg, in den sie mit dem Ruf »Nie wieder Auschwitz!« zogen. Nach diesem großen Erfolg wollen wir nun nicht länger mehr mit Auschwitz erpreßt werden. Daniel Jonah Goldhagen muß aus dem Bewußtsein der Deutschen gestrichen werden.

Hier und jetzt beginnt die öffentliche Verbrennung des Buches, das Deutschland so tief verletzt hat. Einleitend beruft sich der Messias zum Zwecke eines »offenen Diskurses« feierlich auf John Stewart Mill, den er zu seinem Propheten erkoren hat: Wenn man keine öffentliche Diskussion habe, dann werde die Wahrheit übertrieben, und irgendwann werde sie auch eine falsche Wahrheit sein. Und das, fügt Finkelstein hinzu, »in dem Maß, das die absurdesten historischen Studien, wie zum Beispiel das Buch von Daniel Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker*, zum Thema öffentlicher Feiern erhoben wird«. Der Messias hebt die Stimme zur feierlichen Verdammung: »Hätten die Kollektivmechanismen funktioniert, dann wäre das Buch von Daniel Goldhagen niemals veröffentlicht worden ...« Heftiger Beifall unterbricht ihn, der Messias braucht Zeit,

um seine Empörung weiter zu artikulieren: »... und dann wären sicherlich nicht eine halbe Million Exemplare verkauft worden.« Ein ehrliches Wort, da doch der durch und durch gutwillige Piper-Verlag die bereits ausverkaufte Erstauflage seines eigenen Buches nur auf 50.000 veranschlagt hatte. Das treibt ihn um: »Die Tatsache, daß Herr Goldhagen in der Lage war, dieses Ding zu drehen«, so möchte er es, wie er betont, »mal formulieren«, sei doch »ein Warnzeichen«, das zeige, daß »irgend etwas schief gelaufen ist, wir brauchen die Korrektivmechanismen, das muß wieder« – wieder? ja wieder! – »funktionieren.« Ruft er in den langanhaltenden Beifall des Urania-Mobs hinein.

Ist da einer auf dem Podium, das dem Messias ganz selbstverständlich das Recht zubilligt, sein Buch zu veröffentlichen, der da dazwischen fährt, wengistens einer? Oh ja, Sten Nadolny – gleichfalls ein edles Pferd (*Gott der Frechheit*) aus Pipers Stall – schaltet sich ein, er möchte, weil es »gerade die richtige Stelle« sei, sagen, daß »die Korrektivmechanismen nur dann funktionieren, wenn es mutige Leute gibt, die sich von dem absetzen und das Gegenteil von dem behaupten, was die große Menge sagt, und ich wollte es einfach nicht versäumen« – er deutet nach rechts zum mutigen Mann, Beifall setzt kräftig ein, – »Herrn Finkelstein zu sagen, daß ich ihn für seinen Mut bewundere und daß das immer auch etwas Ermutigendes für andere ist, auch wenn man aus diesen oder jenen Gründen mit seinem Buch nicht ganz glücklich werden sollte – ich finde das einfach eine Tat und auch den Mut, daß Sie hierher gekommen sind, (Beifall), es hätte auch anders laufen können« (langer Beifall).

Am Ende der Show fragt der Moderator Johannes Willms den Gefeierten: »Sind Sie überrascht, entzückt über die Aufnahme hier?« – »Ich möchte ›überrascht, glücklich, zufrieden‹, solche Worte jetzt nicht unbedingt gebrauchen«, antwortet der, und tatsächlich, in diesem Augenblick stellen sich ein paar junge Leute mit zwei Transparenten an die Wand. Das eine: »Deutsche Täter sind keine Opfer«. Das andere zeigt, was eigentlich der Begriff bedeutet, mit dem Norman Finkelstein den ganzen Abend sein Publikum erfreut hat: »Holocaust-Industrie = Siemens Deutsche Bank IG Farben.« Auf der Gegenseite fangen drei Nazis an zu schreien: »Frei, sozial und national!«, andere stehen auf und rufen »Nazis raus!«. Das Publikum bleibt sitzen, denn es weiß, wo es steht.

Konkret 03/01, S. 21

Tjark Kunstreich

Der letzte Lumumbist

Der kongolesische Präsident Kabila mußte sterben, weil er die Balkanisierung Afrikas verhindern wollte

Daß keiner der Befragten auf den Straßen Kinshasas vor laufender deutscher Kamera Erleichterung über das gewaltsame Ende Laurent Desiré Kabilas kundtun mochte, konnte sich der Reporter nur mit der »Allgegenwart des kongolesischen Geheimdienstes« erklären. Kongolesen, die um ihren Präsidenten trauerten, durfte es nicht geben, immerhin war ein »Diktator« und »Völkermörder« zur Strecke gebracht worden, der das Land in einen Krieg geführt und dessen Reichtümer unter seinen Getreuen aufgeteilt hatte. Davon jedenfalls war der Reporter überzeugt. Kein Wunder, daß er nicht merkte, daß seine Gesprächspartner vielleicht deswegen so zurückhaltend waren, weil sie unter Schock standen oder schlicht weil Weiße in diesen Tagen in Kinshasa nicht gern gesehen sind. Ein anderer europäischer Journalist wurde von aufgebrachten Trauernden unter Rufen wie »Ihr habt ihn ermordet!« böse verprügelt, Schlimmeres verhinderte die Polizei. Darüber erfuhr man freilich nichts.

Dieses Afrika ist und bleibt den Europäern ein geheimnisvoller Kontinent, insbesondere das »Herz der Finsternis«, wie Joseph Conrad die Kongo-Region in einem frühen (übrigens antikolonialen) Reisebericht beschrieb. Damals, Ende des 19. Jahrhunderts, war die heutige Demokratische Republik Kongo Privateigentum des belgischen Königs Leopold, also nicht einmal eine Kolonie. Entsprechend ging es auch nur um Ausbeutung. Millionen von Menschen fielen diesem Sklavensystem und seinen Vollstreckern auf unvorstellbar grausame Weise zum Opfer, wie man bei Conrad nachlesen kann. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts regte sich Protest gegen diesen privatisierten Völkermord, und Kongo wurde offiziell Kolonie Belgiens. Alles ging seinen kolonialen Gang, bis in den fünfziger Jahren der Kampf für die Unabhängigkeit auf ein neues weltweites Kräfteverhältnis stieß: In der Systemkonkurrenz mußte sich der Westen vom Kolonialismus trennen wie der Sozialismus von der Weltrevolution. Die Unabhängigkeit kam den Westen außerdem billiger, nur mußte verhindert werden, daß sich die neuen Machthaber allzusehr sozialistischen Ideen annäherten. Das probate Mittel war die Unterstützung von Sezessionsbewegungen.

So wurden allein 27 Staaten im »afrikanischen Jahr« 1960 unabhängig, und in nicht wenigen unterstützten die ehemaligen Kolonialmächte irgendwelche Völkerschaften, die sich der Staatwerdung widersetzten. Im Unterschied jedoch zu anderen Staaten gewann der Konflikt im Kongo weltweite Beachtung, weil mit Patrice Lumumba erstmals ein Vertreter der ansonsten pro-amerikanisch ausgerichteten nationaldemokratischen Unabhängigkeitsbewegungen mit der Sowjetunion anbandelte, um die Separatisten in Kigali, der Diamantenabbauregion des Kongos, zu schlagen (nachdem er Uno-Truppen angefordert hatte, die allerdings nicht gegen die Sezessionisten einschritten). Angesichts des enormen Reichtums an Bodenschätzen wurde Lumumbas sowjetischer Flirt für den Westen zum Problem. Lumumba sah die Gefahr schon 1958: »Neben diesem Kampf für die nationale Befreiung ... widersetzt sich unsere Bewegung mit aller Kraft der Balkanisierung des nationalen Territoriums, gleich unter welchen Vorwänden diese versucht wird.«

Am 17. Januar 1961 wurde Lumumba ermordet, von den Belgiern übergeben an seine kigalischen Gegner, unter den Augen schwedischer Blauhelmsoldaten. Auch damals hieß es, unzufriedene Kongolesen seien für den Tod Lumumbas verantwortlich. Während sich Lumumbas vormaliger Weggefährte Mobutu vom Westen kaufen ließ und mehr als drei Jahrzehnte das Land, das nun Zaire hieß, den Konzernen gegen Provisionen zur freien Verfügung überließ, kämpften andere weiter, unter ihnen Laurent Kabila, der später zusammen mit Che Guevara als Guerillero in Angola, in Simbabwe und in Mosambik zum letzten Helden des Panafrikanismus wurde. Kabila blieb Lumumbist, weswegen er auch nie die Sezession der von ihm kontrollierten Gegenden im Norden des Landes forderte, sondern den Sturz von Mobutu.

Schließlich war es paradoxerweise das Ende jener Phase, die ihn hervorgebracht hatte, die ihm die Chance bescherte, doch noch an die Macht zu kommen. Gerade jene Destabilisierung der afrikanischen Staaten, die so fatal an die Zeit vor vierzig Jahren erinnert, war die Bedingung für Kabilas Sieg, und, ein weiteres Paradoxon, für seine Ermordung. Kabila stand für die staatliche Souveränität des Kongo, eine Vorstellung, die der Westen nicht besonders sympathisch findet, zumal Kabila darunter etwas anderes verstand als sein Vorgänger. Wäre es ihm nur um seine eigenen Pfründen gegangen, Kabila wäre noch am Leben. Aber daß er auf einmal bürgerliche Geschäftsbedingungen einforderte, also etwa Konzessionen für Diamantminen nur noch gegen echtes Geld (also Dollar) zu haben waren, konnte man nicht hinnehmen. So setzte Belgien auf die alten Verbündeten in Kigali, und die USA rüsteten, um einen Fuß in die Tür zu bekommen, die ugandischen und ruandischen Truppen zur Intervention im Kongo auf. Es sollte ein Blitzkrieg werden.

Nach zweieinhalb Jahren Krieg und über drei Millionen Toten spricht man in Afrika vom »dritten Weltkrieg« – mit einiger Berechtigung, sind doch, neben fast allen Staaten der Region, auch zahlreiche westliche Mächte beteiligt. Allein auf dem europäischen Kontinent scheint man dieses massenhafte Sterben für relativ normal zu halten, da kann der UN-Sicherheitsrat noch so viele Beschlüsse fassen, die das ruandisch-ugandische Eingreifen zur »Aggression« erklären. Skandalös scheint dem europäischen Blick nur die Unterstützung durch Simbabwe, Angola und Namibia zu sein, die sich

auf die Seite des alten Kampfgefährten Kabila stellten. In den westlichen Metropolen haben Rohstoffinteressen die gelegentlichen Befürchtungen vor einem Zerfall Kongos in den Hintergrund gedrängt. Ihre Intervention wurde von den südlichen Nachbarstaaten als das verstanden, was sie ist: die Fortsetzung der »Balkanisierung« Afrikas, die permanente Destabilisierung zur Sicherung der Profitinteressen. In den Zeiten der Bipolarität brauchte die Nato Zaire als Bollwerk gegen die prosowjetischen Befreiungsbewegungen, für die staatliche Absicherung der postkolonialen Ausbeutung. Nach dem Ende der Sowjetunion bedurfte es dieser Absicherung nicht mehr; die afrikanischen Staaten wurden zu Störfaktoren, weil sie durch ihre bloße Existenz dem Weltmarkt noch Schranken setzen.

Der Krieg wird nun weitergehen, nicht obwohl, sondern weil Kabila tot ist. Kurz vor seiner Ermordung schien sich das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden, er führte Verhandlungen über den Abzug der ruandischen Truppen und wollte sich mit Vertretern Burundis und der Hutu-Milizen treffen. Der Abzug der Interventionstruppen wäre die Grundbedingung dafür gewesen, die sich bekämpfenden kongolesischen Gruppierungen an einen Tisch zu bringen. Daß Kabila beinahe auf den Tag genau vierzig Jahre nach Lumumba erschossen wurde, mag Zufall gewesen sein; daß jedoch der belgische Premier Louis Michel der erste war, der die Öffentlichkeit davon unterrichtete und auch gleich wußte, wie es gewesen sein soll, war sicherlich keiner: Schon vor Monaten hatte er ein Konzept für eine »Treuhandverwaltung« des Kongo vorgelegt.

Tjark Kunstreich schrieb in KONKRET 2/2001 über den Freispruch für Sebnitz

Konkret 03/01, S. 22

Gerd Fischer

In diesem Feld beschäftigt

Der Ravensburger Prozeß gegen den SS-Untersturmbannführer a.D. Julius Viel könnte tatsächlich einer der letzten NS-Prozesse in Deutschland sein

Egal, welche Zeitung man durchstöbert auf der Suche nach Berichten über NS-Verfahren im Deutschland der neunziger Jahre, immer wieder taucht da die Floskel auf von »einem der letzten NS-Prozesse in der Nachkriegsgeschichte«. Soll endlich Ruhe sein, oder gilt die Ausrufung des wirklich allerletzten Falls als Auszeichnung für die Nachgeborenen der Täter? Vermutlich beides. Im großen Saal des Landgerichts Ravensburg, einer Kleinstadt, fünfzehn Autominuten nordwestlich von Martin Walsers Wohnhaus am Bodensee, stritten die Journalisten mitunter um die Sitzplätze, als nahe tatsächlich das letzte Gericht.

Walser wurde bislang nicht gesichtet bei der seit Anfang Dezember und vermutlich noch bis Mitte März laufenden Strafsache gegen den ehemaligen SS-Untersturmbannführer Julius Viel. Wenn er am Arbeiten sei, erklärt eine freie Mitarbeiterin der »Schwäbischen Zeitung«, die regelmäßig dem Verfahren beiwohnt, vergrabe sich Walser zu Hause. Die Frau muß es wissen, schließlich trifft sie ihn hin und wieder im organisierten Kreis der örtlichen Dichterinnen und Dichter. Wie auch immer, Walser erklärte schon vor zwei Jahren, wieso er keinen Fuß ins Landgericht Ravensburg setzen würde. »Herr Bubis«, blaffte er in einem Streitgespräch anläßlich seiner Friedenspreisrede von 1998, »da muß ich Ihnen sagen, ich war in diesem Feld beschäftigt, da waren Sie noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Sie haben sich diesen Problemen später zugewendet als ich« (»FAZ«, 14.12.98).

Wann wendet man sich »diesen Problemen« zu, will man später nicht damit belästigt werden? Am besten, wenn man »in diesem Feld beschäftigt« ist. Adalbert Lallier, einst selbst SS-Mann und nun derjenige, der den Prozeß ins Rollen brachte, hätte seinen Vorgesetzten niederschlagen und nicht zusehen sollen, als Julius Viel, so der Belastungszeuge vor dem Schwurgericht in Ravensburg, »sieben Menschen ruhig und konzentriert« erschossen hat, »vermutlich Juden«. Oder nehmen wir einen der größten Mörder und Sadisten in Auschwitz: Wilhelm Boger, Mitglied der Politischen Abteilung und Erfinder eines nach ihm benannten Folterinstruments, der »Boger-Schaukel«. Walser müßte ihn vom ersten Frankfurter Auschwitz-Prozeß Anfang der sechziger Jahre kennen, einer Zeit, als der Bodenseedichter noch mit »Unser Auschwitz« beschäftigt war. 1935, sagen wir mal, hätte seine Mutter den Boger, der damals bei der Polizei in Friedrichshafen, knapp zehn Kilometer von Walsers Elternhaus entfernt, seinen Dienst versah, in den Bodensee schmeißen müssen.

Für die Walsers dieses Landes hätte sich der Weg nach Ravensburg durchaus gelohnt. Nicht nur, weil Lallier, potentieller NS-Täter, erklärte, wieso er ein halbes Jahrhundert brauchte, bis er öffentlich über einen siebenfachen Mord sprechen wollte. Auch die Frage, weshalb der Justizapparat des NS-Nachfolgestaates über Julius Viel nicht eher zu Gericht saß, drängte sich im großen Sitzungssaal von Ravensburg auf. Dort gab Adalbert Lallier an, er sei im Alter von 17 Jahren »gegen seinen Willen« als »Volksdeutscher« zur Waffen-SS eingezogen worden und Anfang 1945 mit 19 an die »Nachrichtenschule Leitmeritz« (Litomerice) gekommen. Mitte März seien er und die anderen SS-Kadetten zur Bewachung von Häftlingen aus der »Kleinen Festung Theresienstadt« bei der Zwangsarbeit an einem Panzergraben herangezogen worden. Dabei habe sein Aufsichtsführer Viel sieben Häftlinge erschossen. Zwei Tage später sei zu hören gewesen: »Ab jetzt müßt ihr bis an euer Lebensende schweigen.« Nach Kriegsende will Lallier drei Personen von der Untat berichtet haben. Der US-amerikanische Geheimdienstoffizier Smith habe gesagt, der Kalte Krieg, nicht die Bestrafung Viels sei jetzt vorrangig, ein Wiener Pfarrer verabreichte ihm die Absolution, und auch Major Brown aus Großbritannien behielt die Bekenntnisse des SS-Mannes für sich.

Fünfzig Jahre vergingen. 1996 reiste Lallier in seiner Eigenschaft als Emeritus für Volkswirtschaft im Auftrag der kanadischen Regierung nach Prag, um den Kapitalismus zu preisen. Er besuchte Theresienstadt, und seitdem habe ihn nur noch ein Gedanke beschäftigt: »Bin ich an den SS-Treueid gebunden oder an das Naturrecht?« Sein damaliger Divisionskommandeur Kumm antwortete ihm: »Wo das Verbrechen beginnt, hört die Kameradschaft auf.«

Weshalb, fragt man nach dieser Beichte zu Recht, hat sich Adalbert Lallier »diesen Problemen« so spät wieder »zugewendet«? Der Vertreter der Anklagebehörde, Oberstaatsanwalt Schrimm, nennt zwei stichhaltige Gründe: Weil er mit seinem Gewissen ins reine kommen wollte und um die Ehre der Waffen-SS zu retten. Diese Aussage fällt en passant, in der Verhandlung hält sich Schrimm gegenüber seinem Hauptzeugen verständlicherweise zurück. Doch wenn Lallier weinerlich erklärt: »Ja, das ist das Leid meines Lebens«, und angibt, er »blute noch immer darüber«, er schäme sich, er leide heute noch, wird deutlich, daß es ihm um Läuterung geht. Und wenn er unter Berufung auf seine Offiziersehre angibt, es sei ihm unfaßbar gewesen, daß SS-Führeranwärter zur Bewachung von KZ-Häftlingen herangezogen wurden, und angibt, »auf einmal« habe er da entdeckt, »daß es in dem Hitlerischen System einen Todesmechanismus gab«, zielt er auf die Rehabilitation der SS als weder antisemitische noch rassistische Elite-Einheit: Sie hatten doch nur das Beste gewollt, nämlich, so Lallier bei der richterlichen Vernehmung, »die Stalinisten von Zentraleuropa fernhalten«.

Der Sache mit den Stalinisten und der Offiziersehre mochten die in großer Zahl vor dem Schwurgericht in Ravensburg angetretenen ehemaligen SS-Männer noch ungefragt zustimmen. Doch das war es schon an Gemeinsamkeiten. Wußten die einen nichts von einem Panzergraben, gaben die anderen an, zum Zeitpunkt der Tat gar nicht in Leitmeritz gewesen zu sein. Wollte einer während der Bewachungseinsätze hier und da Schüsse gehört, sogar die Tötung von Häftlingen beobachtet haben, erklärte ein anderer, das KZ Theresienstadt, das Gestapo-Gefängnis »Kleine Festung Theresienstadt« und das KZ Leitmeritz seien ihm, wenn überhaupt, erst seit Kriegsende ein Begriff.

Beispielhaft für das Zeugenverhalten ehemaliger SS-Männer bei NS-Verfahren war der Auftritt von Kuno Barocka am Landgericht Ravensburg. Von Lallier als »einer der Edelsten« gepriesen und als Augenzeuge der Tat benannt, mochte sich Barocka an nichts und niemanden erinnern. Er verweigerte die Aussage, ohne die Aussage formal zu verweigern. Als Oberstaatsanwalt Schrimm, der Verstocktheiten und Lügen überdrüssig, ihm das Motto der Waffen-SS vorhielt, bewahrte Barocka die Gelassenheit desjenigen, der um seine Immunität weiß. »Unsere Ehre heißt Treue«, ja, so ähnlich habe es gelautet, aber er fühle sich daran nicht gebunden.

Schrimm, der seit einigen Monaten die Zentrale Behörde der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg leitet, dürfte längst um die Sinnlosigkeit solcher Vernehmungen wie derjenigen Barockas und seiner Konsorten wissen. Doch mit Richard Löwy sagte auch ein ehemaliger Häftling des Gestapo-Kerkers »Kleine Festung Theresienstadt« in Ravensburg aus. Er wird der einzige unter den gut achtzig zur Vernehmung beantragten Zeugen bleiben, der zu den Opfern des NS-Staates zählt. Anhand seines Berichts und eines verlesenen Briefes seines verstorbenen Mitgefangenen Heinrich Widmayer aus dem Jahre 1961 ist es möglich, sich ein Bild davon zu machen, was im März 1945 unweit von Theresienstadt geschah.

Fast täglich, so der spätere österreichische Nationalrat Widmayer, seien Häftlinge auf dem Rückmarsch vom Panzergraben zur »Kleinen Festung« erschlagen worden. Der stellvertretende Kommandant des Gestapo-Kerkers, Rojko, habe nach Lust und Laune seine Kapos angewiesen, Häftlinge am Graben zu töten. Die zur Arbeit Verdammten mit Zigaretten aus dem Bewachungskreis zu locken und sie dann »auf der Flucht« zu erschießen sei der »Sport« der Wachmannschaften aus der SS-Nachrichtenschule Leitmeritz gewesen. Etwa hundert Häftlinge hätten am Graben sterben müssen. Richard Löwy bestätigte Widmayers Angaben vor dem Schwurgericht in Ravensburg und erzählte, wie er die am Panzergraben Getöteten mit einem Karren abtransportieren mußte, viele von Schußwunden gezeichnet, eines Tages sechs oder sieben Leichen dicht beieinander liegend. Der Name Viel sei in diesem Zusammenhang gefallen.

Ein flüssiger Bericht geht dem ehemaligen Trainer von Austria Wien nicht über die Lippen. »Das kann man nur erleben«, sagt er und meint damit Szenen wie diese: Zur Belustigung der Kapos und SS-Männer hätten die im Graben schuftenden Häftlinge so lange aufeinander einschlagen müssen, bis einer tot umgefallen sei. Seiner Meinung nach sei der Panzergraben nur ausgehoben worden, um »Festungs«-Häftlinge zu liquidieren.

Der Ende Januar in Ravensburg befragte Leiter der Gedenkstätte Theresienstadt, Munc, wollte diese Einschätzung Löwys nicht bestätigen. Er gab an, daß die Gestapo-Leitstelle Prag die Schanzarbeiten Ende März 1945 einstellen ließ, weil die Zahl der am Panzergraben erschossenen KZ-Häftlinge zu groß war. Bewohner von Leitmeritz, die von einer nahe gelegenen Straße freie Sicht auf das tödliche Treiben der Wachmannschaften genossen, hatten sich in Prag beschwert. Darüber hinaus präsentierte Munc dem Gericht das »Schwarze Buch« des Funktionshäftlings und Schreibers aus der »Kleinen Festung«, Mirko Charvat. Diesem illegalen Totenbuch, dem Munc größere Glaubwürdigkeit beimißt als den Erinnerungen von Überlebenden, ist zu entnehmen, daß an dem ominösen Panzergraben 33 KZ-Häftlinge erschossen wurden, abgesehen von den anderen dort gewaltsam zu Tode Gekommenen.

»Wieso sitzen wir jetzt hier?« Die Frage, die der Vorsitzende Richter Winkler am 13. Dezember im Landgericht Ravensburg aufwarf, zielte auf Lalliers weiteres Vorgehen, als er vor vier Jahren beschloß, gegen seinen einstigen Vorgesetzten auszusagen. Doch die Betonung auf dem Wort »jetzt« ergibt andere Schlußfolgerungen. Wieso verhandelte ein bundesdeutsches Gericht nicht schon 1950, 1955 oder 1965 eine Strafsache Julius Viel?

Mit den alliierten NS-Verfahren in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, für die der Prozeß vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg gegen Göring etc. als Muster diente, schien in den Augen der bundesrepublikanischen Gesellschaft nicht nur die strafrechtliche Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus bereits erledigt. Viele Richter und Staatsanwälte, die dem NS-Staat gedient hatten, blieben im Amt; in der britischen Besatzungszone betrug der »Entnazifizierungsverlust« an Richterstellen circa dreißig Prozent. Zudem wurde mit dem damals gängigen Begriff »Kriegsverbrecherprozesse« der staatlich organisierte Massenmord als Handlung von geringerem kriminellen Gehalt bagatellisiert. Bis zum Ende des Jahres 1955 sprachen westdeutsche Gerichte gegen 5.866 NS-Verbrecher ein Urteil, dazu zählten 1953 auch SS-Männer aus der »Kleinen Festung Theresienstadt«. Eine systematische Aufklärung und Strafverfolgung sogenannter Verbrechenskomplexe wie der »Kleinen Festung« fand jedoch nicht statt. Zum Vergleich: Allein in Luxemburg, so Adalbert Rückerl, ehemaliger Leiter der Zentralen Stelle in Ludwigsburg, wurden 4.000 Personen wegen Kollaboration mit den deutschen Besatzern verurteilt.

Aber auch die lange Jahre von Rückerl geleitete Behörde, 13 Jahre nach Kriegsende eingerichtet, um von sich aus und nicht aufgrund eingegangener Anzeigen systematisch NS-Verbrechenskomplexe zu ermitteln, brachte Julius Viel nicht vor Gericht. Ein Anfang der sechziger Jahre eingeleitetes Ermittlungsverfahren gegen den SS-Untersturmbannführer a.D. wurde 1964 eingestellt, weil der Belastungszeuge Rohlfing, einst Schreiber an der Führerschule in Leitmeritz, verstarb. Die Akten gelangten zur Oberstaatsanwaltschaft Aachen und verschwanden dort. Viel arbeitete weiter als Redakteur der »Stuttgarter Zeitung« und wechselte 1973 zur »Schwäbischen Zeitung«, schrieb auch Bücher, unter anderen zusammen mit seiner Frau den *Kompass Radwanderführer Oberschwaben, Bodensee*. Seit 1983 trägt er das Bundesverdienstkreuz.

Ja, wieso sitzen wir jetzt hier? Weil Steven Rambam drei Tage nachdem Lallier ihm den Namen Julius Viel genannt hatte, den Alterssitz des Bundesverdienstkreuzträgers ausfindig gemacht hatte: Wangen-Deuchelried, Landkreis Ravensburg. Rambam arbeitet als Privatdetektiv und hat bislang rund zweihundert mutmaßliche NS-Verbrecher aufgespürt. Als er in Ravensburg vernommen wird, fragt ihn Viels Wahlverteidiger Pfliegner, ob er die Deutschen hasse. Auf den Einspruch von Oberstaatsanwalt Schrimm erwidert Pfliegner lautstark und erbost, Rambam habe seiner Frau gestern den Handschlag verweigert, was nichts anderes sei als eine Flegelei. Nein, der US-amerikanische Jude Steven Rambam ist weder ein Flegel, noch haßt er die Deutschen, er ist nur zur rechten Zeit »in diesem Feld beschäftigt«.

Gerd Fischer ist freier Mitarbeiter im Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main, und dokumentiert den Prozeß gegen Julius Viel

Konkret 03/01, S. 24

zu Protokoll

Mit zwei Jahren Verspätung wurden die Lügen der Bundesregierung im Kosovo-Krieg (vgl. KONKRET 5/99 bis 8/99 sowie Jürgen Elsässers Buch »Kriegsverbrechen«) nun auch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen vorgeführt – freilich ohne nennenswerte Reaktion. KONKRET dokumentiert Auszüge aus dem Sendemanuskript des Films »Es begann mit einer Lüge« von Jo Angerer und Mathias Werth, der am 8.2.2001 um 21.45 Uhr in der ARD (WDR) ausgestrahlt wurde

Kommentar: Dieser Film zeigt, wie schon vom ersten Tag des Kosovokrieges an die Bevölkerung getäuscht wurde. Dieser Film zeigt auch, wie Tatsachen verfälscht und Fakten erfunden, wie manipuliert und auch gelogen wurde. Dieser Film zeigt, weshalb Bomben auf Belgrad fielen. Die Nato sagt, sie habe die Bomben geworfen, um das Leben der Kosovo-Albaner zu schützen – vor den Serben. Doch als die ersten Bomben einschlugen, waren es diese Bilder, die man sah. Man sah Serben, die voller Angst in ihre Keller und in die wenigen Bunker der Stadt flohen.

Rudolf Scharping (27.3.1999): »Wir wären ja auch niemals zu militärischen Maßnahmen geschritten, wenn es nicht diese humanitäre Katastrophe im Kosovo gäbe mit 250.000 Flüchtlingen innerhalb des Kosovo, weit über 400.000 Flüchtlingen insgesamt, und einer zur Zeit nicht zählbaren Zahl von Toten.«

Kommentar: Nicht zählbare Tote schon vor Beginn der Nato-Bombardierung? Die OSZE, Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, müßte davon doch gewußt haben. Denn ihre Beobachter hatten penibel die Vorkommnisse im Kosovo gemeldet. Ihr Fazit für den März 1999: 39 Tote im gesamten Kosovo – bevor die Nato-Bomber kamen. Drohte also eine »humanitäre Katastrophe«? Der damals leitende deutsche General bei der OSZE und eine amerikanische Diplomatin, die damals im Kosovo war, erinnern sich.

Heinz Loquai, General a. D. (OSZE): »Die Legitimationsgrundlage für die deutsche Beteiligung war die sogenannte humanitäre Katastrophe. Eine solche humanitäre Katastrophe als völkerrechtliche Kategorie, die einen Kriegseintritt rechtfertigte, lag vor Kriegsbeginn im Kosovo nicht vor.«

Norma Brown, US-Diplomatin im Kosovo: »Bis zum Beginn der Nato-Luftangriffe gab es keine humanitäre Krise. Sicher, es gab humanitäre Probleme, und es gab viele Vertriebene durch den Bürgerkrieg. Aber das spielte sich so ab: Die Leute verließen ihre Dörfer, wenn die Serben eine Aktion gegen die UCK durchführten – und kamen danach wieder zurück. Tatsache ist: Jeder wußte, daß es erst zu einer humanitären Krise kommen würde, wenn die Nato bombardiert. Das wurde diskutiert: In der Nato, der OSZE, bei uns vor Ort und in der Bevölkerung.«

Kommentar: Ein eindeutiges Urteil! Gewalt im Kosovo – in keinem einzigen Bericht der OSZE findet sich auch nur ein Indiz für eine drohende humanitäre Katastrophe. Was die internationalen Fachleute beobachteten, waren Situationen wie diese: Rebellen der sogenannten Kosovo-Befreiungsarmee UCK kämpften gegen reguläre jugoslawische Truppen. Ein Bürgerkrieg – so die OSZE. Vor diesen Kämpfen flohen die Dorfbewohner. Später kehrten sie dann meist in ihre völlig zerstörten Häuser zurück. Die Nato in Brüssel kannte die Berichte der OSZE. Sie deckten sich mit ihren eigenen Beobachtungen, blieben aber intern. Diese Erkenntnisse wurden damals nicht auf einer der vielen Nato-Pressekonferenzen veröffentlicht. Mehr noch: Auf der letzten Tagung des Nato-Rates vor Kriegsbeginn, am 14. März 1999, wurde berichtet: Die Gewalt gehe eher von terroristischen Aktionen der UCK aus, die Serben übten dann allerdings mit unverhältnismäßiger Härte Vergeltung. Dennoch drohte die Lage im Kosovo zu der Zeit nicht außer Kontrolle zu geraten. Dennoch bereitete sich die Nato-Führung längst auf einen Angriff gegen Jugoslawien vor.

Zur gleichen Zeit im deutschen Verteidigungsministerium: Auch dort war keine Rede von einer drohenden humanitären Katastrophe: In den Unterlagen des Bundesministers für Verteidigung zur Lage im Kosovo stand nämlich etwas ganz anderes, als Rudolf Scharping in der Öffentlichkeit verkündet hatte. Zitat aus den geheimen Lageberichten des Verteidigungsministeriums: »In den vergangenen Tagen kam es zu keinen größeren bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen serbisch-jugoslawischen Kräften und der UCK ... Die serbischen Sicherheitskräfte beschränken ihre Aktionen in jüngster Zeit auf Routineeinsätze wie Kontrollen, Streifentätigkeit, Suche nach Waffenlagern und Überwachung wichtiger Verbindungsstraßen.« Dennoch liefen die Vorbereitungen für den Angriff weiter. Als dann jedoch die ersten Bomben fielen, sank in den Nato-Ländern die Unterstützung für den Krieg. Die Stimmung in der Bevölkerung drohte sogar zu kippen.

Jamie Shea, Nato-Sprecher: »Die politischen Führer spielten nun die entscheidende Rolle für die öffentliche Meinung. Sie sind die demokratisch gewählten Vertreter. Sie wußten, welche Nachricht jeweils für die öffentliche Meinung in ihrem Land wichtig war. Rudolf Scharping machte wirklich einen guten Job. Es ist ja auch nicht leicht, speziell in Deutschland, das 50 Jahre lang Verteidigung nur als Schutz des eigenen Landes gekannt hatte, statt seine Soldaten weit weg zu schicken. Psychologisch ist diese neue Definition von Sicherheitspolitik nicht einfach. Nicht nur Minister Scharping, auch Kanzler Schröder und Minister Fischer waren ein großartiges Beispiel für politische Führer, die nicht der öffentlichen Meinung hinterher rennen, sondern diese zu formen verstehen. Es stimmt mich optimistisch, daß die Deutschen das verstanden haben. Und jenseits der sehr unerfreulichen Begleiterscheinungen, der Kollateralschäden, der langen Dauer der

Luftangriffe, hielten sie Kurs. Wenn wir die öffentliche Meinung in Deutschland verloren hätten, dann hätten wir sie im ganzen Bündnis verloren.«

Rudolf Scharping (28.3.1999): »Viel wichtiger ist die Frage, was geschieht jetzt im Kosovo: Wenn ich höre, daß im Norden von Pristina ein Konzentrationslager eingerichtet wird, wenn ich höre, daß man die Eltern und die Lehrer von Kindern zusammentreibt und die Lehrer vor den Augen der Kinder erschießt, wenn ich höre, daß man in Pristina die serbische Bevölkerung auffordert, ein großes ›S‹ auf die Türen zu malen, damit sie bei den Säuberungen nicht betroffen sind, dann ist da etwas im Gange, wo kein zivilisierter Europäer mehr die Augen zumachen darf, außer er wollte in die Fratze der eigenen Geschichte schauen.«

Kommentar: Das »S« zum Schutz der Serben hat in Pristina auf keiner einzigen Tür geprangt. Auch nicht in den Katakomben unter den Stadiontribünen, wo Serben das KZ betrieben haben sollen. Hierher hat sich höchstens mal ein Weitschuß der Fußballjugend verirrt. Vielleicht rauchten die Jungs nach dem Spiel hier unten ihre erste Zigarette, tranken heimlich Cola und Schnaps. Aber Rudolf Scharping berichtet sogar noch in seinem späteren Kriegstagebuch über den Nato-Einsatz im Kosovo von mehreren Tausend Leuten, die hier interniert gewesen seien. Und der deutsche Außenminister Joschka Fischer bemühte sogar mehrfach den Vergleich zwischen Serben und Nazis und rief zum Krieg mit den Worten: »Nie wieder Auschwitz!« Bis heute bleiben Joschka Fischer und Rudolf Scharping bei ihrer Darstellung.

Rudolf Scharping: »Ich habe mich so geäußert, daß der Verdacht besteht, daß im Stadion von Pristina Menschen festgehalten werden. Das beruhte auf Zeugenaussagen, die sich bezogen auf entsprechende Internierung in den Gängen des Stadions, in den Geschäften, die unterhalb der Tribünen waren. Wir haben versucht, das aufzuklären. Bilder davon konnten wir nicht gewinnen. Aber die Zeugenaussagen standen.«

Kommentar: Zeugen aus Pristina also. Wenn einer aber etwas mitbekommen hat, dann müßte es Shaban Kelmendi gewesen sein, ein kosovarischer Politiker. Sein Haus liegt direkt am Stadion, und während des Krieges hat er Pristina keinen Tag verlassen.

Shaban Kelmendi, Augenzeuge: »Wie Sie sich selbst überzeugen können, blickt man von hier aus genau auf das Stadion. Man kann alles sehen. Es hat damals dort keinen einzigen Gefangenen oder eine Geisel gegeben. Das Stadion hat immer nur als Landeplatz für Helikopter gedient.«

Kommentar: Nicht die einzige Kriegslüge, die man in die Welt setzte, um die Unterstützung der Öffentlichkeit aufrecht zu erhalten. Beispiel: Rugovo, ein kleines Bauerndorf im südlichen Kosovo. Im Krieg blieb der Ort weitgehend unzerstört. Jetzt, zwei Jahre danach, wird die Ernte wieder eingebracht, normaler Bauern-Alltag. Und doch hat Rugovo für den Kosovo-Krieg eine besondere Bedeutung. Begonnen hatte die Geschichte auf dem Bauernhof von Shefget Berisha. Eine Geschichte, die später im fernen Deutschland Schlagzeilen machte. Es war der 29. Januar 1999, zwei Monate vor Beginn der Nato-Luftangriffe. Plötzlich hörten die Nachbarn von Shefget Berisha Schüsse. Was war passiert?

Remzi Shala, Augenzeuge: »Damals am 29. Januar ist folgendes passiert: Es war ein Freitag. Morgens kurz nach fünf ging es drüben im Haus meines Nachbarn Shefget Berisha los. Es waren Schüsse aus Maschinengewehren, drei oder vier Stunden lang. Wir waren wach geworden und hörten das alles, ja, erst nach drei oder vier Stunden hörte die Schießerei auf. So gegen zehn Uhr kam eine Gruppe Polizisten aus dieser Richtung dort auf uns zu. Mein Vater und ich haben sie gesehen. Als sie dann so ungefähr bis auf fünfzig, sechzig Meter an mich heran gekommen waren, blieb mir nur noch wegzulaufen. Ich lief weg in die andere Richtung.«

Kommentar: Doch was war genau in Rugovo geschehen? Ein Massaker der Serben an unschuldigen Zivilisten, sagte Rudolf Scharping. Zwei Monate später, am 27. April 1999, präsentierte der Verteidigungsminister seine Beweise.

Rudolf Scharping (27.4.1999): »Was wir Ihnen hier zeigen, ich hatte ja schon gesagt, man braucht starke Nerven, um solch grauenhafte Bilder überhaupt ertragen zu können, sie machen aber deutlich, mit welcher Brutalität das damals begonnen wurde und seither weitergegangen ist. Wenn Sie sich mal solche Fotos anschauen, dann werden Sie auch sehr, sehr unschwer erkennen können, daß das in einem gewissen Umfang auch beweissichernd sein kann. Die Uniformen, die Sie da sehen, das sind Uniformen der serbischen Spezialpolizei. Das macht auch deutlich, daß Armeekräfte und Spezialpolizei, später dann auch im Fortgang nicht nur diese, sondern auch regelrechte Banden freigelassener Strafgefangener und andere, an solchen Mordtaten beteiligt sind. Es sind erschütternde Bilder. Und ich muß mir große Mühe geben, das in einer Tonlage zu schildern, die nicht gewissermaßen zur Explosion führt.«

Kommentar: »Deshalb führen wir Krieg«, titelte auch die Presse und veröffentlichte die Bilder Scharpings. Doch seine eigenen Experten wußten es schon damals besser: Dies war kein Massaker an Zivilisten! Aus dem geheimen Lagebericht: »Verschlußsache – nur für den Dienstgebrauch. Am 29. Januar 99 wurden in Rugovo bei einem Gefecht 24 Kosovo-Albaner und ein serbischer Polizist getötet.« Also ein Gefecht unter Soldaten – kein Massaker an Zivilisten, wie der Verteidigungsminister behauptet? Diese Fernsehbilder, aufgenommen von einem westlichen Kamerateam unmittelbar nach den Ereignissen in Rugovo, liefern Hinweise, wie es tatsächlich war: Gewehre neben toten Albanern, die angeblich

Zivilisten waren. Die Toten tragen Militärstiefel. Sie haben Mitgliedsausweise der UCK und tragen deren Rangabzeichen. Doch wurden diese Bilder vielleicht arrangiert – von den Serben, und vor dem Eintreffen der westlichen Kamerateams?

Frage: »Bei dem Beispiel Rugovo, auf welche Quellen haben Sie sich dabei berufen?«

Rudolf Scharping: »Auf OSZE-Beobachter, die als erstes am Ort waren.«

Frage: »Waren diese Schilderungen, die damals gemacht worden sind zu den Vorgängen in Rugovo, aus Ihrer Sicht heute korrekt und sind nach wie vor so gültig?«

Rudolf Scharping: »Ja, die sind völlig korrekt.«

Kommentar: Der erste OSZE-Beobachter vor Ort war der deutsche Polizeibeamte Henning Hensch.

Henning Hensch, OSZE-Beobachter: »In jedem Fall ist es richtig, daß der Verteidigungsminister noch am Tage der ersten Veröffentlichung, die ich selber auch gesehen habe in der Deutschen Welle, von mir darüber in Kenntnis gesetzt worden ist, daß die Darstellung, die da abgelaufen ist, so nicht gewesen ist.«

Kommentar: Sein offizieller Ermittlungsbericht zu Rugovo. Das Ergebnis: kein Massaker an Zivilisten.

Henning Hensch, OSZE-Beobachter: »Am Tatort fanden wir einen roten Van, zerschossen, mit offenen Scheiben und insgesamt vierzehn Leichen in diesem Fahrzeug, und drei Leichen lagen außerhalb des Fahrzeuges. In der ›Garage‹ genannten Stallung auf der Rückseite der Farm befanden sich fünf UCK-Fighter in den typischen Uniformen, den dunkelblauen mit dunkelgrün oder grün eingefärbten Uniformen, die dort im zehn Zentimeter hohen Wasser lagen. Und dann ging es noch etwa 300 Meter weiter zu einem zweiten Tatort, an dem wir wiederum vier Leichen fanden, und darüber hinaus sind die Leichen, die der Verteidigungsminister zeigen ließ, dort von den serbischen Sicherheitsbehörden und von mir und meinen beiden russischen Kollegen abgelegt worden, weil wir sie von den verschiedenen Fundorten oder Tatorten zusammengesammelt hatten.«

Kommentar: Anfang April haben die Bilder albanischer Flüchtlinge an der jugoslawisch-mazedonischen Grenze, die jeden Abend und in jeder Nachrichtensendung zu sehen waren, nicht mehr ausgereicht. Jetzt hieß es: Von langer Hand hätten die Serben die Vertreibung dieser Menschen und die ethnische Säuberung des Kosovo geplant. Mord und Vertreibung im Kosovo erhielten einen Namen: »Operationsplan Hufeisen«.

Rudolf Scharping (07.4.1999): »Ich will Ihnen ausdrücklich auch für morgen ankündigen eine genaue Analyse dessen, was sich auf der Grundlage des ›Operationsplans Hufeisen‹ in den Monaten seit Oktober 1998 im Kosovo vollzogen hat. Er zeigt sehr deutlich, daß in klar erkennbaren Abschnitten die jugoslawische Armee, die jugoslawische Staatspolizei, begonnen hat, in der Zeit von Oktober bis zum Beginn der Verhandlungen in Rambouillet, die Vorbereitungen für die Vertreibung der Bevölkerung nicht nur zu treffen, sondern diese Vertreibung auch schon begonnen hat. Er zeigt im übrigen sehr deutlich das systematische und ebenso brutale wie mörderische Vorgehen, das seit Oktober 1998 geplant und seit Januar 1999 ins Werk gesetzt worden ist.«

Kommentar: Dies sollte der Operationsplan sein. Wie ein Hufeisen umschließen serbische Truppen albanische Zivilisten und treiben sie aus dem Kosovo. Schon seit Januar 99, also vor Beginn der Nato-Angriffe, seien die Serben »planmäßig« vorgegangen, hieß es in der Broschüre des Verteidigungsministeriums. Und zum Beleg dieses Foto. Doch die Datenzeile weckt Zweifel, denn sie zeigt das Aufnahmedatum: April 99, also erst nach Beginn der Nato-Luftangriffe, und schon deshalb ist das, was in Randubrava, dem Dorf auf dem Foto, geschah, kein Beweis für den Hufeisenplan. Aber wurde das Dorf tatsächlich, wie Minister Scharping behauptete, bereits vor den Nato-Luftangriffen von den Serben überfallen und in Brand gesetzt? Und wurde die Zivilbevölkerung wirklich »planmäßig« von hier vertrieben? Dies hätte dann ein Indiz für die Echtheit des Hufeisen-Plans sein können.

Shaip Rexhepi, Augenzeuge: »Die Bewohner haben das Dorf am 25. März nach den Luftangriffen der Nato verlassen. Abends gegen 20 Uhr haben wir den Befehl von der UCK erhalten, die Bevölkerung zu evakuieren. Am 26. März hat es keine Dorfbewohner mehr hier gegeben, wir hatten sie alle in das Dorf Mamush gebracht. Dann erst beschossen uns die Serben mit Granaten. Wir waren UCK-Soldaten, wir haben uns verteidigt, aber es war unmöglich. Wir waren den Panzern und Kanonen gegenüber machtlos. Aber wir haben standgehalten, solange wir konnten. Hier aus meinem Dorf waren wir 85 UCK-Soldaten, aber es gab auch noch andere von außerhalb. Insgesamt waren wir hier 120 Soldaten von der vierten Kompanie der 129. Brigade der UCK.«

Kommentar: Doch nicht nur das Dorf Randubrava führt Rudolf Scharping in seiner Broschüre als Beweis für den Hufeisen-Plan an. Auch ein Dorf namens Sanhovici soll vor den Nato-Luftangriffen zerstört worden sein. Doch auch dieses Foto entstand später: im April 99, ebenfalls nach Kriegsbeginn.

Dort hinten liegt das Dorf aus der Aufklärungsbroschüre des Verteidigungsministeriums. Allerdings heißt der Ort nicht Sanhovici, sondern Petershtica. Noch heute sind die Spuren des Krieges zu sehen. In Petershtica wollten die Serben die Heimat dieser Dorfkinder auf eine besonders tückische Art und Weise für immer zerstören, so steht es in der Broschüre des

Verteidigungsministeriums: »Zunächst stellt man (also die Serben) eine brennende Kerze auf den Dachboden, und dann öffnet man im Keller den Gashahn ...«

Auf diese Weise also hätten die Serben hier gewütet haben. Ihre Aktionen – so Scharping – seien keine Reaktion auf die Luftangriffe der Nato gewesen, sondern, so wörtlich, »von vornherein Teil der sogenannten Operation Hufeisen«, also der planmäßigen Vernichtung vor Beginn der Nato-Bombardierung. Doch in Petershtica erinnert man sich völlig anders.

Fatmir Zymeri, Augenzeuge: »Das war alles schon im Juni 1998 passiert. Damals waren da eine Menge Leute von der jugoslawischen Armee, die dort vom Dorf Zboc aus auf uns zu kamen. Aber wir hatten die Armee zurückgeschlagen. Dann hatten sie angefangen, uns mit schweren Waffen zu beschießen – vier Wochen lang. Es gab so gut wie keine Stelle mehr, wo keine Granate eingeschlagen war. So war es in diesem Ortsteil hier und im gesamten Dorf.«

Kommentar: Die Zerstörungen also stammten bereits vom Juni 1998. Doch laut Scharping hatte Milosevic den sogenannten Hufeisenplan erst ein halbes Jahr später, im Dezember 1998, entworfen. Und was war mit den Kerzen auf den Dachböden und dem Gashahn im Keller, von denen Scharping berichtete?

Fatmir Zymeri, Augenzeuge: »Nein, so gerieten die Häuser in unserem Dorf nicht in Brand. Das passierte auf unterschiedliche Art und Weise, aber nicht so. Die wurden anders in Brand gesetzt. Die Häuser hatten durch Granatenbeschuß Feuer gefangen, diese Fälle gab es. Das geschah, als die Granaten ins Heu einschlugen, auf die Zäune und so. Auf gar keinen Fall aber durch solch eine Methode mit den Kerzen.«

Kommentar: Wieder kein Beleg für den sogenannten Hufeisen-Plan. Wohl aber ein weiterer Beweis für Manipulation und Fälschung im Verteidigungsministerium.

Frage: »Dieser letzte Ort, da war eine Bildunterschrift drunter, dort stand, die Serben kommen in Dörfer, öffnen die Gashähne in den Kellern und stellen eine brennende Kerze auf den Dachboden. Es gibt Zweifel, daß diese Methode überhaupt funktioniert.«

Rudolf Scharping: »Welche Zweifel sind das denn?«

Frage: »Wenn man in den Kellern den Gashahn aufdreht und oben eine Kerze hinstellt, das funktioniert nicht!«

Rudolf Scharping: »Ja?«

Frage: »Nein, funktioniert technisch überhaupt nicht, weder chemisch noch physisch noch überhaupt. Das weiß eigentlich jeder Oberbrandmeister. Es muß also eine Information sein, die entweder von den Zeugen, die sie Ihnen zugetragen haben, nicht korrekt ist oder nicht geprüft worden ist.«

Rudolf Scharping: »Dann würde ich Ihnen raten, diesen Test noch einmal zu machen. Aber nicht mit einem Gashahn im Keller, sondern mit einer Flasche.«

Frage: »Ja, das ist das gleiche, das funktioniert beides nicht.«

Rudolf Scharping: »Ja?«

Kommentar: Gas ist nämlich schwerer als Luft. Auch der Minister hatte offenbar gemerkt, wie leicht solche Manipulationen und Lügen auffallen könnten, denn später finden sich zwar noch die Abbildungen der beiden Dörfer, aber ohne die verräterischen Text- und Datenzeilen. In einer Neuauflage der Broschüre vom Mai 99 sind sie entfernt worden. Zwei Jahre nach dem Krieg deshalb noch einmal die Frage an Rudolf Scharping: Was war denn nun mit dem Hufeisenplan?

Rudolf Scharping: »Wir hatten geheimdienstliche Informationen, ich erhielt sie Anfang April 1999 über den Außenminister. Ich habe dann unsere Fachleute gebeten, nicht nur diese Informationen auszuwerten, sondern sie zu vergleichen mit den Erkenntnissen aus der elektronischen Aufklärung, also auch dem Abhören von Funkverkehr serbischer Einheiten und Paramilitärs. Das ist geschehen, und erst als dieser Abgleich gezeigt hat, daß die Informationen richtig sind, haben wir sie auch öffentlich verwendet.«

Heinz Loquai, General a. D. (OSZE): »Ich habe dann um ein Gespräch im Verteidigungsministerium nachgesucht, das habe ich bekommen, das war im November, und dort hat man mir gesagt, es habe kein ›Operationsplan Hufeisen‹ vorgelegen, sondern was man hatte, war eine Darstellung der Ereignisse, die im Kosovo abgelaufen sind, und diese Darstellung der Ereignisse konnte man aufgrund der OSZE-Berichte und anderer Berichte nachvollziehen. Aber es gab keinen ›Operationsplan Hufeisen‹, so jedenfalls die Fachleute im Verteidigungsministerium.«n

Konkret 03/01, S. 27

Gert Ockert

Racak revisited

Das Lügengebäude, das die Nato sich für den Krieg gegen Jugoslawien zurechtzimmerte, ist zusammengebrochen. Aber Krach hat der Vorgang kaum gemacht

Wenn einer zum Richtplatz geführt wird, weil er einen anderen getötet haben soll, dann kann man über die moralische Stringenz der Strafe streiten. Im Fall des Nato-Krieges gegen Jugoslawien ist dieser Streit schnell entschieden worden; zugunsten der Scharfrichter und auf ihr Geheiß. Der Tod, der Belgrader Hausmeister und Marktbesucher in Nis aus heiterem Himmel traf (denn bei bewölktem zeigte die Armada der Angreifer sich noch unfähiger zum gezielten Schuß), wurde in Brüssel abgetan als bedauerliche Begleiterscheinung einer gerechten Sache und von den Meinungsverbreitern abgenickt als Fehler, der schon mal vorkommt.

Nachdem die Henker und ihre Apologeten einmal die Moral für sich reklamiert hatten, kam ihnen keiner mehr bei mit Vorwürfen über die Unverhältnismäßigkeit der Mittel, die barbarische Beliebigkeit der Strafaktionen, die fatale Leichtfertigkeit, mit der sie Staats- und Völkerrecht über den Haufen geworfen hatten, um ihre Version von Gerechtigkeit der Welt aufzuzwingen. Irgendwelche Spuren irgendeines Gewissenbisses haben sich denn auch in keins der verantwortlichen Gesichter gegraben: Fischer wie Albright, Scharping wie Cooke, Schröder wie Shea glauben bis heute, daß sie nicht getötet, sondern Tod verhindert haben. Sie führten einen Krieg aus moralischen Gründen, und darum meinen sie, jeder Erörterung ihrer Moral enthoben zu sein.

Wird jedoch einer hingerichtet, obwohl das Verbrechen, für das man ihn verurteilt hat, gar nicht bewiesen ist, dann kann über eine »Strafe« und ihre moralische Berechtigung nicht geredet werden, dann geht es schlicht um Mord und die Anstiftung dazu. Daß die Nato tun konnte, was sie monatelang tat, war deprimierend und entsetzlich genug, aber eben nicht der Punkt, auf den sich die Gegner der »humanitären Intervention« kaprizieren sollten. Milosevic, der auserkorenene Weltunhold, hat das als erster verstanden: »Wenn Sie an einem Sonntag sagen«, bemerkte er am Tag vor der ersten Bombennacht zu US-Sonderbotschafter Holbrooke, »es sei Mittwoch, dann ist es Mittwoch.«

Nicht daß die Allianz tat, was sie tun konnte, sondern daß sie es vermutlich tat, einfach weil sie es konnte, ohne eine andere Legitimation zu haben als die Lüge: Hier läge der Punkt, an dem sie sich festnageln ließe. Wenn nämlich die hypermoralischen Rechtfertigungen der Scharfrichter als purer Schwindel offenbar würden, müßten sie, die einen Mörder zur Strecke zu bringen vorgaben, sich selber Mörder nennen lassen und würden bei künftigen Blutfesten nicht länger fromme Lieder singen können. An der Macht, über die sie verfügen, und an Weltverhältnissen, die den Mißbrauch solcher Macht nicht bloß erlauben, sondern forcieren, änderte die Überführung der »humanitären Interventionisten« als Betrüger und Killer natürlich nichts. Doch immerhin entfiele fortan die Notwendigkeit, mit dem brutalen Hochstapler von der Hardthöhe oder dem opportunistischen Schlachterjungen im AA moralisch argumentieren zu müssen. Aus einem der berühmtesten gefälschten Zitate des Kosovo-Krieges würde endlich ein Schuh, der auch paßt: Denn egal wer da behauptet, er könne über Leichen gehen - die Nato kann das auch und besser, und sie tut es, wann sie will, und sie macht zu diesem Zweck aus einem Sonntag einen Mittwoch und aus erschossenen Paramilitärs zivile Opfer eines Massakers.

Zwei Jahre, nachdem William Walker, damals OSZE, vormals CIA, in Racak angesichts von 45 Toten ein abscheuliches Verbrechen beschworen hatte, sorgte in den deutschen Medien die »Berliner Zeitung« für ein wenig Aufregung. Ihre Redakteure hatten Einblick genommen in den Abschlußbericht dreier finnischer Forensiker, die an der Autopsie der Leichen von Racak beteiligt gewesen waren. Wie schon in dem faksimilierten Untersuchungsprotokoll, das vor knapp einem Jahr kursierte, obwohl das Original - bis heute - vom deutschen Außenministerium unter Verschluß gehalten wird, finden sich auch in dem Aufsatz, auf den sich die »Berliner Zeitung« bezieht, keinerlei Beweise für ein Massaker in Racak. Dabei war es bzw. seine Erfindung, wie Kay Sokolowsky und Jürgen Roth in *Lügner, Fälscher, Lumpenhunde* (Leipzig 2000) bündig feststellen, »auf dem Weg zur Verwüstung Jugoslawiens der wichtigste Schritt«.

Nun, da belegt ist, daß in Racak nicht geschehen war, was die Blutsäufer der Nato und ihre publizistischen Kumpane in allen Farben sadistischer Phantasie beschworen hatten, wird alles zu Lüge und Fälschung, was jene hernach als zwingende Gründe für die Einebnung jugoslawischer Fabriken, Kraftwerke und Fernsehanstalten auftürmten. Entsprechend haben die Mörder und ihre Komplizen auf die Veröffentlichung der »Berliner Zeitung« reagiert. Die »Frankfurter Rundschau« streitet rundweg ab, Racak habe irgendeine Bedeutung für den Luftkrieg gehabt: »Als hätte es vorher nicht genügend Gründe für eine Intervention gegeben« (19.1.). Welche das sein sollen, sagt der akronyme Schmierensteher nicht. Statt dessen wirft »paa« denen, die hinter Racak eine schmutzige Charade wittern, Paranoia vor: »So als bräuchte man eine Verschwörung, um die eigene Gegnerschaft zu diesem Krieg zu legitimieren.« Er aber verschwört sich schon wieder, wie vor zwei Jahren, mit den Bombenwerfern gegen die Fakten. Die Frage, warum das Auswärtige Amt auch nach zwei Jahren den gerichtsmedizinischen Bericht über die Ereignisse von Racak im Tresor aufbewahrt, stellt sich ihm gar nicht erst, weil er eh schon alle Antworten kennt.

Flankiert von solchen Lumpenmäulern, lügen Fischers Leute fröhlich weiter vor sich hin. »Daß das ein Massaker war, steht außer Frage«, verkündete am 17.1. ein Sprecher des Außenministers und ließ die Autopsieprotokolle im Safe. Matthias Rüb, »FAZ«, unterstellt denen, die an den Fälschungen der Nato kratzen, kurzerhand »eine Bürokratensprache, die direkt aus dem ›Wörterbuch des Unmenschen‹ abgeschrieben sein könnte« (23.1.). Und führt im gleichen Artikel vor, wie ein echter Unmensch tickt: Er redet von den »Ereignissen von Recak (serbisch Racak)«; denn in seinem Kopf sind alle verdächtig, die auch nur ein *Wort* des Erzfeindes benutzen. Und Erich Rathfelder, »Taz«, auf dessen Nase für Massenmord, der keiner ist, sich die Natolügner allemal verlassen durften, kann dem Bericht der Pathologen zwar gleichfalls nichts entgegensetzen, tut es aber mit der strahlendsten Ignoranz - vielleicht ist's aber bloß Idiotie: »Die Opfer haben sich nämlich nicht selbst umgebracht« (23.1.). Im Gegensatz zu den Kindern in Jugoslawien, die mit Splitterbomben spielen oder Urangranaten aus dem Gras ziehen.

Die Aufregung um den Bericht der »Berliner Zeitung« verging in einer Woche. Die Machthaber blieben unbeschädigt, weil die Phalanx ihrer medialen Komplizen standhielt. Sie alle sind als Betrüger und Brandredner überführt, und doch kann ihnen keiner was, weil nur wenige mitgekriegt haben, daß eine ungeheuerliche Lüge aufgeflogen ist. Und weil das alles, wie vor zwei Jahren, nur wenige überhaupt interessiert. Es sind dies wahrlich goldene Zeiten für Lynchjustiz.

Gert Ockert schrieb in KONKRET 2/2001 über die Vollendung der »geistig-moralischen Wende« im »Big Brother«-TV

Konkret 03/01, S. 28

Christian Linde

Toter dritter Klasse

Keine Statistik fühlt sich zuständig für die Menschen, die diese Gesellschaft als »Ausschuß« beiseite räumt. Eine Chronik des Terrors gegen Obdachlose 1989-2000

1989-1993

Von 374 dokumentierten Gewaltübergriffen gegen Obdachlose endeten 253 tödlich (Quelle: Thomas Specht-Kittler: »Die Gewalt nimmt zu«, in: »Wohnungslos« 1/94). Die Zahl beinhaltet auch Gewalttaten innerhalb des »Milieus« (ca. 50 Prozent) und den Tod durch Erfrieren, den der Autor für eine Folge struktureller Gewalt ansieht.

1994

»Überfall auf ein Obdachlosenwohnheim« (»Welt am Sonntag«, 2.1.). »Anschlag auf Unterkunft für Obdachlose?« (»Tagesspiegel«, 8.1.). »Opfer bis zur Ohnmacht gequält« (»Landeszeitung für die Lüneburger Heide«, 11.1.). »Brandanschlag auf Obdachlosenheim« (»Potsdamer Neueste Nachrichten«, 15.1.). »Obdachlosen fast totgeschlagen« (»Potsdamer Morgenpost«, 19.1.). »Drei Anschläge auf Obdachlosenwohnheim in Neuhaus« (»Aachener Volkszeitung«, 20.1.). »Betrunkener prügelt auf Tippelbruder ein« (»Oberndorfer Tageblatt«, 21.1.). »Obdachloser vermutlich in Bahnhof angezündet« (»Stuttgarter Zeitung«, 27.1.). »Zwei Obdachlose überfallen« (»Bremer Nachrichten«, 28.1.). »Auf Obdachlosen eingeschlagen« (»Geislinger Nachrichten«, 29.1.). »Schüler töteten Obdachlosen« (»Saarbrücker Zeitung«, 4.2.). »Schüler töteten Obdachlosen« (»Neue Osnabrücker Zeitung«, 8.2.). »Obdachlosen nackt auf die Straße getrieben« (»Die Glocke«, 8.2.). »Obdachlosen auf den Kopf geschlagen« (»Stuttgarter Zeitung«, 9.2.). »Mordopfer am eigenen Blut erstickt« (»Pinneberger Tageblatt«, 12.2.). »Vier Unbekannte überfielen Penner« (»Frankfurter Neue Presse«, 14.2.). »Obdachloser verletzt – Brandwunden durch Kinder?« (»Stuttgarter Zeitung«, 18.2.). »Berber vor Tod mißhandelt« (»Weinheimer Nachrichten«, 18.2.). »Brandanschlag auf Obdachlosenwohnheim« (»Berliner Morgenpost«, 21.2.). »Stadtstreicher zu Tode geprügelt« (»Mannheimer Morgen«, 26./27.2.1994). »Obdachloser erstochen« (»Flensburger Tageblatt«, 4.3.). »Brutaler Anschlag auf Obdachlosen« (»Tiroler Tageszeitung«, 8.3.). »›Aus Angst‹ Obdachlosen erschossen« (»Wiesbadener Anzeiger«, 10.3.). »Obdachloser starb vermutlich an Unterkühlung« (»Gießener Allgemeine Zeitung«, 17.3.). »Obdachloser ausgeraubt« (»Münchner Merkur«, 18.3.). »Wohnsitzloser tot aufgefunden« (»Stuttgarter Zeitung«, 25.3.). »Hakenkreuz in die Hand geritzt« (»Göttinger Tageblatt«, 31.3.). »Obdachloser niedergestochen« (»Wiesbadener Tageblatt«, 6.4.). »Wohnsitzloser beraubt und niedergestochen« (»Frankfurter Rundschau«, 11.4.). »Obdachloser getötet« (»Taz«, 7.5.). »Wohnsitzloser beraubt« (»Stuttgarter Zeitung«, 19.5.). »Obdachloser starb nach Tritt in den Bauch« (»Süddeutsche Zeitung«, 24.5.). »Wohnsitzloser wurde ausgeraubt« (»Rhein-Neckar-Zeitung«, 26.5.). »Berber im Schlaf schwer verletzt« (»Neue Presse«, 1.6.). »Obdachloser tot in Grünanlage« (»Mittelbayerische Zeitung«, 17.6.). »Toter Obdachloser – Leiche im Stadtgarten« (»Pforzheimer Zeitung«, 23.6.). »Obdachlosen zu Tode geprügelt« (»Westfalenpost«, 29.6.). »Wegen 30 Mark totgetrampelt« (»Frankfurter Neue Presse«, 5.7.). »Anzeige gegen Bahnpolizei – Obdachlose sollen zusammengeschlagen worden sein« (»Schwarzwälder Bote«, 15.7.). »Schlafenden Obdachlosen verprügelt« (»Recklinghausener Zeitung«, 16.7.). »Mann im Schlaf überfallen« (»Westfalen-Blatt«, 23./24.7.). »Überfall auf Wohnsitzlosen« (»Darmstädter Echo«, 26.7.). »Obdachloser im Tiergarten mit Schrotflinte angeschossen« (»Berliner Morgenpost«, 29.7.). »Ex-Boxer erschlägt Penner« (»Straubinger Tagblatt«, 9.8.). »Obdachloser wurde beraubt« (»Meininger Tageblatt«, 24.8.). »Nach Gewaltakten an Berbern stellen sich Täter selbst« (»Stuttgarter Zeitung«, 25.8.). »Mit Latten auf Wehrlose eingeschlagen« (»Nordsee Zeitung«, 26.8.). »Schüler töteten Obdachlosen« (»Taz«, 30.8.). »Noch halbe Kinder und schon Totschläger: Obdachlose und wehrlose Betrunkene getötet« (»Taz«, 8.9.). »Jugendliche trieben Obdachlosen in den Tod« (»Magdeburger Volksstimme«, 15.9.). »Obdachlosen beraubt« (»Remscheider Generalanzeiger«, 1.10.). »Obdachloser auf Mö von Jugendlichen mißhandelt« (»Hamburger Morgenpost«, 28.10.). »Obdachlosen mit heißem Wasser verbrüht« (»Wetzlarer Neue Zeitung«, 3.11.). »Obdachloser niedergestochen« (»Ostthüringer Zeitung«, 12.11.). »Obdachlose Frau wurde geschlagen« (»Freies Wort Suhl«, 15.11.). »Obdachloser unter Bahnbrücke erfroren« (»Hannoversche Allgemeine Zeitung«, 18.11.). »Obdachloser zusammengeschlagen« (»Hamburger Abendblatt«, 26./27.11.). »Verletzter Obdachloser stirbt im Krankenhaus« (»Rhein-Main-Zeitung«, 5.12.). »Obdachloser Mann lag tot im Englischen Garten« (»Süddeutsche Zeitung«, 14.12.). »Obdachloser erfror in Gera« (»Thüringer Allgemeine«, 17.12.). »Obdachloser Mann erfroren« (»Mitteldeutsche Zeitung«, 19.12.).

1995

»Leiche im Gebüsch: Obdachloser erfroren« (»Berliner Morgenpost«, 4.1.). »Obdachloser: Stich in den Rücken« (»BZ«, 5.1.). »60jährigen Mann sadistisch gequält: Böller explodiert in Hose und Mund« (»Deisler- und Weserzeitung«, 5.1.).

»Obdachloser in Keller verbrannt« (»Magdeburger Volksstimme«, 5.1.). »Tot in der Polizeizelle – Wohnsitzloser starb in der Nacht zum Donnerstag« (»Reutlinger General Anzeiger«, 7.1.). »Obdachloser von Kellner verprügelt« (»Düsseldorfer Express«, 11.1.). »Stadtstreicher erschossen« (»Frankfurter Neue Presse«, 13.1.). »Frau in Wismarer Obdachlosenheim überfallen« (»Ostsee-Zeitung«, 24.1.). »Obdachloser morgens tot in der Zelle aufgefunden« (»Goslarsche Zeitung«, 2.2.). »Unbekannter überfiel Stadtstreicher« (»Berliner Morgenpost«, 5.2.). »Obdachloser in U-Bahn überfallen« (»Berliner Kurier«, 5.2.). »Obdachloser und alte Dame schwer verletzt« (»Ruhr Nachrichten«, 13.2.). »Gewaltorgie gegen ›Penner‹ endet mit Mord« (»Westdeutsche Allgemeine Zeitung«, 17.2.). »Quintett schlug Obdachlosen tot« (»General Anzeiger Bonn«, 21.2.). »Vor zwei Peinigern geflüchtet – Wohnsitzloser nackt in den Straßen« (»Schwäbisch Gmünd«, 23.2.). »Beim Töten haben sie nichts gespürt – Drei Freunde gestehen, Obdachlosen getötet zu haben« (»Berliner Zeitung«, 2.3.). »Getötet und beraubt« (»Rhein-Zeitung«, 16.3.). »Nichtseßhaften mit Gaspistole bedroht« (»General Anzeiger Bonn«, 21.3.). »Obdachloser wurde niedergestochen« (»Potsdamer Morgenpost«, 4.4.). »Brutaler Überfall auf Stadtstreicher« (»Westfälischer Anzeiger«, 26.4.). »Messerstecher terrorisiert Obdachlose in Hof« (»Süddeutsche Zeitung«, 29./30.4.). »Obdachloser brutal getötet« (»Norddeutsche Neueste Nachrichten Rostock«, 2.5.). »Brandanschlag: Zwei Obdachlose verletzt« (»Frankfurter Rundschau«, 1.6.). »Obdachlose überfallen« (»Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide«, 1.6.). »Obdachloser erstochen aufgefunden« (»Stuttgarter Nachrichten«, 6.6.). »Opfer eines Gewaltverbrechens« (»Mannheimer Morgen«, 21.7.). »Anschlag auf Obdachlosenheim« (»Frankfurter Rundschau«, 25.7.). »Obdachloser mißhandelt« (»Märkische Oderzeitung«, 27.7.). »Ein 27jähriger hat Obdachlosen niedergestochen« (»Wetzlarer Neue Zeitung«, 2.8.). »Obdachlosen verprügelt« (»Westdeutsche Zeitung«, 9.8.). »Obdachlose überfallen« (»Wilhelmshavener Zeitung«, 14.8.). »Mitten in der Kirche – Obdachlosen mißhandelt« (»Augsburger Allgemeine Zeitung«, 16.8.). »Obdachloser im Südring ausgeraubt« (»Westfälischer Anzeiger«, 18.8.). »Obdachlosen erstochen« (»Stuttgarter Zeitung«, 23.8.). »Wohnsitzloser stirbt nach Mißhandlung« (»Fuldaer Zeitung«, 28.9.). »Obdachlosen erstochen« (»Bild«, Ausgabe Leipzig, 30.8.). »Obdachlose von Ausländern überfallen« (»Wilhelmshavener Zeitung«, 1.9.). »Obdachlosen ertränkt« (»Main-Echo«, 14.9.). »Obdachlosen in Main geworfen« (»Der Neue Tag«, 16./17.9.). »Brand in Obdachlosenheim: vermutlich Brandstiftung« (»Schorndorfer Nachrichten«, 23.9.). »24jähriger legt Feuer in Obdachlosenheim« (»Flensburger Tageblatt«, 2.10.). »Zelt eines Obdachlosen wurde angezündet« (»Frankfurter Rundschau«, 6.10.). »Brutaler Überfall auf Obdachlosen« (»Südthüringer Zeitung«, 10.10.). »Wohnungslose: Mit Steinen und Dose beworfen« (»Kreiszeitung Wesermark«, 12.10.). »Obdachlosen in der Grillhütte brutal überfallen« (»Nassauische Presse«, 17.10.). »Obdachloser erschlagen« (»Rhein-Main-Zeitung«, 2.11.). »Wohnungsloser niedergestochen« (»Stuttgarter Nachrichten«, 9.11.). »Obdachloser für 200 Mark Beute skrupellos ermordet« (»Neuwieder Rundschau«, 15.11.). »Obdachlosen erstochen« (»Westdeutsche Zeitung«, 15.12.). »Obdachloser angegriffen – Hund biß. Besitzer schaute tatenlos zu« (»Mitteldeutsche Zeitung«, 20.12.). »Auf ›Penner‹ eingeschlagen« (»Badisches Tagblatt«, 27.12.).

1996

»Nach Überfall auf Obdachlose noch keine Spur von Tätern« (»Leipziger Volkszeitung«, 9.1.). »Obdachloser angezündet – zwei junge Männer verhaftet« (»Leipziger Volkszeitung«, 12.1.). »Berber brutal zusammengeschlagen« (»Peiner Allgemeine Zeitung«, 13.1.). »Obdachloser Mann in Freiburg erschlagen« (»Norddeutsche Neueste Nachrichten«, 8.2.). »Obdachloser von Jugendlichen verprügelt« (»Stuttgarter Zeitung«, 12.2.). »Obdachloser Inder in Park erwürgt« (»Wiesbadener Kurier«, 5.3.). »Obdachloser mit Tritten ermordet« (»Flensburger Tageblatt«, 5.3.). »Zwei Mädchen im Alter von 13 und 15 unter Mordverdacht – Motiv für Tötung eines Obdachlosen noch unklar« (»Freie Presse«, 8.3.). »Wurzner Obdachloser schwer mißhandelt« (»Leipziger Volkszeitung«, 21.3.). »Obdachlose Rentnerin wegen 350 Mark erschlagen« (»Berliner Morgenpost«, 28.4.). »Zuerst Prügel und dann Entschluß, das Opfer sterben zu lassen« (»Eßlinger Zeitung«, 27./.28.4.). »Obdachlosen niedergestochen« (»Stuttgarter Zeitung«, 7.5.). »Junkies überfielen obdachlosen Mann« (»Kölner Stadt-Anzeiger«, 9.5.). »Vier Jugendliche wollten Obdachlosen steinigen« (»Straubinger Tageblatt«, 9.5.). »Obdachlosen brutal traktiert: Niemand half« (»Neue Post Würzburg«, 29.5.). »Obdachloser niedergestochen« (»Hannoversche Allgemeine Zeitung«, 31.5.). »Obdachloser von Jugendlichen getötet« (»Südthüringer Zeitung«, 31.5.). »Nichtseßhafter wurde getötet« (»Westfälischer Anzeiger«, 1./2.6.). »Überfall auf schlafenden Obdachlosen« (»Dresdner Neue Nachrichten«, 11.6.). »Obdachloser erstochen« (»Hamburger Abendblatt«, 26.6.). »Obdachlosen überfallen« (»Pinneberger Tageblatt«, 3.7.). »Duo überfiel im Rausch Obdachlosen« (»Münchner Merkur«, 11.7.). »Obdachlose von drei jungen Männern brutal getötet« (»Kieler Nachrichten«, 24.7.). »Obdachloser in Travemünde ermordet« (»Flensburger Tageblatt«, 25.7.). »Obdachloser von Jugendlichen grundlos zusammengeschlagen« (»Altmark Zeitung«, 28.7.). »Erschlagener lag auf der Parkbank« (»Berliner Kurier«, 16.8.). »Wohnsitzloser verletzt in Park gefunden« (»Gießener Anzeiger«, 19.8.). »Zwei Obdachlose verprügelt« (»Junge Welt«, 22.8.). »Obdachlosen geschlagen, getreten und beraubt« (»Frankfurter Rundschau«, 23.8.). »49jähriger Obdachloser lebensgefährlich verletzt« (»Westfalen-Blatt«, 23.8.). »Obdachloser überfallen« (»Berliner Morgenpost«, 28.8.). »Obdachlosen angezündet« (»Leipziger Volkszeitung«, 3.9.). »Schlafender Obdachloser war brutal verprügelt worden« (»Oldenburgische Volkszeitung«, 7.9.). »Obdachloser starb nach einem Überfall durch vier Jugendliche« (»Mitteldeutsche Zeitung«, 11.9.). »Obdachloser wurde erschossen« (»Frankfurter Rundschau«, 23.9.). »Wohnungsloser auf Straße niedergestochen« (»Berliner Morgenpost«, 23.9.). »Raubüberfall auf

wehrlosen Obdachlosen« (»Thüringer Allgemeine Zeitung«, 12.10.). »Obdachloser angezündet« (»Münchner Merkur«, 12.10.). »Motorradfahrer überfuhr einen schlafenden Obdachlosen und flüchtete« (»Westfälische Zeitung«, 14.10.). »Obdachloser ermordet« (»Bild«, 18.10.). »Obdachlose aus Spaß verfolgt und geschlagen« (»Pforzheimer Zeitung«, 24.10.). »Obdachlosenheim Ziel von Vandalen« (»Freie Presse«, 4.11.). »54jähriger wurde brutal totgetreten« (»Lüdenscheider Nachrichten«, 13.11.). »Überfall auf zwei zeltende Wohnungslose« (»Mindener Tageblatt«, 16.11.). »Wohnsitzloser auf Straße niedergeschlagen« (»Die Rheinpfalz«, 28.11.). »Obdachlosen nicht nur das Messer an die Kehle gehalten« (»Magdeburger Volkszeitung«, 28.11.). »50jährigen Obdachlosen brutal zusammengeschlagen« (»Westfalen-Blatt«, 4.12.). »Schlafende Obdachlose ausgeraubt« (»Stuttgarter Nachrichten«, 6.12.). »Unbekannter sticht 16mal auf obdachlose Frau ein« (»Westdeutsche Allgemeine Zeitung«, 13.12.).

1997

»Kripo sucht Mörder eines Obdachlosen« (»Magdeburger Volksstimme«, 25.1.). »Obdachloser getötet« (»Magdeburger Volksstimme«, 31.1.). »Fünf Stunden Obdachlosen in Dusche gequält« (»Neue Presse Hannover«, 7.2.). »Obdachlose in Steele überfallen« (»Neue Ruhr Zeitung«, 28.2.). »Obdachloser geschlagen und getreten« (»Rhein-Main-Zeitung«, 14.3.). »Obdachloser von Männern malträtiert« (»Badische Neueste Nachrichten«, 19.3.). »Obdachlosen mit Schnürsenkel getötet« (»Neue Westfälische Zeitung«, 30.4.). »Obdachloser ausgeraubt« (»Bild«, 2.5.). »Wohnsitzloser beraubt« (»Würtinger Zeitung«, 9.5.). »Wohnsitzlosen schwer mißhandelt« (»Südwest-Presse Ulm«, 7.6.). »Brutale Bande terrorisiert Obdachlose« (»Neue Ruhr Zeitung«, 11.6.). »Obdachlosen mit Tritten und Schlägen traktiert« (»Siegener Zeitung«, 13.6.). »Obdachloser angezündet« (»Fuldaer Zeitung«, 17.6.). »Obdachloser verlor nach Überfall sein Augenlicht« (»Leipziger Volkszeitung«, 18.6.). »Obdachloser erpreßt und grausam gequält« (»Bild, Ausgabe Leipzig«, 20.6.). »Obdachloser niedergeprügelt« (»Die Rheinpfalz«, 2.7.). »Obdachlosen in Polizeizelle erwürgt« (»Kölner Stadtanzeiger«, 5./6.7.). »Obdachlosen getötet« (»Leipziger Volkszeitung«, 12./13.7.). »Zwei Blankenburger traten Obdachlosen zu Tode« (»Magdeburger Volksstimme«, 16.7.). »Prügel-Banden machen Jagd auf Obdachlose« (»Bild« Ausgabe Hamburg, 26.7.). »Wohnungsloser niedergestochen« (»Junge Welt«, 26./27.7.). »Obdachlosen am Haar angezündet« (»Thüringer Allgemeine Erfurt«, 27.7.). »Es war mir eigentlich egal, ob der Obdachlose stirbt« (»Potsdamer Neueste Nachrichten«, 8.8.). »Festnahmen nach Totschlag an Obdachlosen in Wilhelmshaven« (»Nordwest Zeitung«, 1.9.). »Brutaler Überfall auf Obdachlosenheim« (»Oranienburger Generalanzeiger«, 1.9.). »Junge Schläger überfielen Obdachlosenheim« (»Berliner Zeitung«, 2.9.). »Obdachloser wurde im Ostpark erschlagen« (»Frankfurter Rundschau«, 22.9.). »25jähriger legte Feuer in Obdachlosenheim« (»Bremer Nachrichten«, 25.9.). »Obdachlosen in die Elbe geworfen« (»Leipziger Volkszeitung«, 18./19.10.). »Obdachlosen in Zelt getötet« (»Westfalen-Blatt«, 4.11.). »Skin-Konzert, Schlägerei, Angriff auf Obdachlose« (»Tagesspiegel«, 17.11.). »Obdachlosen die Hütte angezündet« (»Westdeutsche Allgemeine Zeitung«, 19.11.). »16jähriger hat Wohnungslosen im Streit erschlagen« (»Nordsee-Zeitung«, Ausgabe Bremerhaven, 21.11.). »Wohnungsloser in Hausflur erstochen« (»Der Tagesspiegel Berlin«, 4.12.). »Brand gelegt in Heim für Obdachlose« (»Sächsische Zeitung«, 13./14.12.). »Räuber sprüht Wohnungslosem Tränengas ins Gesicht« (»Stuttgarter Zeitung«, 20.12.).

1998

»Obdachlosen getötet« (»Bremer Nachrichten«, 6.1.). »Junge Räuberbande erpreßte Obdachlose« (»Dresdner Neueste Nachrichten«, 17./18.1.). »Obdachlose fast zu Tode geprügelt« (»Münchner Merkur«, 31.1.). »Obdachloser von Burschen verprügelt« (»Main Post Würzburg«, 3.2.). »Überfall im Container: Zwei Obdachlose gequält« (»Bild«, Ausgabe Hamburg, 7.2.). »Mit Ziegelstein auf Obdachlose eingeschlagen« (»Frankfurter Neue Presse«, 7.2.). »Wohnsitzloser in Griesheim zusammengeschlagen« (»Rhein-Main-Zeitung«, Frankfurt, 9.2.). »Obdachloser verprügelt« (»Bild«, Ausgabe Frankfurt und Neuisenburg, 9.2.). »Obdachloser ermordet« (»Pforzheimer Zeitung«, 6.3.). »Berber ermordet« (»Pinneberger Tageblatt«, 7.3.). »Obdachloser im Abbruchhaus erschlagen« (»Die Welt«, 7./8.3.). »Fünf gegen zwei Obdachlose« (»Aachener Nachrichten«, 9.4.). »Obdachloser starb in Polizeihaft – Todesursache unklar« (»Fuldaer Zeitung«, 17.4.). »Obdachloser an Kopf verletzt« (»Offenbach Post«, 18./19.4.). »Obdachlosen überfallen – Täter möglicherweise aus dem rechten Spektrum« (»Freie Presse Chemnitz«, 29.4.). »Schrottauto beschossen – Obdachlosen verletzt« (»Kölnische Rundschau«, 29.4.). »Erneut Überfälle auf Jugendliche und Obdachlose« (»Tagesspiegel«, 1.5.). »Überfall auf Obdachlosenwohnheim« (»Junge Welt«, 2.5.). »Überfall auf Obdachlosenheim« (»Bild am Sonntag«, 22.7.). »Lager eines gehbehinderten Berbers zum zweitenmal abgefackelt« (»Reutlinger Generalanzeiger«, 27.7.). »Blutiger Angriff auf Obdachlosen« (»Nürnberger Nachrichten«, 25.8.). »Obdachloser getötet« (»Berliner Morgenpost«, 10.9.). »Obdachloser verprügelt« (»Lippische Landeszeitung«, 16.9.). »Brandanschlag auf Obdachlosen« (»Kölner Stadtanzeiger«, 30.9.). »Obdachloser tot aufgefunden« (»Märkische Oderzeitung«, 29.9.). »Keule gegen Wohnungslosen« (»Berliner Morgenpost«, 7.10.). »Obdachloser von vier Männern beraubt« (»Magdeburger Volksstimme«, 7.10.). »Obdachloser brutal zusammengeschlagen« (»Schweriner Volkszeitung«, 12.10.). »Obdachloser wurde von Trio mißhandelt« (»Leipziger Volkszeitung«, 21.10.). »Skins griffen an – Obdachlosen verprügelt« (»Hamburger Abendblatt«, 5./6.12.). »Überfall auf

Obdachlosen – Unter den prügelnden Soldaten war ein 23jähriger aus Hamm« (»Westfälischer Anzeiger«, 8.12.). »Obdachloser in Alt Nowawes tot aufgefunden« (»Berliner Morgenpost«, 11.12.).

1999

»Stadtstreicher auf Schulhof erschlagen« (»Neue Presse Hannover«, 8.1.). »Obdachlose grausam getötet« (»Main Post«, Ausgabe Würzburg, 8.1.). »Stadtstreicher zu Tode geprügelt« (»Kreiszeitung Syke für den Landkreis Diepholz und Oldenburg«, 9./10.1.). »Jugendliche quälten Obdachlose« (»Remscheider General Anzeiger«, 11.2.). »Überfall auf Obdachlosen – Täter fast noch Kinder« (»Allgemeine Zeitung der Lüneburger Heide«, 15.2.). »Ohnmächtigen Obdachlosen in Main geworfen – ertrunken« (»Bild«, Ausgabe Frankfurt, 20.2.). »Obdachloser in der S-Bahn überfallen« (»Tagesspiegel«, 16.3.). »Obdachloser in City überfallen« (»Nordwest Zeitung Oldenburg«, 18.3.). An dieser Stelle, also im März 1999, mußte der Autor seine sehr aufwendigen Recherchen abbrechen. Auch die folgenden Angaben für das Jahr 2000 geben nur eine Zufallsauswahl.

2000

»Der erste tote Obdachlose – und Passanten hasten vorbei« (»Welt«, 26.1.). »NPD-Aktivist gesteht Brandanschlag in Wismar – weil der Täter Obdachlose in dem Haus vermutet hat« (»Welt«, 8.5.). »Welle der Gewalt – Drei Obdachlose im Nordosten getötet« (»Welt«, 31.7.). »Polizei rätselt: Wer tötete obdachlose ›Hinz & Kunzt‹-Verkäuferin?« (»Hamburger Abendblatt«, 23.8.). »›Ich stech dich ab‹ – 54jähriger Obdachloser von zwei Rußlanddeutschen bedroht« (Fuldaer Zeitung«, 21.11.) »Bombendrohung gegen Obdachlosenwohnheim in Lübeck« (Hamburger Abendblatt«, 21.11.). »Erneut Obdachloser in Greifswald getötet« (»Stuttgarter Zeitung«, 27.11.).

Christian Linde ist freier Autor und lebt in Berlin

Konkret 03/01, S. 32

Eike Stedefeldt

Zuse an der Schnur

Wohlfeile Legenden ranken sich um den Erbauer des ersten funktionsfähigen Computers. Anmerkungen zu Konrad Zuse

Ein Institut der Technischen Universität Berlin und eine historische Gesellschaft sind nach ihm benannt, ebenso eine Verdienstmedaille, ein Museum und eine Berufsfachschule in Hünfeld sowie eine Straße in Bad Hersfeld. Sogar ein ICE trägt seinen Namen: Konrad Zuse. Zu allem Überfluß hat nun auch noch der Leiter des Bremer Instituts für Universalgeschichte, Professor Arno Peters, vom Verlag Neues Leben ein überaus eitles Werk namens *Computer-Sozialismus – Gespräche mit Konrad Zuse* drucken lassen, das nicht nur dem Autor selbst huldigen, sondern Zuse ein weiteres Denkmal setzen soll. Mit beachtlichem Erfolg: Hinter rotem Leinen und Goldprägung findet man jede Menge Blüten der Sorte »Durch die Abspaltung der Seele wird die Ganzheit der Seele zerstört«. Oder, genauer: »Die Abspaltung der seelischen Liebe von der körperlich-seelischen liebenden Ganzheit der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau führt zur Absolutsetzung der Sexualität, zur Prostitution, zu Homosexualität und schließlich, nach Verabsolutierung des Bewußtseins gegenüber dem Sein, auch zur Bewußtseinsspaltung, die das Individuum und am Ende die Gemeinschaft von innen heraus zerstört.«

Inspiriert zu solchen in der Tat »von allen herkömmlichen Gegenwartsanalysen und Zukunftsvisionen weit entfernten Gedanken« hat Peters (Jahrgang 1916, Promotion in Philosophie 1945) nicht etwa eine geriatrische Laune der Götter des New Age. Schuld waren private Spinnstunden mit Konrad Zuse und die davon übriggebliebenen Notizen und Tonbandaufzeichnungen. Zuse habe die Ursache für den »Irrweg der Menschheit in der auf Gewinn gerichteten Marktwirtschaft« gefunden, verkündet stolz die Bauchbinde des Buches. Und erfand daraufhin besagten »Computer-Sozialismus« als »unsere Aufgabe für das dritte Jahrtausend«. »Der Historiker Arno Peters hat mit Konrad Zuse dessen Vision zu einem klar definierten Zukunftsbild entwickelt und bewiesen, daß wir uns heute bereits mitten im Übergang zum Sozialismus befinden.« Klasse! Und was alles in dieser Vision Platz hat! Zuses Zukunftsbild ist derart »klar« und »ganzheitlich«, daß zur theoretischen Grundlage Oswald Spenglers *Politische Schriften* von 1932 taugen und schließlich die Verwirklichung seiner Thesen herbeigesehnt wird. Die »ganzheitliche Betrachtung« des »vor uns liegenden Zeitalters« verlangt ebenso nach preußischen Tugenden wie nach naturphilosophischem Neusprech (weg mit der »Entgegensetzung einer seelisch-geistigen Sphäre zur menschlichen Natur«; mit der »Überwindung der Folgen aller Spaltungsprozesse wird die Ganzheit des Menschen auf höherer Ebene wiederhergestellt« – »der Gegensatz zwischen Mensch und Natur wird durch das Bewußtsein ihrer Identität überwunden«) und schließt natürlich eine fundierte Wirtschafts- und Medienkritik ein, die nicht nur antirussisch (Mafia!) und antiamerikanisch (Bill Gates!, Hollywood!), sondern auch so daherkommt: »So erfährt der Fernsehzuschauer fast alles über das kleine Israel (5 Millionen Einwohner) und fast nichts über das große Indien (über 900 Millionen Einwohner).« War da nicht mal was mit Indo-Germanien und Sozialismus, zu der Zeit, als Peters promovierte? Und wer war damals Konrad Zuse?

»Von unserer Arbeit«, so schrieb der am 22. Juni 1910 in Berlin geborene Ingenieur 1984 in seinen Memoiren, »erfuhr die Weltöffentlichkeit lange nichts ... Heute wird kaum noch ernsthaft bestritten, daß die in meiner Berliner Werkstatt 1941 fertiggestellte Z3 der erste zufriedenstellend arbeitende Computer der Welt war.« Diese Werkstatt befand sich in der elterlichen Wohnung in Berlin-Kreuzberg. Seine Forschungen hatte Zuse während der Studienzeit begonnen; letztes Domizil der »Zuse Ingenieurbüro und Apparatebau« vor der Flucht 1945 war eine Fabriketage in der Kreuzberger Oranienstraße 6.

Viel ist über Zuse, der am 12. Dezember 1995 verstarb, geschrieben worden. Doch wo man auch sucht, nirgends findet sich auch nur der Ansatz einer distanzierten Betrachtung. Das ist verdächtig bei einem, dessen Aufstieg unter den Nazis begann. Schon die Lektüre seiner Memoiren *Der Computer – mein Lebenswerk* vermag den Mythos vom moralisch sauberen, den politischen Wirren der Zeit hilflos ausgelieferten Wissenschaftler zu zerlegen. Schnell ergibt sich das Bild eines Mannes, der sich durchaus im System einzurichten wußte. Ein Opportunist, ein Mitläufer, ein Profiteur – und schließlich auch ein Mittäter.

Als Maschinenbaustudent an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg suchte Zuse 1927/28 noch nach politischer Orientierung: »Ich las damals auch den ersten Band von Karl Marx' *Kapital* und versuchte, so gut es ging, das schwierige Buch zu verstehen.« Jedoch habe ihn das »nicht sehr beeindrucken können« – »zu abstrakt, die Probleme darin zu breit, zu wenig konkret abgehandelt«. Da mag, wer *Das Kapital* selbst gelesen hat, den Kopf schütteln, zumal Zuse bei Ernst Jünger zum selben Urteil kommt. Damals war der Sprößling eines preußischen Beamten bereits Mitglied der von ihm als »eher rechts eingestellt« beschriebenen »Akademischen Verbindung Motiv« und konnte weit mehr denn mit Marx und Jünger mit Oswald Spenglers *Preußentum und Sozialismus* anfangen. »Noch heute«, so Zuse 1984, »halte ich Spengler nicht für einen der geistigen Väter des Nationalsozialismus.« Ein Bekenntnis, das zum schnurgeraden Lebensweg Zuses paßt. Brüche, persönliche Schuld oder Verantwortung waren darin nicht vorgesehen und werden auch in seiner späteren

Selbstreflexion nicht zugelassen, und so ergibt sich jene Mixtur aus Verdrängung und Relativierung, wie sie so typisch für die Eliten des »Wirtschaftswunders« war.

Beispiele finden sich bei Zuse zuhauf: »Manche Studentenverbindungen zogen es nach der Machtergreifung vor, sich aufzulösen. Wir im Motiv hatten die Übergangszeit verhältnismäßig gut überstanden und waren auch nicht gleichgeschaltet worden. Zwar mußten wir unseren Namen aufgeben; als ›Kameradschaft Wilhelm Stier‹ konnten wir im wesentlichen unser bisheriges Verbindungsleben fortsetzen. Kritisch wurde es erst, als man von uns verlangte, daß alle jüdischen Mitglieder den Verein verlassen müßten. ... Als wir aufgrund dieser Forderung den Verein doch auflösen wollten, waren es die jüdischen Mitglieder, die freiwillig und stillschweigend austraten und die übrigen beschworen, nicht ihretwegen eine so traditionsreiche Verbindung – sie war die zweitälteste der Hochschule und bestand seit 1847 – aufzulösen ... Unser Haus blieb eine Stätte der freien Meinungsäußerung, ein Ort, wo man, wie wir sagten, noch ›eine Lippe riskieren‹ konnte.« Die gewohnten Rechtfertigungsmuster: Daran, daß sich die Korporation nicht auflöste, waren letztlich die »freiwillig« austretenden Juden schuld – wir waren ja eigentlich so edel und selbstlos. Darauf, daß es nur anständig gewesen wäre oder von Mut gezeugt hätte, einen Verein aufzulösen, dem jüdische Mitglieder nicht angehören durften, kam Zuse selbst im Rückblick nicht.

Man hatte schließlich außer »einer Lippe« eine Karriere zu riskieren. 1935 wird Zuse Statiker bei Henschel. Dem Kriegsausbruch folgt die erste Einberufung, der er durch Protektion entkommt: Prof. Herbert Wagner, ein »Pionier der deutschen Luftfahrt« (Zuse), »war Leiter der Sonderabteilung F bei den Henschel-Flugzeug-Werken und entwickelte dort ferngesteuerte fliegende Bomben ... Für diese unmittelbar der Waffenentwicklung dienende Tätigkeit wurde ich schließlich ›uk‹ gestellt.« Die Anstellung bei einem führenden Rüstungskonzern Nazi-Deutschlands zahlt sich aus. »Ich konnte mitten im Krieg die ›Zuse Ingenieurbüro und Apparatebau, Berlin‹ aufbauen«, berichtet Zuse nicht ohne Stolz darüber, daß er bei Henschel trotz des Krieges in Teilzeit arbeiten durfte. Doch litt sein aufstrebendes Unternehmen an Personalmangel. Wieder half die NS-Bürokratie. So zitiert Zuse jemanden, der im Juli 1944, als sich der alliierte Ring um Deutschland zusammenzog, bei ihm angestellt war: »Herr Zuse ... arbeitete nun in einer großen Etage einer leerstehenden Fabrik für Flugzeugteile ... Dann wurde ich für Herrn Zuse uk gestellt.«

Ach ja, und: »Ich war zusammen mit einer Russin im Keller beschäftigt.« Zuse selbst wird einige Seiten weiter deutlicher: »Auch einige Fremdarbeiter wurden mir damals zugeteilt; wir machten keinen Unterschied zwischen ihnen und deutschen Mitarbeitern.« Natürlich, es waren ja auch keine Zwangs-, sondern bloß »Fremdarbeiter«. Darüber, wo sie untergebracht, ob oder wie sie bezahlt und verpflegt wurden, geht Zuse generös hinweg. Wahrscheinlich waren die Sklaven sogar glücklich, in seiner Firma arbeiten zu dürfen.

Die hatte Probleme ganz anderen Ausmaßes. Zur Illustration zitiert Zuse ohne jede Distanzierung Martin F. Wolters, einen Mitarbeiter der Technischen Hochschule, der »später sehr anschaulich über den Beschaffungsnotstand dieser Zeit berichtet« habe, konkret über die Suche nach Blindgängern: »Dieses taten Spezialkommandos aus den Konzentrationslagern, die alle 15 Minuten abgelöst wurden und ansonsten ein relativ gutes Leben führten.« Da wurde gelegentlich nicht etwa ein Mensch zerfetzt, sondern: »Wenn es knallte, wußte sein Nachfolger, daß eben dieser Handgriff falsch gewesen war. So wurde rein empirisch die britische Raffinesse im Erfinden neuer und versteckter Zünder bekämpft. Dr. Schreyer (ein enger Freund Zuses, E. S.) handelte sich den Auftrag ein, eine Maschine zu erfinden, die oben auf der Erdoberfläche herumgefahren anzeigte, wo die Bombe lag ... Durch die Übernahme wurden wir kriegsentscheidender Betrieb.« Beschaffungsnotstand an KZ-Häftlingen, die im Himmelfahrtskommando ein gutes, aber leider zu kurzes Leben führten – noch Fragen?

Im Prinzip war Zuse nämlich ein Widerstandskämpfer. »Wohlwissend, daß seine Erfindung eine Woche Rechenarbeit eines ganzen Planungsbüros innerhalb weniger Stunden erledigen konnte, schwieg Zuse ob der düsteren Zeiten und der damit verbundenen Relevanz seines frühen Wissens.« So liest es sich in einer Kurzbiographie des im November 1984 gegründeten Konrad-Zuse-Zentrums für Informationstechnik Berlin (ZIB). Ob der »düsteren Zeiten« hat Zuse aber keineswegs geschwiegen, sondern immer wieder versucht, entscheidende Stellen von der Nützlichkeit seiner Rechenmaschinen zu überzeugen – und entscheidend waren damals solche, die mit Rüstung und Kriegführung zu tun hatten wie das Heereswaffenamt, dem er schon im Dezember 1939 eine Eingabe sandte, »den Entwurf für ein Chiffriergerät betreffend«, und die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin-Adlershof, die wiederum Görings Reichsluftfahrtministerium unterstand. Vornehmlich deren Mitarbeitern stellte er am 12. Mai 1941 seine Rechenanlage vor, bei deren Bau er ab Sommer 1940 auf Nachrichtentechniker und Material aus dem Oberkommando der Wehrmacht zurückgreifen konnte. »Später erzählte man sich, daß Speer eines Tages von meinen Rechenmaschinen erfahren und Hitler vorgetragen habe, eine derartige Erfindung könne zum Endsieg beitragen. Hitler soll geantwortet haben, dazu brauche er keine Rechenmaschine, das mache er mit dem Mut seiner Soldaten.« Wie schade, daß Hitlers Rüstungsminister scheiterte; Zuse beklagt in seinen Memoiren immer wieder die »mangelnde Dringlichkeitsstufe« seitens der Behörden.

»Meine Rechenmaschinen waren nur mittelbar von militärischem Nutzen«, entschuldigt sich der willige Ingenieur im nachhinein. Das Eingeständnis, daß sie militärisch nutzten, bedarf natürlich einer Rechtfertigung, die interessanterweise

demselben »Wir sind zerrissen«-Schema folgt wie heute die für humanitäre Kriegseinsätze deutscher Demokraten: »Gleichwohl befand ich mich damals, wie viele andere Techniker- und Ingenieurkollegen bei den Henschel-Flugzeug-Werken, in einer prekären Situation. Angesichts des Bombenkrieges auf die deutsche Zivilbevölkerung konnten wir – trotz der negativen Einstellung vieler von uns zum herrschenden Regime – unsere Aufgabe auch nicht darin sehen, die Bemühungen um den Bau von Flugabwehr-Raketen zu sabotieren. Ich entsinne mich noch gut, wie wir nach dem grausamen Bombenangriff auf Dresden alle von heftigem Zorn gepackt wurden und wie wir uns nun erst recht in die Arbeit stürzten, um die laufenden Entwicklungen einsatzfähig zu machen.« Das Bombardement Dresdens fand in der Nacht zum 14. Februar 1945 statt. Schon in den Jahren zuvor hatte Zuse bei den Henschel-Flugzeug-Werken (HFW) in Berlin-Schönefeld an lenkbaren Bomben gearbeitet, da waren ihm trotz der »negativen Einstellung« zum »herrschenden Regime« keinerlei Skrupel gekommen. Aber diese Bomben wurden ja auch nicht auf deutsche Zivilisten gelenkt, und das Hauptprodukt von Henschel während des Krieges, der in Lizenz gefertigte Bomber Ju 88, öffnete seine Schächte eher selten über Dresden oder Berlin. Daß fast jeder dritte der zu Spitzenzeiten 17.000 bei Henschel Beschäftigten ein Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangener gewesen ist, dessen Familie, Dorf oder Stadt womöglich durch den deutschen Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung ausgelöscht worden war, konnte der in »heftigem Zorn« an deutschen Lenkwaffen werkelnde Zuse nicht ahnen.

Die Nachkriegskarriere Konrad Zuses begann bereits im Frühjahr 1945 – ebenso wie die seines Freundes, des Raketentechnikers Wernher von Braun. Dieser floh mit seinem Mitarbeiterstab aus Peenemünde, Zuse mit dem seinen aus Berlin zunächst in Richtung Harz, dann weiter nach Bayern. Beide Gruppen trafen sich im Allgäu, ließen sich dort gefahrlos von der Front überrollen und von den Alliierten kurzzeitig internieren. Während von Braun in die USA ging, um Trägersysteme zu entwickeln, blieb Zuse in Bayern und konnte in Hopferau bei Füssen sein Ingenieurbüro wieder aufbauen, aus dem später die Zuse KG im hessischen Neukirchen hervorging. Bis 1967, als seine Firma im Siemens-Nixdorf-Konzern aufging und er sich aus der Wirtschaft zurückzog, hatte Zuse stabile Beziehungen zu führenden Repräsentanten in Wirtschaft und Politik; in seiner Autobiographie tauchen in geschäftlichem Kontext zum Beispiel Namen wie der des damaligen Verteidigungsministers Franz Josef Strauß (CSU) oder des Forschungsministers Gerhard Stoltenberg (CDU) auf.

Obwohl es leicht gewesen wäre, seine Memoiren genauer zu lesen und dieser Bilderbuchkarriere nachzuspüren, wurde Konrad Zuse zum Idealtyp des erfolgreichen Erfinders und Unternehmers stilisiert. Da lebt die Legende eines mit den höchsten Orden der Bundesrepublik geehrten und in aller Welt – sogar von DDR-Universitäten in Halle/Saale und Dresden – mit Ehrentiteln bedachten, unbescholtenen Pioniers der Computertechnik. Aber es bleibt eine Legende wie so viele andere in der Geschichte der Bundesrepublik.

Arno Peters: *Computer-Sozialismus – Gespräche mit Konrad Zuse.* Verlag Neues Leben, Berlin 2000, 156 Seiten, 27,60 Mark

---

Eike Stedefeldt schrieb in KONKRET 12/2000 über das Gesetz zur Homo-Ehe

Konkret 03/01, S. 35

Georg Fülberth

Neue Sau

Kurzer Lehrgang für angewandte Realpolitik, 4. Folge: Gründermythen – The New Left Economy

Liest man dieselbe Geschichte immer wieder, wirkt sie doch recht ermüdend. Sie geht so:

Es waren einmal ein paar Freunde. Die wollten in ihrer Jugend nicht so werden wie ihre dumpfbackigen Eltern, sondern ihr Leben lang kritisch und unabhängig bleiben, viel Spaß und genug freie Zeit auch für lustvoll betriebene Politik haben. Weil sie aber Mittel für ihren Lebensunterhalt brauchten, gründeten sie mal eben so mit links einen Infoladen plus Café, einen antiimperialistischen Tee-Versand, ein Stadtblatt, eine Tageszeitung mit SäzzerIn oder, wenn sie Medizin studiert hatten, ein Gesundheitszentrum zusammen mit Psychologen und Sozialarbeitern. Später bot sich vor allem der Einstieg in die Telekommunikationsbranche und die elektronische Datenverarbeitung an: die kreative Teilhabe an Entwicklung, Verbreitung und Anwendung von pfiffig erdachter Software oder auch nur die oft händeringend erbetene Reparatur.

Der zweite Teil der Geschichte setzt zwanzig Jahre später ein. Die Gründer von einst sind jetzt arriviert. Einige sind mit ihren Firmen an der Börse. Die Tageszeitung ist immer wieder einmal gefährdet, aber einige der früheren Redakteurinnen und Redakteure landeten bei großen Blättern. Das Stadtblatt bringt seit langem schon vor allem Werbung, sein einstiger Promotor ist als Leiter des kommunalen Kulturamtes pensionsberechtigt. Leider darf das Gesundheitszentrum seinen alten Namen nicht mehr führen, weil die Kassenärztliche Vereinigung dagegen geklagt hat. Von den Sozialarbeitern und Psychologen mußte man sich trennen. Die politischen Diskussionen, an denen vor allem der Apotheker so sehr hing, waren im Laufe der Zeit seltener geworden und wurden dann ganz eingestellt. Auch den Psychiater und den Kinderarzt ließ man ohne Bedauern ziehen: Sie kosteten mehr, als sie brachten. Die Verbliebenen – zumeist Internisten oder Allgemeinmediziner – referieren zuweilen auf Weiterbildungsveranstaltungen, die von der Ärztekammer angeboten werden: Betriebswirtschaft für die Praxis der Niedergelassenen. Das Café hat schwere Zeiten hinter sich, aber jetzt geht es ihm gut, nachdem die Belegschaft auf die Größe eines Familienbetriebs geschrumpft ist. Daß dies eine richtige Entscheidung war, sieht man im Vergleich zur einen oder anderen Einrichtung alter Art, in der es immer noch eine Volxküche und jedes Jahr mindestens eine Krisensitzung gibt.

Im übrigen wird in allen Projekten noch ein lockerer Stil gepflegt: Man hat keine Stechuhr, was dazu führt, daß die Arbeitszeit nicht kürzer, sondern länger ist als anderswo. Im einen Etablissement hat man den Gammel-Look beibehalten, im anderen schaffte man sich edles Material an, gibt aber zu verstehen, daß man nach wie vor auch anders könnte.

Für diese Geschichte gibt es eine dreifache Interpretation: eine konservative, eine liberale und eine linksradikale.

Die Rechten finden hier den Beweis, daß jeder Mensch, wie schräg er sich in seiner Jugend auch aufgeführt haben mag, letztlich doch von ihrem eigenen Schlag ist.

Bei den Liberalen sieht man das etwas anders: Die Gesellschaft müsse dynamisch bleiben, und ihre Erneuerung gelinge dadurch, daß sie abweichendes Verhalten immer wieder neu in sich aufnehme, es keineswegs zähme, sondern sich irgendwie durch die jedem von uns angeborene Freiheitlichkeit anstecken lasse. Im übrigen sei der Mensch von Natur aus ein marktwirtschaftliches Wesen.

Nun aber die Linken. Sie wissen, daß die Blender von gestern die Schweine von heute sind. Das werde dadurch bewiesen, daß sie im Kapitalismus Erfolg haben. (Die gleiche Denkungsart gab der »Jungen Welt« – nach den Recherchen von Bettina Röhl und Till Meyer – die Überschrift ein: »Fischer muß weg«. Und gleich in zwei Monatsmagazinen war zu lesen, der Außenminister sei durch die Tatsache hinreichend erklärt, daß er weder ein Studium abgeschlossen noch das Fleischerhandwerk erlernt hat. Churchill sagte einst: Sozialismus ist Neid.)

Die drei divergenten Deutungen beruhen auf dem gleichen, sehr einseitig ausgewählten Material: den Erfolgsstorys. Man könnte aber auch ganz andere Geschichten erzählen.

Zum Beispiel: Es war einmal ein Betriebsratsvorsitzender. Der hatte über Jahrzehnte hinweg erfolgreich die Geschäftsführung geärgert. Irgendwann merkte er, daß ihm dies schlechter bekam als ihr. Er war älter geworden, aber er war nicht mehr der alte. Die Nerven lagen blank, er schlief schlecht. Zwar wählten die Kollegen ihn immer wieder, aber eigentlich nur deshalb, weil niemand von ihnen seinen Job wollte. Sie hielten ihn für einen komischen Heiligen, fast ebenso lästig wie nützlich. So nahm er schließlich eine ziemlich hohe Abfindung an, kaufte sich dafür eine Ausrüstung und ist nun selbständig.

Oder: Ein Student der Geistes- und Sozialwissenschaften sah keinen Sinn mehr darin, Examen zu machen. Zunächst hatte er die Universität ernstgenommen, dann merkte er, daß sie ihn nur noch langweilte, unterforderte und beleidigte. Er wollte sie ändern, dann ließ er auch das. Längst hatte er sich sehr gute EDV-Kenntnisse angeeignet. Hier konnte er – seiner

Meinung nach – mit Hilfe seiner elektronischen sowie multimedialen Fertigkeiten und Leidenschaften im kleinen tun, was er früher etwas größer geplant hatte: Probleme lösen. Schließlich meldete er ein Gewerbe an.

Oder: Der Vorstand eines Transportunternehmens beschließt, sich künftig aufs logistische Kerngeschäft zu beschränken, und verkauft oder least das rollende Material an die Fahrer, welche bei dieser Gelegenheit gleich entlassen werden. Die schreiben ihre Namen auf ihre Autos und sind fortan – solange die Bandscheiben halten – selbständig. Zu ihrer Ladung gehören vielleicht manchmal große Paletten mit Suhrkamp-Taschenbüchern, in denen der Soziologe Beck, ein Beamter, erklärt, die Brummi-Lenker seien Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft.

Welche dieser Erzählungen eine Erfolgsgeschichte wird, muß die Zukunft zeigen. Als Faustregel mag gelten: Je später jemand anfängt, desto schlechter die Aussichten. Hilfreich sind einige Beigaben: vielleicht ein Erbe, ein gut verdienender Lebenspartner, ein überlegener, meist familiär ansozialisierter Habitus oder eine ungewöhnliche Begabung.

Wer diese gegensätzlichen Geschichten vereinheitlichen will, beruft sich gern auf den Ökonomen Joseph A. Schumpeter (1883-1950). Dieser lehrte, die kapitalistische Entwicklung beruhe auf schöpferischer Zerstörung. Subjekt sei die Unternehmerpersönlichkeit. Wo die hinlangt – von James Watt bis zu Bill Gates (den kannte Schumpeter noch nicht) – , gibt es Gewinner und Verlierer. Sie sortieren sich nicht nur in Mitglieder des Rotary-Clubs oder Kundschaft des Sozialamts, sondern manchmal auch in Gründungen und Selbständigkeiten sehr gegensätzlicher Art. Nach Schumpeter erfolgen derlei Auf- und Abstiege nicht kontinuierlich, sondern in Schüben. Einen davon dürften wir zur Zeit eher hinter als vor uns haben.

In solchen Bewegungen setzt sich in der Regel ein neuer Wirtschaftsstil durch. Wer ohne jedes vorhergehende Experimentieren nach kurzer, steiler Karriere etwa in die Führungsetage einer Investmentbank aufsteigt, hat oft nicht die Bundeswehr, sondern den Zivildienst absolviert, in seiner Heimatgemeinde den Ortsverband der Grünen mitgegründet, arbeitet auch am neuen Arbeitsplatz in flachen Hierarchien und ist an den Duz-Komment auf allen Ebenen (sofern dieser nicht durch das geläufigere Englisch weithin ersetzt ist) von vornherein gewöhnt. Den Fusionen des Herrn Schrempp kommen solche neuen Sitten nicht in die Quere, diese gelten wahrscheinlich eher als förderlich. Vielleicht werden seine Aktionen von dem – ebenfalls großdimensionierten – Finanzinstitut begleitet.

Und schon läuft wieder eine neue Sau durchs Dorf. An ihrem Ringelschwanz hängt ein Schild mit der Aufschrift: »Flexibler Kapitalismus«. Doch mit diesem Stichwort aus dem Wörterbuch des Aberglaubens und der Banalitäten wollen wir uns heute nicht auch noch befassen.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 2/2001 über den DGB

Konkret 03/01, S. 36

Antonio Negri

Was tun mit »Was tun?«

oder: Der Körper des Allgemeinen Intellekts. Versuch, Lenin hinter Lenin aufzuspüren

»Am schwächsten Glied in der Kette des Imperialismus ist die Arbeiterklasse am stärksten.«

Mario Tronti, *Lenin in England*, 1964

Der biopolitische Aspekt des Leninismus

»Über Lenin zu sprechen heißt, über Machtkampf zu sprechen. Gleichgültig, ob man sie preist oder kritisiert, es wäre sinnlos, seine Werke oder Taten in einem anderen Licht zu betrachten: Der Machtkampf ist das einzige leninistische Thema.« Die politische Wissenschaft der westlichen Welt erweist ihm ausgerechnet darum ihren Respekt und rühmt paradoxerweise seine »finstere Größe«. Ließe sich womöglich sagen, daß selbst Mussolini und Hitler davon geträumt haben, so zu sein wie Lenin? Sicher ist allerdings, daß seit dem Ende der Bürgerkriege des 20. Jahrhunderts die bourgeoise politische Wissenschaft dem Helden des 17. Oktober, dem Mann unzeitiger Entscheidung und unerschütterlicher Entschlossenheit, Anerkennung zollt.

Eine schäbige Anerkennung

Was bedeutet eigentlich der Gedanke der »Machtergreifung« im revolutionären Marxismus? Sowohl in den Arbeiterbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts als auch in der kommunistischen Bewegung selbst gibt es im Grunde keine »Machtergreifung«, die nicht gleichzeitig mit der »Abschaffung des Staates« einherginge. Lenin ist davon nicht auszunehmen, denn sein außergewöhnliches Abenteuer ist mit eben einem solchen Projekt verknüpft. Allein das sollte uns veranlassen, seine Leistung vor ihrer doppeldeutigen Wertschätzung seitens der bourgeoisen Politikwissenschaft in Schutz zu nehmen. Allerdings wurde Lenins Projekt unzweifelhaft nur zur Hälfte verwirklicht: Zwar war sein Kampf um die Macht erfolgreich, doch die Abschaffung des Staates blieb aus. Unzweifelhaft ist auch, daß ausgerechnet der Staat, der eigentlich hätte absterben sollen, schließlich so stark und bösartig wurde, daß Generationen von militanten Kommunisten nicht mehr darauf hoffen mochten, der Kampf um die Macht könne tatsächlich mit der Abschaffung des Staates verbunden werden. Gleichwohl bleibt das Problem bestehen. Indem wir die Frage Lenins neu aufwerfen, fragen wir uns wieder einmal, ob es möglich ist, jenen Weg einzuschlagen, der gleichzeitig die existierende Ordnung der Dinge unterminiert, eine neue Welt aus Freiheit und Gleichheit erfindet und dabei den metaphysischen Urgrund des Westens – das Prinzip der Autorität und das Werkzeug gesellschaftlicher Ausbeutung – zusammen mit seiner politischen Hierarchie und der Herrschaft über die Kräfte der Produktion zerstört.

In die Formulierung der Frage müssen wir einen weiteren Gedanken einbinden und berücksichtigen, daß die kapitalistische Macht aus zwei ununterscheidbaren Teilen zusammengesetzt ist, nämlich aus staatlicher Kontrolle und einer auf Ausbeutung gegründeten Gesellschaftsstruktur, und daß es das Ziel der kommunistischen Revolution ist, beide Teile zu attackieren und zu zerstören. Darum ist für Lenin (wie für den revolutionären Marxismus überhaupt) der kommunistische Kampf notwendigerweise biopolitisch. Denn zum einen involviert er alle Aspekte des Lebens, zum anderen binden sich revolutionäre Kommunisten mit ihrem politischen Willen von sich aus an die Lebenssphäre, die sie kritisieren, konstruieren und transformieren. Gewissermaßen befreit Lenin die politische Wissenschaft von jeglicher idealistischen Simplifizierung oder dem Gedanken der »Staatsräson« wie nicht zuletzt auch von der Illusion, daß sich das Politische mit den Begriffen der Bürokratie oder des *quick decision making* definieren ließe. Noch radikaler widersetzt er sich jeglicher Trennung des Politischen von den Sphären des Gesellschaftlichen und Menschlichen. Seiner politischen Überzeugung gemäß beginnt Lenin damit, daß er die Analyse des Staates loslöst von der (antiken, oft bemühten und darum unausweichlich mystifizierten) Theorie der Regierungsformen; dann bietet er eine Analyse der politischen Sphäre an, die über die naive Hypothese der bloßen Widerspiegelung ökonomischer Strukturen hinausgeht. Dabei schwört er selbst allen millenaristischen Vorstellungen und weltlichen Utopien ab, die gemäß einer Theorie der Revolution unseren Blick einzutrüben drohen. Statt dessen vermengt, hybridisiert, mischt und revolutioniert er beide Formen von Theorie: Das, was immer triumphiert, ist der Wille des Proletariats, worin sich Körper und Verstand, Leben und Leiden, Rebellion und Design in Form eines biopolitischen Subjekts konstituieren können. Dieses Subjekt ist die »Arbeiterklasse« und ihre »Vorhut«, die Seele des Proletariats in seinem Körper.

Rosa Luxemburg, sonst in vielerlei Hinsicht weit entfernt von Lenin, kommt ihm in dieser Vorstellung vom biopolitischen Charakter des kommunistischen Projekts sehr nahe. Die unterschiedlichen Wege der beiden – Luxemburgs kurvige und Lenins gerade Bahn – kreuzen sich da, wo es um das Leben der Massen und die Artikulation ihrer Bedürfnisse geht, verstanden als physisches, körperliches Potential, das allein der abstrakten Gewalt revolutionärer Intellektualität Sinn und

Inhalt geben kann. Dieser Zug in der politischen Ontologie des Kommunismus mag mysteriös erscheinen, ist aber gleichwohl real und beweist gerade in seinem biopolitischen Aspekt die außergewöhnliche Modernität kommunistischer Philosophie, insbesondere was die Körperlichkeit der Freiheit angeht, die als ersehntes Ziel in ihr zum Ausdruck kommt. Genau hier finden wir den realen Lenin: in diesem Materialismus der Körper, die sich zu befreien trachten, und in der Materialität des Lebens, dem die Revolution (und nur sie) die Möglichkeit der Erneuerung einräumt. Lenin bietet somit nicht etwa eine Apologie für die Autonomie der politischen Sphäre, sondern die revolutionäre Erfindung eines Körpers.

Lenin hinter Lenin

Aber Ausbeutung, der Kampf gegen Ausbeutung – was bedeuten diese Dinge für uns heute? In welcher Verfassung ist gegenwärtig dieser Körper, der sich im Zuge der Abenteuer und Bürgerkriege des 20. Jahrhunderts verändert hat? Welches ist der neue Körper des kommunistischen Kampfes? Erstmals wurden solche Fragen zu Anfang der 1960er Jahre aufgeworfen, Fragen, auf die Antworten zu finden unwahrscheinlich zu sein schien. Gleichwohl hielt sich die Überzeugung, daß eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen nicht nur eine neuerliche gewissenhafte Exegese Leninscher Philosophie, sondern auch eine Neuorientierung – sozusagen »über Lenin hinaus« – erforderlich machte.

Das erste Problem bestand darin, bei aller fortschreitenden Transformation der Produktionsbedingungen und der diese bestimmenden Machtverhältnisse sowie bei allen korrespondierenden Mutationen des Subjekts den Sinngehalt des Leninismus zu retten. Aus diesem ersten ergab sich das zweite Problem: Wie sollte Leninismus (oder die Nachfrage nach der Organisation einer Revolution gegen den Kapitalismus und für die Abschaffung des Staates) vermittelt werden angesichts der gegenwärtigen Konsistenz der Produktionswirklichkeit einerseits und der neuen Insistenz der Subjekte andererseits. Damit stellt sich die Frage, wie die Eroberung der Macht und die Abschaffung des Staates ausgerechnet jetzt, in einer historischen Phase möglich sein sollte, da das Kapital seine Hegemonie über den Allgemeinen Intellekt festigt.

Alles hat sich verändert. Verglichen mit Lenins eigenen Erfahrungen und Theorien ist die Zusammensetzung der Arbeiterschaft, so wie sie in heutigen Produktions- und Herrschaftssystemen zum Einsatz kommt, eine völlig neue, was zur Folge hat, daß sich auch die Erfahrung der Ausbeutung grundlegend verändert hat. Produktive Arbeit ist heute im wesentlichen immateriell, produktive Kooperation dagegen ganz und gar gesellschaftlich: Dies bedeutet, daß Arbeit und Leben nun in eins zusammenfallen, ebenso Kooperation und Menge. Darum ist auch die Gesellschaft als Ganzes (und nicht mehr nur die Fabriken) der Ort, an dem die Arbeit produktive Netzwerke ausbildet, die in der Lage sind, die Konsumgüterwelt zu renovieren und den Komplex der rationalen und affektiven Bedürfnisse des Menschen ins Werk zu setzen. Dieselbe Extension determiniert Ausbeutung. So viel zur technischen Konstruktion.

Aber das Problem taucht wieder auf, wenn wir die politische Zusammensetzung dieser neuen Arbeiterschaft ins Auge fassen, denn sie (qualifiziert dank Einverleibung des Werkzeugs, das im Fall der immateriellen Arbeit das Gehirn ist) präsentiert sich auf dem Markt als äußerst mobil (eine Mobilität, die auch als Zeichen ihrer Flucht vor disziplinarischen Formen kapitalistischer Produktion zu deuten ist) und extrem flexibel – Zeichen politischer Autonomie, des Versuchs der Selbsteinschätzung und der Absage an Stellvertretung. Wie läßt sich Leninismus innerhalb dieser neuen Konstitutionsbedingungen der Arbeiterschaft positionieren? Wie können Flucht und Selbsteinschätzung des immateriellen Arbeiters in einen neuen Klassenkampf transformiert werden, verstanden als organisiertes Bedürfnis nach gesellschaftlichem Wohlstand und befreiter Subjektivität? Wie können wir diese gänzlich andere Realität mit dem strategischen Projekt des Kommunismus in Verbindung bringen? Wie kann das Alte im Sinne einer Öffnung für das Neue umstrukturiert werden, ohne sich der »Rückkehr zu den Ursprüngen« – wie sie Machiavelli für jede wahre Revolution forderte – zu verschließen, also hier zum Leninismus?

Marxens eigenes Denken war an die Phänomene der Arbeit in Manufakturen gebunden, mit dem Ergebnis, daß seine Begriffe der Partei und der Diktatur des Proletariats geprägt waren von der Vorstellung der Selbstverwaltung. Lenin hatte für Rußland dagegen von Anfang an die Vorstellung von einer führenden Partei im Auge, einer Partei, die – auch schon vor der Revolution – die Entwicklung von der Manufaktur zur Großindustrie antizipieren sollte, womit ihr ein strategisches Ziel zum Regieren an die Hand gegeben wäre. Die Beziehung zwischen der technischen Zusammensetzung des Proletariats und der politischen Strategie hieß bei Lenin wie bei Marx »Commune« oder »kommunistische Partei« – und es war diese »Commune« bzw. »Partei«, die massenhafte Anerkennung fand und die eine vollständige Zirkulation zwischen (subversiver) politischer Strategie und der (biopolitischen) Organisation der Massen vorschlug. Die Partei war der Motor, der die Produktion der Subjektivität antrieb, oder anders ausgedrückt: Sie war das zur Herstellung subversiver Subjektivität eingesetzte Werkzeug.

Unsere Frage muß darum lauten: Welche auf Machtergreifung ausgerichtete Produktion von Subjektivität ist für das heutige immaterielle Proletariat möglich? Oder anders formuliert: Wie können wir unter der Voraussetzung, daß der Kontext gegenwärtiger Produktion von der gesellschaftlichen Kooperation immaterieller Arbeit konstituiert wird (die wir als Allgemeinen Intellekt bezeichnen), den subversiven Körper dieses Allgemeinen Intellekts konstruieren, für den die kommunistische Organisation der Hebel wäre, Geburtsstätte neuer revolutionärer Körperlichkeiten, die machtvolle Basis

zur Produktion von Subjektivität? Hier würden wir über Lenin hinausgehen und den »Lenin dahinter« aufspüren.

Der subversive Körper des Allgemeinen Intellekts

Wir müssen diesen Punkt an dieser Stelle ansprechen, gewissermaßen in Parenthese. Aber wie in sokratischen Diskussionen gelegentlich der Fall, könnte eine solche Parenthese den Begriff selbst kenntlich machen. In dem berühmten Kapitel »Maschinerie« aus den *Grundrissen* scheint Marx eine (lineare, kontinuierliche und notwendige) »Naturgeschichte« des Kapitals zu formulieren, die sich auf den Allgemeinen Intellekt als Produkt kapitalistischer Entwicklung zubewegt – eine Folgerung, die für uns heute nicht ohne Doppeldeutigkeiten ist und wohl auch schon für Lenin nicht war (der zwar die *Grundrisse* offenbar nicht kannte, wohl aber die in der Marxschen Philosophie gepriesene Logik des Bruchs, die jede natürliche Kontinuität kapitalistischer Entwicklung für unmöglich erachtet). Ungeachtet der objektivistischen Illusion, wie sie sich in der *Kritik der politischen Ökonomie* häufig genug niederschlägt, ist auch für Marx die Entwicklung, die den Allgemeinen Intellekt hervorbringt, ganz und gar kein natürlicher Prozeß: Zum einen steckt er voller Leben (voll von den vitalen Kräften der Produktion und Reproduktion, die den biopolitischen Kontext der kapitalistischen Gesellschaft ausmachen); zum anderen steckt dieser Prozeß voller Widersprüche (der Allgemeine Intellekt ist tatsächlich nicht bloß Produkt des Kampfes gegen Lohnarbeit; er repräsentiert auch diesen anthropologischen Trend, wie er in der Arbeitsverweigerung zum Ausdruck kommt, und ist letztlich das – revolutionierte – Resultat des tendenziellen Rückgangs der Profitrate des Kapitalismus).

Hier finden wir uns in einer durch und durch biopolitischen Situation wieder. Was den Marx des Allgemeinen Intellekts mit Lenin und uns verbindet, ist die Tatsache, daß wir, Männer und Frauen, allesamt Akteure sind in dieser Welt der Produktion, die Leben konstituiert – daß wir im wesentlichen das Fleisch der Entwicklung sind, die eigentliche Realität der kapitalistischen Entwicklung, dieses neue Fleisch, in dem sich die Kräfte der Wissenschaft untrennbar vermischen mit den Kräften der Produktion, so wie sich wissenschaftliche Aktivitäten – auf ganz einzigartige und sinnliche Weise – mit Leidenschaften vermischen. Dieser Bios (oder besser: diese die industrielle Revolution nach 1968 kennzeichnende biopolitische Realität) wurde nun von einigen Autoren und Maîtres de pensée (die sich, als die Nacht dunkler wurde, als Kommunisten zu erkennen gaben) als CsO bezeichnet – Corps sans Organes. Ich werde allerdings am Begriff »Fleisch« festhalten. Vielleicht hat es die Kraft, sich zu einem Körper zu entwickeln und alle benötigten Organe selbst auszubilden. Aber eben nur vielleicht, denn ein solcher Vorgang setzt einen Demiurgen voraus bzw. eine äußere Führungsinstanz, die dieses Fleisch in einen Körper verwandeln könnte. In den Körper des Allgemeinen Intellekts. Oder könnte womöglich, wie es manche Autoren nahelegen, der zukünftige Körper des Allgemeinen Intellekts determiniert werden durch das Wort, das der Allgemeine Intellekt selbst artikuliert, so daß der Allgemeine Intellekt gewissermaßen der Demiurg seines eigenen Körpers würde?

Ich für mein Teil glaube nicht, daß wir in der Lage sind zu erkennen, welche Richtung einzuschlagen ist; das kann nur eine echte kämpferische Bewegung. Sicher ist jedoch, das wir im Sinne der Reifung des Allgemeinen Intellekts sein Experimentieren antizipieren müssen. Denn nur in Opposition zur Naturgeschichte des Kapitals und seinen von Marx beschriebenen unlösbaren Widersprüchen wird sich die Genealogie des Allgemeinen Intellekts als subversive Kraft konstituieren. Die Definition des Körpers des Allgemeinen Intellekts läuft im Grunde auf eine Bestätigung der Kraft der Subjekte hinaus, die ihn bewohnen, auf die Gewalt der Krisen, die seine Ambiguität erschüttern, auf den Konflikt der ihn durchquerenden Zwecke: und auf eine Entscheidung darüber, wo wir in diesem Chaos stehen. Wenn wir dafürhalten, daß im Allgemeinen Intellekt das Subjekt mächtig ist, weil nomadisierend und autonom, daß darum die Kräfte der Kooperation denen des Marktes letztlich überlegen sein werden und daß die Ziele (Teleologie) der Commune den Vorrang haben gegenüber den Zielen des privaten Individuums, dann haben wir Stellung bezogen zur Frage des Körpers des Allgemeinen Intellekts. Seine Konstitution ist geboren aus der Militanz von Individuen, die durch immaterielle und kooperative Arbeit geformt wurden und sich zu einem Leben in subversiver Assoziation entschlossen haben. Wir finden also die »Biopolitik des Leninismus« in den neuen Widersprüchen, die uns »hinter Lenin« begegnen. Mit Lenin beschließen wir, aus dem Körper des Allgemeinen Intellekts das Subjekt der Organisation einer neuen Lebensweise zu machen.

Räume und Zeiten

Allerdings: »Hinter Lenin« bedeutet nicht einfach, eine neue Realität anzuerkennen und damit den dringlichen Bedarf an Organisation neu zu entdecken: Es muß auch eine räumliche und zeitliche Bestimmung des Freiheitsprojekts geben. Der Körper hat immer einen Ort, so wie er auch immer in dieser oder jener bestimmten Zeit existiert. Die Produktion von Subjektivität bedarf – um effektiv zu sein – einer räumlichen und zeitlichen Bestimmung. Für Lenin gab es im Fall der russischen Situation seiner Zeit kein Vertun: Hier und jetzt oder nie! Aber welcher Raum und welche Zeit stehen der subversiven Organisation und möglichen Revolution eines immateriellen (»exodischen« und autonomen) Proletariats offen?

Die räumliche Dimension eines neuen leninistischen Projekts zu identifizieren ist eine mit großen Schwierigkeiten behaftete Aufgabe. Wir, die wir im Imperium leben, wissen, daß jede revolutionäre Initiative, die sich räumlich begrenzt

(und sei es auf einen noch so großen Nationalstaat), zum Scheitern verurteilt ist. Als »Winterpalast« käme heute nur das White House in Frage, und das anzugreifen dürfte, wie leicht einzusehen ist, einigermaßen schwierig sein. Außerdem, je mehr sich die imperiale Macht verstärkt, desto komplexer wird ihre politische Repräsentanz, die sich weltweit immer besser zu integrieren versteht. Mag sein, daß es sich in den Vereinigten Staaten zur größten Höhe aufwirft, das Imperium selbst ist aber nicht etwa amerikanisch; vielmehr ist es das Imperium des kollektiven Kapitals. Andererseits ist es eine Banalität, wenn nicht völlig unerheblich, zu sagen, daß es für die Partei keinen Raum gebe, es sei denn die Internationale. Die theoretische Zusicherung und Verortung einer bestimmten Hebelkraft, durch die sich die Kräfte der Subversion vervielfältigen ließe, ist für eine Erneuerung des Leninismus nicht mehr ausschlaggebend. Für uns, die wir »Lenin hinter Lenin« aufzuspüren versuchen, ist vielmehr von Interesse, konkret das Glied in der imperialen Kette zu identifizieren, an dem es möglich ist, in die Realität einzugreifen. Es wird dies beileibe keine Schwachstelle mehr sein, aber eine Stelle, wo Widerstand, Rebellion und die Vorherrschaft des Allgemeinen Intellekts – d.h. die Kraft des neuen Proletariats – am stärksten wirken. Wiewohl also die formale Basis des revolutionären Apparates zur Produktion von Subjektivität nach wie vor die Internationale ist, gibt es konkret, politisch und materiell keinen Raum mehr, sondern lediglich einen Ort, keinen Horizont, aber einen Punkt, an dem das Ereignis möglich wird.

Für die Partei ist das Thema Raum von nachrangiger Bedeutung; sehr viel wichtiger ist ihr der Kairos, die unzeitige Macht eines Ereignisses – der Pfeilschuß des Allgemeinen Intellekts, mit dem er sich selbst als Körper ausweist. Bezogen auf die Zeitgebundenheit der neo-leninistischen Partei in der Epoche der postfordistischen Globalisierung verläuft der Diskurs in mancher Hinsicht analog zu dem, was wir bisher gesagt haben. Für die Zeit gilt gleiches wie für den Raum; Bestimmungen sind weggefallen. Wirtschafts- und Politikgeschichte lassen sich in den Begriffen rhythmischer Abfolgen immer schwerer beschreiben, während sich der reguläre zyklische Wechsel zwischen den Epochen der Ausbeutung und den kreativen Perioden des Klassenkampfes bis zur Unkenntlichkeit verändert hat, jener Zyklus, der das Jahrhundert von 1870 bis 1970 charakterisiert hatte. Welcher Zeitplan ist also der leninistischen Partei von heute gegeben, den sie aufgreifen bzw. in den sie eingreifen könnte? Die Konturen sind auch hier stark verwischt: So wie wir bei unseren Überlegungen zu Raum und Ort gesehen haben, wie der Nationalstaat dem Imperium zuwider wurde oder wie sich die hoch entwickelte nördliche Hemisphäre und der unterentwickelte Süden ineinander verschränkten und inzwischen ein und dasselbe Schicksal teilen, so sind auch die Zeitbezüge ununterscheidbar geworden. Nur ein spezifischer Kairos wird den Körper des Allgemeinen Intellekts zur Erscheinung bringen.

Was bedeutet das konkret? Diese Überlegungen führen uns zu keiner theoretischen Konklusion. Nie hat es einen so großen Bedarf an militanten Aktionen und Experimenten gegeben wie in diesem Fall. Mittlerweile dürfte aber uns allen klar sein, daß das leninistische Mittel der Intervention an der schwächsten Stelle zum objektiv erkennbar richtigen Zeitpunkt völlig untauglich geworden ist. Nur da, wo die Energie der immateriellen Arbeiterschaft größer ist als die Kräfte der kapitalistischen Ausbeutung, wird ein Projekt der Befreiung möglich sein. Eine gegen den Kapitalismus gerichtete Entscheidung wird nur wirksam, wo Subjektivität am stärksten und in der Lage ist, einen »Bürgerkrieg« gegen das Imperium zu führen.

Diktatur ohne Souveränität oder »absolute Demokratie«

An dieser Stelle müssen wir zugeben, daß unsere Argumentation nicht so überzeugend war, wie es der sokratische Appell zu Anfang hat erwarten lassen. Wiewohl wir – zur Stärkung der leninistischen Partei (die sich selbst aufgrund einer unzeitigen und absoluten Entscheidung in Macht involviert und Freiheit konstituiert) – einige wichtige Prämissen gesetzt haben (die Entstehung des Allgemeinen Intellekts und die Möglichkeit, ihm einen Körper zu geben; die tendenzielle Hauptrolle immaterieller Arbeit; das Phänomen von Flucht und Nomadentum, Autonomie und Selbsteinschätzung, wozu es in diesem Kontext kommt; schließlich die Widersprüche, die das Verhältnis von Globalisierung und ihren inneren Apparaten kennzeichnen, welche auf komplexe Weise mit Widerstandskräften und Subversion verwoben sind), müssen wir doch eingestehen, keine konkreten Schlußfolgerungen gezogen zu haben. Wir riskieren das Wesentliche zu verlieren, wenn es uns nicht gelingt, für Inhalt, Entschlossenheit und Macht zu sorgen, die das Bild ausfüllen, und wenn wir uns nicht dem Kairos anvertrauen. Zwar mag der Appell an den Kairos der Produktion von Subjektivität Form geben, doch ist er ohne subversive Äußerungen und Inhalte schier tautologisch. Unsere Aufgabe besteht demnach darin, den Kairos des Allgemeinen Intellekts mit Inhalt zu füllen, seinem revolutionären Körper Nahrung zu geben. Was, so könnten wir also fragen, konstituiert eine revolutionäre Entscheidung in heutiger Zeit? Welche Inhalte kennzeichnen eine solche Entscheidung?

Bevor wir darauf antworten können, müssen wir einen kleinen Exkurs machen. Wir müssen uns die Grenzen des leninistischen Standpunktes (dem durchaus ein großer Schritt von der Manufakturkultur der russischen Sozialdemokratie nach vorn zu verdanken ist) vor Augen führen, dessen revolutionäre Entscheidung, sich selbst als konstituierende Macht einzusetzen, in Wirklichkeit ein bestimmtes Industriemodell zum Vorbild hatte, nämlich das westliche – genauer: amerikanische – Modell.

Die Modernisierung der Industrie war die Leiche im Keller der bolschewistischen Revolutionstheorie. Das Modell des revolutionären Managements – oder vielmehr die Arbeit des russischen Volkes, die dahinter stand – war von dieser Prämisse bestimmt und schließlich pervertiert worden. Heute hat sich die Situation radikal verändert. Es gibt keine Arbeiterklasse mehr, die sich über einen Mangel an industriellem oder gesellschaftlichem Management beklagte, gleichgültig, ob dieses nun vom Staat geleitet oder mediatisiert wird. Und selbst wenn ein solches Projekt neu aufgelegt würde, könnte es keine Herrschaft mehr über das Proletariat oder die Intellektualität der Massen gewinnen; es hätte auch keinen Einfluß auf kapitalistische Macht, die sich ja längst auf andere Befehlsebenen (Finanzen, Bürokratie, Kommunikation) verlagert hat. Revolutionäre Entscheidung muß heutzutage auf ein völlig anderes Konstitutionsschema gegründet werden: Weil sie nicht mehr die Achse der industriellen und/oder ökonomischen Entwicklung darstellt, wird sie statt dessen das Programm einer befreiten Stadt vorschlagen, in der sich die Industrie den Lebensbedürfnissen, die Gesellschaft der Wissenschaft und die Arbeit der großen Menge anpassen. Hier wird aus der konstituierenden Entscheidung die Demokratie der vielen.

Damit kommen wir zur Konklusion. Von der Partei ist ein tiefgreifender Radikalismus verlangt, wenn denn aus der Bewegung eine Praxis konstituierender Macht werden soll. Insofern als sie Gesetze erlassen wird, ist konstituierende Macht immer eine Form von Diktatur (aber Diktatur ist nicht gleich Diktatur: die faschistische ist nicht dieselbe wie die kommunistische; wir meinen allerdings nicht, daß letztere besser sei als die zuerst genannte). Als Tatsache bleibt allerdings festzuhalten, daß politische Entscheidung immer eine Frage der Produktion von Subjektivität ist, die ihrerseits die Produktion konkreter Körper, Massen und/oder Mengen von Körpern mit sich bringt – weshalb sich jede Subjektivität notwendigerweise von anderen unterscheidet.

Was uns heutzutage vor allem interessiert, ist die Subjektivität des Allgemeinen Intellekts, die, um die Welt ringsum transformieren zu können, Gewalt anwenden muß – eine Gewalt, die von der konstituierenden Macht organisiert werden wird. Natürlich mag auch eine solche Anwendung konstituierender Macht positive wie negative Auswirkungen haben. Es gibt kein taugliches Maß, das uns im vorhinein Kriterien zur Bewertung dessen an die Hand gäbe, was da in Erscheinung treten wird. Um Mißverständnissen vorzubeugen und dem möglichen Vorwurf entgegenzutreten, einer willkürlichen Diktatur das Wort zu reden, die durch eine Sprache der Heuchelei verschleiert würde und heute gefährlicher wäre als je zuvor (weil sie im Vulgären einer von homogener Konsumption beherrschten gesellschaftlichen Sphäre verborgen läge), soll hier deutlich gesagt sein, daß die von uns gewünschte Diktatur, die wir als Quintessenz einer Wiederentdeckung Lenins ansehen, genausogut »absolute Demokratie« genannt werden könnte. Diesen Begriff benutzte schon Spinoza zur Beschreibung jener Form von Regierung, die die Menge über sich selbst ausübt. Es war sehr mutig von Spinoza, daß er das Attribut »absolut« einer jener Regierungsformen beifügte, die auf die politische Theorie der Antike zurückgehen: Monarchie versus Tyrannei, Aristokratie versus Oligarchie, Demokratie versus Anarchie. Mutig, weil seine »absolute Demokratie« überhaupt nichts mit der Theorie der Regierungsformen zu tun hatte, in deren Kontext der Begriff Demokratie meist und zu Recht negativ konnotiert war. Allerdings eignet sich der Begriff »absolute Demokratie« besonders gut zur Beschreibung der Erfindung einer neuen Form von Freiheit, oder besser: der Hervorbringung eines Volkes »in spe«.

Für unseren Vorschlag der »absoluten Demokratie« spricht vor allem und insbesondere die Einsicht, daß (aufgrund der Natur von Räumen und Zeiten in der Postmoderne) dieser Begriff vollkommen unbelastet ist von der modernen Konzeption der Souveränität. Wir müssen darum – und können auch, wenn wir ihre biopolitische Natur anerkennen – Lenins Lehre aus dem modernen Universum (dem souveränen industriellen Modell), in dem sie bislang zu Hause war, herausholen und ihre revolutionäre Entscheidung übersetzen in eine neue Produktion von kommunistischer und autonomer Subjektivität innerhalb der postmodernen Mengen.

Antonio Negri,

Philosophieprofessor und Theoretiker der italienischen *Autonomia*, wurde 1979 unter dem Vorwurf, der politische Kopf der Roten Brigaden und an der Ermordung des christdemokratischen Politikers Aldo Moro im Mai 1978 beteiligt gewesen zu sein, verhaftet. In etwa 15 Prozessen wurde er zunächst zu 30, schließlich zu 12 Jahren Haft verurteilt. 1983 wurde er als Kandidat der »Radikalen Partei« ins Parlament gewählt und daraufhin aus der Haft entlassen. Er floh kurz vor der geplanten Aufhebung seiner Immunität nach Paris, kehrte 1997 freiwillig nach Italien zurück und befindet sich seither als Freigänger in Haft. Voraussichtlich wird er im Jahr 2004 entlassen. Sein Buch *Empire* (zusammmen mit Michael Hardt) wurde in KONKRET 2/2001 vorgestellt. Der hier abgedruckte Text ist Negris Beitrag zur internationalen Konferenz »Gibt es eine Politik der Wahrheit – nach Lenin?«, die unter der Leitung Slavoj Zizeks Anfang Februar in Essen stattgefunden hat. Da Negri nicht ausreisen durfte, wurde sein Text an die Tagungsteilnehmer verteilt.

Letzte deutsche Veröffentlichung Negris: *Ready-Mix* (b – books)

Übersetzung aus dem Englischen von Michael Windgassen

Konkret 03/01, S. 40

Rosa Fava

In diesem Sinne - Eier auf del Ponte

Nachdem in Belgrad das letzte Stück der Berliner Mauer gefallen war, sollte nun auch dort die Gerechtigkeit der westlichen Wertegemeinschaft Einzug halten. Die Chefanklägerin Carla del Ponte reiste höchstselbst ein, um, wie der neue serbische Premierminister Zoran Djindjic vermutete, Milosevic auf dem Rückweg gleich nach Den Haag mitzunehmen. Der Inszenierung serbischer Schuld und Sühne gingen jedoch schon technische Probleme voraus: Das Staatsoberhaupt Vojislav Kostunica hatte erst überredet werden müssen, die Repräsentantin des von ihm offen abgelehnten Instituts überhaupt zu einem Gespräch zu empfangen. Und das Volk, dem dieses Theater als moralische Anstalt dienen sollte, erwartete del Ponte vor dem Außenministerium nur, um sie zu beschimpfen und mit Eiern zu bewerfen: mit der gleichen Waffe also, die das Wahrzeichen des Protestwinters 96/97 gewesen war, als die Opposition die Symbole des »Milosevic-Regimes« damit attackiert hatte. Steinwürfe waren von Zajedno-Anführer Djindjic damals als für eine Demokratiebewegung unangemessen kritisiert worden.

Die derart demokratisch gereiften Belgraderinnen und Belgrader ließen die Verkörperung des internationalen Rechts spüren, daß sie die Abwahl Milosevics und die samtene Revolution am 5. Oktober 2000 nicht als Service-Leistung für die Nato verstanden hatten. Offensichtlich gibt es – gegen vereinzelte Stimmen aus der Historikerzunft und aus dem neuen Establishment – genug Menschen in Belgrad, die im Buch der Zerstörung Jugoslawiens nicht Milosevic und »die Serben« als die Bösewichte eingetragen wissen wollen. Wie Kostunica, der die Maske des schuldbewußten und vorsichtig agierenden Diplomaten gar nicht erst aufsetzte. Er traf sich mit del Ponte, stellte seine Auffassung vom internationalen Recht dar, ließ sie wissen, daß er sie nicht um ihre Meinung gebeten habe, und dann gehen. Keine Auslieferung Milosevics. Die persönliche Vorliebe Kostunicas mögen zwar Kirche und König sein, was die Aufgabe des Präsidenten einer demokratischen Republik ist, hat er aber besser verstanden als mancher deutsche Journalist, der ihm seit neuestem mit subtiler Ironie das Attribut Demokrat nur noch in Anführungszeichen verleiht. Kostunica erledigte seinen Job als Repräsentant einer souveränen Nation, eines gleichberechtigten Staates unter Gleichen, korrekt. Daß die Gleichheit ein leicht zu ignorierendes Konstrukt ist, scheint sein Konkurrent Djindjic besser zu verstehen. Er ließ wissen, daß ihm kein Preis zu hoch sei für den »Eintritt Serbiens in Europa«, auch nicht der Streit mit Kostunica. Dabei wirft doch Europa keine Eier und auch keine Steine, sondern Bomben.

Konkret 03/01, S. 40

Ralf Schröder

In diesem Sinne - EU contra SDI

Unter den hiesigen Linken gehören diejenigen zu den miesesten, die ihr Vaterland gegen dessen imperialistische Konkurrenten verteidigen. Am liebsten prangern diese Leute die weltpolitische Hegemonie der USA an. Trotz der Geschichte des 20. Jahrhunderts ist ihre Kritik nicht im mindesten von der Erkenntnis berührt, daß das Streben nach Hegemonie zum Wesen imperialistischer Verhältnisse gehört und der größte anzunehmende Unfall darin bestünde, daß Deutschland Erfolg bei dem Versuch hätte, diese Verhältnisse zum eigenen Vorteil neu zu arrangieren. Ohne einen Gedanken an die wuchtige deutsche Übermacht innerhalb Europas zu verschwenden, reproduziert die linke US-Kritik regelmäßig die gesamte Europa-Mystik des Berliner Establishments. Diese Mystik präsentiert die EU als egalitäre, dem Frieden, dem Zivilen und der Demokratie verpflichtete Einrichtung.

Machen sich Linke gegenüber der erzwungenen europäischen Verbrämung deutscher Ansprüche blind, werden sie gerne zu gemeingefährlichen Geopolitikern. In einem gegen den »US-Rüstungswahn« gerichteten Kommentar resümierte die »Junge Welt«: »Die größte und einzige Chance der Europäer, sich aus der tödlichen Umarmung durch Big Brother zu befreien, liegt deshalb darin, im Bündnis mit Rußland ein gesamteuropäisches Gegengewicht zu schaffen.« Entsprechend plädierte im Frühjahr 2000 auch der linksliberale »Freitag« für den Aufbau einer EU-Interventionsstreitmacht: »Wer eine multipolare Welt amerikanischer Hegemonie vorzieht, wird dafür sorgen müssen, daß sich alternative Machtzentren entwickeln, die im Wettbewerb mit den USA bestehen können. Die Weltmacht Europa darf damit auch für europäische Linke kein Tabu sein.«

So, wie sie für viele Rechte längst keines mehr ist. Der außenpolitische Sprecher der CDU, Karl Lamers, der 1994 mit Wolfgang Schäuble die mittlerweile von Joschka Fischer faktisch übernommenen Kerneuropa-Thesen vorgelegt hatte, monierte Anfang Februar auf der Münchener Konferenz für Sicherheitspolitik, mit dem geplanten Raketenabwehrsystem wollten sich die USA zu »Herren der Welt« machen. Boris Becker ist da optimistischer. Er bewies kürzlich im »Spiegel«-Gespräch, daß der Europa-Hype allmählich auch die Herzen der Trottel erobert: »Ich glaube, daß Europa, wenn es will und den Mut hat, den US-Amerikanern zumindest in den nächsten Jahren ganz schön den Schneid abkaufen kann.« Weil: Der kostet nichts und sieht gut aus.

–

Konkret 03/01, S. 40

Fritz Tietz

In diesem Sinne - Truppensex – wegtreten!

Wieder war es ein Grüner, der sich von einer Rüstungsmaßnahme der Bundeswehr am schwersten begeistert zeigte. Mit der von BW-Generalinspekteur Harald Kujat erlassenen »Führungshilfe« über den Umgang mit Sexualität in der Bundeswehr (kurz:Truppensex), verfüge man nämlich, so jubelte der Grüne Volker Beck, »im internationalen Vergleich über einen der modernsten Codices für Streitkräfte«. Doch was da als modernst gepriesen wird, ist in Wirklichkeit ein alter Hut. Schließlich ist es menschenrechtlich und grundgesetzlich längst geregelt, daß keiner einem ungebeten an die Wäsche gehen darf. Doch was will man anderes erwarten von einer Organisation, die ihre Stubenältesten durch Schwanzvergleich ermittelt?

Da neuerdings aber auch Frauen in die Kasernen einrücken dürfen, mußte nicht nur die Stubenältestenwahlordnung um den Tittenvergleich erweitert, sondern überhaupt die gesamte Truppenstruktur auf Zweigeschlechtlichkeit umgerüstet werden. Heraus kam jene Führungshilfe von Generalissimo Kujat, die, wie es in ihrem Prolog heißt, zum Abbau von »Verhaltensunsicherheiten« in Sachen Truppensex beitragen soll. Selbiger findet demnach, so kann man das Ejakujat in aller gebotenen Kürze zusammenfassen, ab sofort nur noch außerhalb der Dienstzeiten statt. Poppen im Panzer – ist nicht mehr. Im übrigen gilt: Keine unnötigen Sauereien und Kameradenschweinereien im Kasernenbereich, und die Hände dürfen jetzt nachts auch unter die Bettdecke.

Nicht mehr so gern gesehen ist das bislang bei Soldatens so beliebte »Tuckenfoppen«, also die Diskriminierung der Kameraden von der warmen Fakultät. Im Verhaltenscodex heißt es dazu: »Es gilt insbesondere, Toleranz gegenüber einer anderen geschlechtlichen Orientierung einzufordern,« wobei »zu beachten« sei, »daß es z. B. gegenüber der Homosexualität noch tiefsitzende Vorurteile gibt, die bis zu einer fundamentalen Ablehnung reichen«. Was dem Grünen Beck wie eine »Kampfansage der Bundeswehr gegen die Diskriminierung von Homosexuellen« erscheint, dürfte sich insbesondere auch auf das innerbetriebliche Klima der Marine positiv auswirken. Konnte die sich nämlich bisher allenfalls hinter vorgehaltener Waffe als die schwule der drei Truppengattungen bezeichnen, kann sie das nun endlich so offen tun, wie es einst Ernst Jünger in einem Vierzeiler tat: »Schon immer gewesen und traditionell / (und das gilt für alle Streitkräfte der Welt) / neigt inklusive ihrer Admiralität / speziell die Marine zur Homosexualität.«

Konkret 03/01, S. 41

Georg Seeßlen

Neue deutsche Kunst-Geschichte

Kulturkolumne

In Nürnberg wurde eine längst fällige Willi-Sitte-Ausstellung unter vagen Hinweisen auf neue Dokumente und fehlende wissenschaftliche Betreuung abgesetzt. Akten, die »überraschend« Sittes »Verstrickung« in den »Machtapparat der DDR« belegten, seien aufgetaucht, und zwar solche, »von denen auch die Beteiligten vier Wochen vorher gar nichts wußten« (so der Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums, G. Ulrich Großmann). Gleichzeitig wurde im Schloßbergmuseum in Chemnitz, dem Ort seiner Jugend, eine Ausstellung mit 78 Zeichnungen von Lothar Günther Buchheim abgesagt: Skizzen eines jungen Kriegsberichterstatters in den Jahren 1941 ff., die man als alles mögliche ansehen kann – am wenigsten aber als Kunst. Jedenfalls verbietet sich, was das Ästhetische anbelangt, ein Vergleich der beiden Projekte. Der Zusammenhang ist rein politisch.

Wir haben wieder »Kunst-Skandale«, ist das nicht toll? Bilder auf der einen Seite (was immer man von ihnen halten mag), und auf der anderen Seite gesellschaftliche Macht, Bürokraten, Sesselfurzer, Feuilletonisten. Etwas wäre nicht in Ordnung, wenn sich Kunst und Macht einfach so verstünden. Aber wer hat den Krieg diesmal eigentlich angefangen? Nein, nicht provokante Bilder, obszöne Installationen oder ästhetische Anarchie haben die Kunstbetriebsvertreter provoziert, sondern umgekehrt: Die Sesselfurzer haben, auch wenn sie sich dabei erst einmal lächerlich machten, den Skandal geprobt.

Beiden »Skandalen« eigen ist, daß ihre Beteiligten die Spuren rasch verwischen, jede klare Konfrontation vermeiden, mit mehrfach gespaltenen Zungen reden. Die einfachste Erklärung wäre überdies in beiden Fällen: Feigheit. Da haben Leute kalte Füße gekriegt, die eigentlich eine »nationale« Frage an die Kunst stellen wollten, oder umgekehrt, eine Frage an das Nationale der Kunst. Denn beide, Buchheim wie Sitte, sind, wenn auch auf allerunterschiedlichste Art, nicht nur als Künstler, sondern auch als nationale Metaphern von Interesse. In Wahrheit waren beide Angebote weniger als Bilder- denn als Menschen-Ausstellungen geplant, als Präsentation zweier biographischer Gesamtkunstwerke, in denen es immer mehr hätte zu sehen geben sollen als die ästhetische Arbeit. In ihrer ganzen Disparität: Im Fall Willi Sitte ging es von vornherein darum, daß seine Bilder hierzulande nur in einem Kontext gezeigt werden sollten, in dem sich auch der politische Mensch Sitte zur Disposition stellte. Er hat seine Geschichte und seine »Einstellungen« nie verborgen, er hat sein Archiv zur Verfügung gestellt. Natürlich ist auch Kritik an seiner Person nicht verboten, und anhand seiner Bilder könnte über den Begriff des »Sozialistischen Realismus« redlich diskutiert werden. Aber gerade das sollte wohl unsichtbar bleiben: eine Kunst, die sich als politische versteht. Bei Buchheim dagegen ging es um die Selbstdarstellung eines Menschen, der über genügend Medienresonanz und Macht auf seinen Märkten verfügt, um der Gesellschaft ein »take it or leave it« zuzumuten und flugs einen Gegenskandal zu inszenieren.

Buchheim war, anders als Sitte, zugleich als sein eigener Kommentator, als sein eigener und monopolistischer Interpret installiert, dem praktischerweise etwa gleich auch die Verfügung über den Ausstellungskatalog übertragen wurde. Der Kern dieser Inszenierung freilich, der sich schon dem allerungeübtesten Blick offenbaren muß, erweist sich schnell als faustdicke Lüge: daß diese Kriegsbilder, nennen wir sie für den Augenblick »Kunst«, ganz und gar nicht politisch zu verstehen seien. Die Verteidigung seiner Arbeit als unpolitisch und unschuldig erinnert verdächtig an die gepanzerte Ignoranz von der Frau Riefenstahl. Und auch Buchheim verteidigt neben seiner Unschuld die Geschichts- und Diskurslosigkeit der Kunst: Er verbietet sich Kritik nicht nur, er behauptet, sie sei da ganz unzuständig.

So langsam also ergibt sich ein Zusammenhang dieser beiden Fälle einer Kunstzensur der eher verdrehten Art (die man natürlich auch so nicht nennen darf). Sitte wird verboten, weil der Zusammenhang von Kunst und Politik so offenkundig und diskursiv erscheint. Buchheim wird verboten, weil der Zusammenhang zwischen Politik und Kunst nicht vollständig verborgen bleiben sollte. In beiden Fällen fehlte den Verantwortlichen und ihren politischen, äh, Ansprechpartnern dann plötzlich die richtige »wissenschaftliche Begleitung«. Mit dieser Verschiebung wurde keineswegs verschleiert, was eigentlich gemeint war. Nur muß nun niemand öffentlich bekennen, daß man Sitte verbietet, weil man keine DDR-Kunstgeschichte haben will, und schon gar keine, die nicht im Untergrund nur auf den Anschluß zu warten schien. Daß bei Buchheim wenig Rede von der, gelinde gesagt, Fragwürdigkeit dieser Bilder war, die man einst im »Haus der Deutschen Kunst« besichtigen durfte, liegt auf der Hand.

So besehen mag also der Skandal Chemnitz sich zum Skandal Nürnberg nicht so sehr wie »Revanche« oder »Korrektur« verhalten, sondern im Gegenteil als eine Art flankierender, notwendiger Maßnahme. Gemeinsam erst wird aus einem Diskurs mit dem vagen Titel »Wir sind immer noch im Kalten Krieg, und ob die Kommunisten nun malen können oder nicht, interessiert uns nicht« und dem Diskurs »Hoppla! Vielleicht sollten wir nach Riefenstahl und Breker nicht noch mehr Nazi-Kunst unters rechte Volk bringen!« ein Diskurs »anti-totalitaristischer« Kunstpolitik und ein Zugewinn an Definitionsmacht für die fürsorgliche Zensur.

Totalitarismus hin und her: Trotz solcher Inszenierungen erscheint es gleichsam abgemacht, daß die Skandale den einen befördern, während sie, was die Kunst der DDR anbelangt, ein weiteres Kapitel in der Geschichte des Vergessens schreiben. Die Verweigerung der Sitte-Ausstellung setzt die Dramaturgie der Weimarer Ausstellung »Aufstieg und Fall der Moderne« fort, in der man die DDR-Kunst gleichsam in einer Rumpelkammer ästhetischen Abfalls präsentierte, deren Arbeiten weder das Recht auf individuelle Wirkung noch auf jenen Raum der kleinen Erhabenheit hatten, dessen Kunst im öffentlichen Raum bedarf. Schon damals definierte sich die westliche Kunst als jene Moderne (des Aufstiegs), die sich gegen die Zumutungen der »totalitaristischen« Ästhetik (des Niedergangs) behauptete, und schon damals entstand im Subtext jene Gleichsetzung faschistischer mit DDR-Kunst, die wir im Doppelskandal nun wieder genießen dürfen. Auch damals hat man die Proteste etwa von Sitte oder Hubertus Giebe mit einer Mischung aus Verwunderung und Belustigung zur Kenntnis genommen, ohne daß es auch nur den Ansatz einer Verständigung gab: ein Skandal, den die West-Kultur einfach nicht zur Kenntnis nahm. Auch hatte bereits damals der thüringische Ministerpräsident Vogel (CDU) die Gelegenheit genutzt, einen bemerkenswerten Paradigmenwechsel vorzunehmen, als er postulierte, die Freiheit der Kunst gelte nicht nur für die, die Kunst produzieren, sondern auch für die, die sie präsentieren (genauer: »für die, die die Bilder aufhängen«). Natürlich hat sich niemand darüber aufgeregt, schließlich klingt das ja auf den ersten Blick beinahe logisch. Aber nur beinahe! Denn es bedeutet in der Konsequenz nichts anderes als die Gleichstellung der Verwaltung mit der Produktion. Das entspricht natürlich einer »Eventkultur«, die in ihren inszenierten Attraktionen dem Künstler sowieso nur noch die Funktion eines dramaturgischen Auftritts zubilligt. Deswegen gab man sich auch Mühe, DDR-Kunst als »exotisches« Beiwerk zu präsentieren, während man nun aggressiv reagiert, wenn es darum geht, sie als Teil »unserer« Kunstgeschichte zu verstehen. Auf dem Gebiet der Kunst bildet sich nun parodistisch verschärft der Umstand ab, daß die Wiedervereinigung eher ein Akt des Kannibalismus als einer der Liebe war.

Konkret 03/01, S. 42

Kunst & Gewerbe

Immer noch

Nelly Moia in der Luxemburger »Zeitung vum Letztebuerger Vollek«, 5.12.2000:

Und das ganze Jahr hindurch, immer wieder, diesmal ist's zur Abwechslung auf dem »Stern«. Bald wird's ein anderes deutsches Titelblatt sein. So geht das nun schon seit dem Ende des Krieges. Seit Jahrzehnten. Ich kann mich noch genau an die kleine Episode erinnern, es war irgendwann Anfang der Sechziger. Mit einer alten Dame stand ich vor einem Zeitungskiosk in Luxemburg, als sie plötzlich ausrief: »Hun di Praisen es dann nach emmer net genug mat dem? Ech kann dat Gesiicht net gesin, an se kommen dauernd dermat.« Es handelt sich um Hitlers Konterfei, das ja immer und immer wieder auf den Titelseiten der deutschen Illustrierten prangt(e), mal im Profil, mal von vorne, mal wegen dieser, mal wegen jener tiefgründigen, angeblich vergangenheitsbewältigenden Analyse seiner vielschichtigen Persönlichkeit und seiner verruchten Taten. Ach, der faszinierende Dämon!

Mag sein, daß solche Artikel einige Informationen enthalten, die dazu beitragen, besagte Vergangenheit zu »bewältigen«. Jedenfalls aber haben sie den Schuft am Leben erhalten, bzw. er steht immer wieder auf von den Toten. Ein Stehaufmännchen »ad nauseam« – keine »nausea« aber für die vielen, die gierig nach solchen Blättern greifen (und dabei ein gutes Gewissen haben dürfen). Mich erinnern dergleiche Wiederbelebungen an jene Filme, die offiziell Krieg und Vergewaltigung anprangern, für Militaristen und Voyeure aber ein Genuß sind; die Moral von der Geschicht' stecken diese Leute sich an den Hut, wie die Neonazis die Entrüstung der braven Analytiker und Berichterstatter; sie haben mal wieder ein paar Fotos mehr für ihre Sammlung.

Oscar Wilde schrieb, der Krieg würde so lange faszinieren, wie er als böse angesehen würde; erst wenn man ihn als vulgär betrachten wird, wird er seine Beliebtheit einbüßen. Ein Titelbild wie dasjenige dieser letzten Novemberwoche, Hitlers Kopf umgeben von vier hübschen Frauenporträts, ist ein Geschenk an seine Kotzbrocken von Fans. Wie gesagt, längst nicht das erste. Seit Jahrzehnten haben sie ihn vor der Nase drüben, in ihren Medien. Und dann wundert sich so manch einer, daß heute ...

Zusammen, was zusammen gehört (1)

Leserbrief des ehemaligen DKP-Vorstandsmitglieds Peter Schütt an den ehemaligen NPD-Kandidaten und »Mut«-Herausgeber Bernhard C. Wintzek, »Mut« 1/2001:

Meinen herzlichsten Glückwunsch zur 400. Ausgabe Ihres »Mut«es ... Als publizistischer Einzelgänger sind Sie in der zerklüfteten Kulturlandschaft republikweit ein Phänomen ... Dafür haben Sie jede Menge Widersacher, Rufmörder und neidgetriebene Totschweiger. Von den linksfaschistischen Gesinnungsterroristen in Ihrer Nachbarschaft, die Sie, Ihre Mitarbeiter, »Mut« und den Verlag wider besseres Wissen diffamieren, will ich gar nicht erst reden ...

Wären wir einander vor dreißig Jahren begegnet, so hätte uns wahrscheinlich abgrundtiefe Verbohrtheit keinen anderen Weg erkennen lassen als den der Feindschaft. Als sich 1970 Brandt und Stoph in Kassel trafen, stand ich mitten unter den Jubilaren, die den Gast von drüben als Abgesandten des besseren Deutschlands feierten, während Sie versuchten, zusammen mit Ihren rechten Gesinnungsgenossen die »Spalterflagge« vom Mast herunterzuholen. Wer von uns hat recht behalten? Ich vermute: keiner. Wir standen damals auf verschiedenen Seiten der Barrikade. Überzeugte Demokraten waren wir beide noch nicht. Sie haben Ihre Gedankenreise am rechten Rand begonnen, ich bin von linksaußen gekommen. Es hat eine Zeit gedauert, bis wir einander ungefähr in der Mitte begegnet sind, aber Erkenntniswege haben nun einmal ihre eigene Mühsal. ...

Sie, lieber Herr Wintzek, sind kein aalglatter Typ, wie ich sie zur Genüge kenne. Sie sind ein Mann mit Kanten und Narben. Sie bieten Angriffsflächen. Es soll in diesem Land ja Menschen geben, die immer denselben aufrechten Gang gegangen sind, immer recht hatten und haben – so wie einst eine gewisse Partei. Solche Zeitgenossen langweilen. Das Interessante an Menschen sind gerade ihre Brüche und Umbrüche, ihre vielfältigen Versuche, sich in einer ganz und gar veränderten Welt halbwegs redlich zurechtzufinden ... In dankbarer und herzlicher Verbundenheit

Ihr Peter Schütt

Zusammen, was zusammen gehört (2)

Festvortrag des Theaterregisseurs Jürgen Flimm zum 50jährigen Jubiläum des Deutschen Sportbunds unter dem Motto »Der Sport – ein Kulturgut unserer Zeit«, Hannover, 8.12.2000:

Sport und Kultur sind ... mitnichten Gegensätze gewesen, eher Zusammenhalt, Frage und Antwort, Weg und Ziel: Mens sana in corpore sano, auf nicht ausschließende Weise miteinander verknüpft. Der Körper allerdings, das erfahren wir täglich oft mit Schmerzen, hat endliche Grenzen; die Gedanken aber sind frei, sie kennen keine Rekordmarken, Bestzeiten. Und persönliche Bestleistungen dauern so ihre Zeit ... Die Gedanken treffen sich auch nicht dann und wann zu medaillengeschmückten Wettbewerben, sie sind immer und ewig, in silbernen schwindelnden Höhen oder in dumpfen niederträchtigen Tiefen wie im völkischen Schlamm. Aber über allem waltet, wie Schiller es in seiner Ballade weiß, wenn sie singen, den Reigen tanzen, wenn sie kämpfen, eine nahe Gottheit, und Ibykus wird gerächt ... die Westkurve bekommt ihr Opfer ...

Nun könnte ein Exkurs kommen über den Sport und eine ganz andere kulturelle Errungenschaft, den Krieg. Aber an solchem Feiertage, nach 50 friedlichen Jahren, ist das fehl am Platze. Lassen wir also unter den Geburtstagstisch fallen, was George Orwell einmal so vortrefflich skizziert hat. Der meinte, das Ganze sei ja nur ein Kriegsspiel für Zuschauer ... Da hat er wohl recht, der 84er, freilich hat der Sport derlei chauvinistische Dummheiten wohl mittlerweile überwunden, deshalb flugs den Geburtstagsschwamm drüber.

Raus raus

Gespräch mit Bundespräsident Johannes Rau und seiner Tochter Anna, 17, »Max« 4/2001, 1.2.2001

»Max«: Herr Bundespräsident, sind Sie altmodisch?

Rau: Ja. Ich war neulich bei einem Elternabend, da trug ich als einziger Krawatte ... Ich bin nicht förmlich, versuche aber, Form zu halten – etwa in der Art, wie ich Menschen begrüße oder mich verabschiede. Ich könnte nicht den Raum verlassen und sagen: ›Hi‹.

...

»Max«: Warum interessiert dich Politik nicht?

Anna: Der Rechtsradikalismus ist mir sowieso über. Das bespricht man in der Schule jeden Tag, aber es wird einfach nicht genug differenziert, wer jetzt wirklich ein Rechter ist. Wenn man von einem besoffenen Jugendlichen angemacht wird und zurückblafft, ist es nicht schlimm – solange er ein Deutscher ist. Wenn's ein Ausländer ist, heißt es sofort: »Du bist rechtsradikal!« ... Viele sehen das wie ich.

»Max«: Herr Bundespräsident, wissen Sie, was Anna gerade in der Schule durchnimmt?

Anna: Auf die Frage kannst du normalerweise immer mit »Nationalsozialismus« antworten.

»Max«: Das hört sich nicht sehr begeistert an.

Anna: Ja, der Zweite Weltkrieg nervt mich extrem. Immer wieder dasselbe ...

Rau: Das ist ein Problem. Alles wird auf die Schule abgeladen. Die will alles richtig machen, und schnell entsteht das Problem der Überfütterung – früher bei Religion, heute vielleicht bei Zeitgeschichte. Deshalb hebe ich immer wieder die positiven Seiten unserer Demokratie hervor, damit nicht nur über die Tiefen unserer Geschichte gesprochen wird.

Sprachschule 1

Faltblatt der PDS Hessen, das vor hessischen Schulen verteilt wurde (Redaktion: Diether Dehm und Mark Seibert), Februar 2001:

Haschisch an die Schule: Keine Macht den Doofen – PDS Hessen ... Ca. 95 Prozent der Heroin-Konsumenten haben früher Cannabis geraucht, aber lediglich 95 Prozent der Cannabiskonsumenten greifen irgendwann auf härtere Drogen zurück.

Sprachschule 2

»Bild«, 7.2.2001:

Der erste Politiker hat ein Gesetz zum Schutz der deutschen Sprache vor englischen Fremdwörtern (Anglizismen) gefordert! Berlins Innensenator Werthebach (59, CDU): Er werde als »Verfassungssenator der deutschen Hauptstadt« prüfen, wie man ein Zurückdrängen des Deutschen per Gesetz verhindern könne. Seine Begründung: Viele Deutsche können kein Englisch, würden sprachlich ausgegrenzt. Unterdessen gründeten gestern Prominente das erste »Sprachbündnis« zur Rettung der deutschen Muttersprache. Die Initiative forderte eine Einschränkung des Gebrauchs englischer Wörter. Ihr gehören u.a. der Liedermacher Reinhard Mey (»Über den Wolken«) und Schauspieler Michael Degen (»Diese Drombuschs«) an ...

Wie hoch könnten Bußgelder ausfallen? Professor Walter Krämer (51), Vorsitzender des Vereins deutsche Sprache (11.000 Mitglieder): »Die Verunglimpfung der deutschen Sprache sollte mindestens dann bestraft werden, wenn sie gefährlich wird, weil man nichts mehr versteht. Wenn im Taxi ›fasten seat belt‹ statt ›bitte anschnallen‹ steht, muß der Fahrer eine Strafe zahlen. Das Bußgeld sollte mindestens 50 Mark betragen.«

... deutsche Wörter, die wir nicht mehr benutzen: Hain – Wäldchen, Einfalt – Dummheit, Hagestolz – Junggeselle, Backfisch – junges Mädchen, Zeitlupe – Slow motion, frönen – sich etwas hingeben ... (Quelle: Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden).

Treffer?

Wolf Biermann, »Welt«, 19.1.2001:

Ausgerechnet die Zeitung »Die Welt« sollte sich nicht mit journalistischen Steinen aus dem Springer-Glashaus an der Steinigung Joschka Fischers beteiligen. Immerhin war es vor allem die Hetze in Springers »Bild«-Zeitung in den heißesten Zeiten des Kalten Krieges, die in Westberlin eine Stimmung in der Bevölkerung aufheizte, ohne die der junge Nazi Bachmann wohl kaum seine drei Kugeln in den Kopf von Rudi Dutschke geschossen hätte. Ich schrieb damals ein Lied, das die Spatzen von Ostberlin über die Mauer nach Westberlin trugen, wo es die Studenten sangen: »Die Kugel eins kam aus Springers Zeitungswald« ... Wer Joschka Fischer heute abkanzelt für seine Jugendsünden, der sollte ihn im selben Atemzug loben für seinen erwachsenen Mut zur Korrektur ... Ich brauche derzeit keinen anderen Außenminister.

Kugel eins

Herbert Kremp, »Welt«, 20.1.2001:

Die Gewalt der Straße – Wie in die Biographien der Achtundsechziger ein falscher Mythos gekommen ist ... Studenten verwechselten Abwehrreaktionen des Staates mit faschistischer Gewalt. Dieses Urteil hatte auch angesichts des Todes von Benno Ohnesorg Bestand ... Das Gericht sprach den Polizisten Kurras frei. Dafür wurde ein anderer Schuldiger gefunden – Axel Springer, der mächtige Verleger, dessen Zeitungen der »Revolution« grob in die Parade fuhren ... Doch die Kampagne gegen ihn war älter als die Studentenunruhen, sie entstammte hochpolitischer Hand.

Kugel zwei

Ernst Cramer, »Welt, 22.1.2201:

Wieder gehen bei uns Geschichtsfälscher um ... Wer die von parteiübergreifender Scheinheiligkeit nicht freie Debatte über »Jugendsünden« Joschka Fischers verfolgt, stellt fest, daß prominente Regierungsvertreter ohne viel Widerspruch behaupten, die Krawalle, Hausbesetzungen und Blockaden der späten Sechziger und frühen Siebziger seien eine Art Befreiungserhebung gewesen. Es sei den 68ern zu verdanken, daß Deutschland heute ein liberaler Staat ist. Richtig aber ist, daß die Gründer der Bundesrepublik Deutschland von Anfang an den liberalen Staat wollten ... Eine heute an jene Zeiten erinnernde Besonderheit sind auch die Angriffe vieler Politiker auf die Presse, unterstützt von Publizisten, die, um die eigene Unschuld zu beweisen, Blätter des Axel Springer Verlags attackieren ... Die Zeitungen des Axel Springer Verlags fochten für die Werte, die dieser Staat verkörpert, hauptsächlich Freiheit und Liberalität.

Kugel drei

Franz Josef Wagner, »Bild«, 23.1.2001:

Lieber Wolf Biermann, in der Tageszeitung »Die Welt« las ich aus Ihrer Feder, daß ich ein Mörder bin. Das ist erstens nicht nett, weil ich gerade frühstückte, und zweitens Rufmord ... ich bin kein Mörder. Als auf Dutschke geschossen wurde, hatte ich lange Haare, war Reporter von »Bild«, liebte die Rolling Stones und Jimi Hendrix. Und ich interviewte den Chef des Lehrlings Bachmann, der auf Rudi Dutschke schoß. Das können Sie nachlesen ... Ich war 23. Ich war Reporter. Ich war kein Mörder. Ich finde Sie unmöglich.

Versenkt!

Wolf Biermann, »Welt«, 26.1.2001:

Ich fände es schade und eine vertane Chance, wenn Axel Springers Zeitung »Die Welt« kurz nach ihrem mutigen Aufbruch ins Liberale, ins Offene, nun wieder feige in die verfallenden Schützengräben des Kalten Krieges zurückrobbt. Aber – voilà – es sieht gar nicht danach aus.

Konkret 03/01, S. 44

Ra□ k Wieland

B□ tterfahrt □ □ m Weltgeist

Offener Brief an den Theaterregisse□ r Peter Stein nach einem Bes□ ch seines □ Fa□ st□ -Marathons in Berlin

Herrn
Peter Stein
c/o Faust-Ensemble-GmbH
Eichenstr. 4
12435 Treptow

Betr.: Faust I + II

Hamburg, den 12. Februar 2001_
Sehr geehrter Peter Stein,

Sie verzeihen, wenn ich mich erkühne, Ihnen einen Brief zu schreiben anstelle einer ordnungsgemäßen Theaterkritik, die Sie, mich und die Leute da draußen an den Geräten doch zu sehr langweilen würde. Wer liest schon bzw. noch Theaterkritiken und ihre öden Manierismen außer den Theaterkritikern selber und, sagen wir, zwölf weiteren ausgesuchten Personen? Ich wüßte keinen. Da aber auch das Theater seine Mätzchen heute lediglich für das Theater macht und ebenso das Publikum sich nur mehr für das Publikum als Publikum inszeniert, ist es nicht weiter verwunderlich. Das sind drei abgeschlossene Sphären, die bloß zufällig und ansonsten kaum etwas miteinander zu tun haben. Eine Art korrespondierende Selbstbefriedigung – Sie wissen, was ich meine. Wer hat den längsten, wer kann am längsten und am weitesten, so läuft der Laden. Es geht ein wenig zu wie bei Tierfilmen, die allerdings ungleich populärer sind. Die poppende Spezies kümmert der im Gebüsch kauernde Kameramann wenig, und auch das Publikum will über die Termitenjagd des Erdferkels nichts Näheres wissen. Und die Tierfilmkritik? Sie ist von vornherein suspendiert, weil die Tiere nicht lesen können. Die Theaterkritiker der Zukunft werden, da bin ich mir ganz sicher, Tierstimmen-Imitatoren sein.

Hallo, Herr Stein! Sind Sie noch da? Ich möchte es hoffen und denke, Sie geben mir recht. Im Fall Ihrer sich über 21 Stunden erstreckenden *Faust-I*- und *Faust-II*-Ex-Expo-Doppelinszenierung hat die Kritik jedenfalls weniger das behagliche Grunzen des rundum gesättigten, ökologisch einwandfrei und artgerecht eingebuchteten Hausschweins und auch nicht das jubilierende Geschmetter des die Frühlingssonne gewahr werdenden Buchfinken vernehmen lassen, sondern eher schon, nicht wahr, das verächtliche Schnaufen des Rhinozerosses. »Nur unsagbares Getue«, resümierte Gerhard Stadelmaier in der »FAZ«, »schwer verdaulich«, mäkelte Mathias Döpfner in der »Welt«, »das meiste ist klamme Gedächtnisleistung«, beobachtete Peter Kümmel in der »Zeit«, »viele erschöpfte Menschen« sah Peter Iden in der »FR«, und ein »kunstgewerbliches Mysterienspiel« meldete C. Bernd Sucher in der »SZ«. Im großen und ganzen hat die Kritik genau das getan, was Sie, Peter Stein, von ihr erwartet und ihr vorausgesagt haben: Verisse geliefert, die Ästhetik als vorgestrig geschmäht und die Inszenierung phantasie- und gedankenlos genannt. Halten wir also fest, was Sie prophezeiten und ich schon wußte: Für die Kritik ist diese Aufführung nicht über die Bühne gegangen.

Natürlich sind Theater-Kritiker nicht dümmer als wir übrigen Menschen, nur anspruchsvoller. Sie erwarten vom Theater noch etwas, nämlich eine Art Übersetzung des Stücks, eine aktuelle Deutung von Handlung und Personen, ein Spiel mit Rollen und Mustern, mit Haltungen und Überlieferungen, mit Ideologien und Psychologien – nennen wir es eine gewisse Beschäftigung ihrer Eitelkeit, die noch aus der 120. Tschechov-Aufführung etwas mitnehmen will. Mit Ihrer silbengetreuen, sämtliche Regieanweisungen Goethes devot exekutierenden und mit 21 Stunden zudem sehr großzügig portionierten Aufführung haben Sie, lieber Stein, dergleichen Erwartungen nicht erfüllt und die Kritik damit begreiflicherweise düpiert. Mich weniger, denn ich habe mir angewöhnt, das Theater aus der Tierfilmperspektive wahrzunehmen. Und ich war hocherfreut, auf der Bühne weder die mit ihrem Kehlsack enormen Lärm erzeugenden Brüllaffen noch die üblich zu werden drohende Baßtölpelkolonie in den Kulissen wahrzunehmen. Nein, es ging in Ihrem *Faust* schon sehr gesittet zu. Ich sah keine hektisch herumturnenden Springböcke und mußte auch keine kopulierenden Rotärsche, die inzwischen fast jede Stadttheaterbühne bevölkern, betrachten. Bruno Ganz gab den alten Faust als solides Erdmännchen, vorsichtig tastend, immer etwas vergrübelt, seine Umgebung jedes Mal erstaunt wahrnehmend, jedoch alle seine Mitspieler sehr sozial und zuverlässig integrierend. Christian Nickel, der den Part des jungen Faust übernahm, hatte einige ungestüme Momente, wo ich ihn beinahe für einen Rennkuckuck, den die Amerikaner Roadrunner nennen, gehalten

hätte, wenn er mit seinen affektierten Posituren und windschnittigen Gesten nicht darauf aus gewesen wäre, eher noch als Schleierschwanzguppi in Erinnerung zu bleiben. Die Rolle des Mephistopheles teilten sich – warum sich auch zuviel aufhalsen lassen – Robert Hunger-Bühler und Johann Adam Oest, die beide sehr verschieden disponierte Monopaarhufer vorstellten, die als brave Zugtiere gute Arbeit leisteten. Gretchen, gespielt von Dorothee Hartinger, überzeugte als reichlich naive Heidschnucke, wohingegen Helena, die Corinna Kirchhoff absolvierte, als etwas desorientierte Hohltaube von somnambuler Flatterhaftigkeit war. Habe ich jemanden vergessen? Ja, den Königspudel, der, wie alle großen Schauspieler, sich selbst spielte. Und alle übrigen, das Gefolge, das Volk, die Hexen und Engel und Teufel, die überaus emsig – wie die Emsen eben – sich ihrer diversen Obliegenheiten entledigten. Ein Gewimmel war das manchmal auf der Bühne, mein lieber Peter Stein, aber wem sage ich das.

Wie die Tiere im Tierfilm sich selber vollauf genügen und keine Allüren gegen das Publikum entwickeln, so die Schauspieler, Dramaturgen und Regisseure im Theater. Ich weiß nicht, wie Sie das sehen, lieber Stein, aber cum grano salis stimmen Sie mir sicher zu. Wenn Sie, warum auch immer, an ein Publikum bei Ihrer Arbeit gedacht hätten, dann hätten Sie allein naturwissenschaftliche Tatsachen dazu bestimmen müssen, die Aufführung auf eine der menschlichen Physiologie angemessene Dauer zu beschränken. Goethes 75 Jahre währende Beschäftigung mit dem Fauststoff und Ihre ca. 35jährige Auseinandersetzung damit sind nichts gegen die auf zwei Tage verteilten 21 Stunden, die Sie glaubten allen Beteiligten auferlegen zu müssen. Nicht einmal Eckermann hätte seinerzeit die Lauscher derart ausdauernd aufspannen können, von uns Normal-TV-Verbrauchern, die gerade noch dreistündige Formel-1-Übertragungen schaffen, zu schweigen. Es gibt auch keinen Tierfilm, der diese irrwitzige Überlänge für sich reklamierte. Die Gebrüder Skladanowski hätten schon gleich nach der Erfindung des Kinos die Geburt und den weiteren Lebensweg einer Galapagos-Riesenschildkröte bis ungefähr heute abfilmen müssen, um in ähnliche Dimensionen wie Sie vorzustoßen. »Meisterwerke«, sagen Sie im Interview, »kann man nur erkennen, indem man sie komplett zur Kenntnis nimmt. Man kann sich nicht bei der Mona Lisa nur den unteren Teil des Bildes zu Gemüte führen, das funktioniert nicht.« Der Gedanke stammt, wie Sie vergessen zu erwähnen, von Shaw, der dafür eine Eins kriegt und sich setzen kann, sich aber auch gesagt sein lassen muß, daß gerade der untere Bildrand der Mona Lisa mir und meiner Bank für die nächsten 35 Jahren völlig genügen würde. Wenn Hebbel einmal meinte, demjenigen die Krone Polens versprechen zu können, der Adalbert Stifters *Nachsommer* von vorn bis hinten durchgelesen zu haben glaubhaft macht, so kann ich jedenfalls den Posten des UN-Generalsekretärs offerieren, sofern einer oder eine die 21 Stunden Ihrer *Faust*-Inszenierung tatsächlich durchwacht haben sollte. Kofi Annan, glaube ich, muß sich nicht sorgen.

Und das Publikum? hör ich Sie einwenden. Sind die Aufführungen, fragen Sie, nicht immer ausverkauft? Und bedeutet das nicht, daß die Leute die Voluminösität der Inszenierung annehmen und das Geschehen auf der Bühne mehr oder weniger verfolgen? – Nicht unbedingt. Die Anwesenheit des Publikums ist für das Theater ja nur ein Vorwand, nicht ganz abgeschafft zu werden. Kein Mensch auf der Welt, abgesehen von den Theaterleuten, braucht Theater. Das wurde vollends klar, als Susan Sontag in den 90er Jahren ins zerstörte Sarajevo eilte, um vor der ausgebombten Zivilbevölkerung, wenn ich es richtig erinnere, *Hamlet* aufführen zu lassen und das angeblich eminente Kunstbedürfnis der vom Krieg versehrten Menschen so schnell wie möglich zu stillen. Geht's alberner zu denken? Und wollen Sie, verehrter Peter Stein, wirklich glauben, irgendein Mensch auf der Welt hätte Ihre 21stündige *Faust*-Einflüsterung nötig? Das Publikum bestimmt nicht. Es geht allein deshalb ins Theater, um dort für sich ein Publikum zu imaginieren oder, wenn Sie wollen, zu spielen – es ist der eigentliche Artist des Abends. Bruno Ganz spielt den Faust und heimst Beifall ein und Geld, aber das Publikum bezahlt Geld und spendet Beifall, um so tun zu können, als sei es ein Publikum. Sie, Stein, und Ihre Leute auf der Bühne sind dabei die Helfer, Wasserträger, Assistenten, die im Dunkeln bleiben, die unten in den Schiffen rudern – das Publikum, der kunstsinnige Mob, ist der Star.

Ich weiß, wovon ich rede, denn ich bin dabei gewesen, wobei ich mit meinen 35 Jahren das Durchschnittsalter des Publikums erheblich tunnelte. Vor allem das Westberliner und eigens aus Westdeutschland angereiste obere Gesellschaftsdrittel, schwer pensionsverdächtige Beamte, Gymnasiallehrer, Ärzte und Rechtsanwälte nebst den entsprechenden Gattinnen mit ihren meterhohen Parfümkeulen kauerten da heroisch harrend auf unbequemem Gestühl – um was zu sehen? Natürlich sich selber. Irgendwo muß man sich ja treffen. Nicht auszuschließen ist, daß diese Leute, die während ihrer Schulzeit etliche Klassikerpassagen auswendig lernten, jetzt unter Wiederholungszwang den geistigen Ort ihrer Pein erneut aufsuchen mußten. Mag sein, manche kamen aus Neugier, mit dem gleichen Interesse, mit dem sie Höhlenmalereien besichtigen oder einen Felsvorsprung in der Ägäis besteigen. Die Leute reisen ja auch, anstatt sich, wie alle Klügeren von Aristoteles bis Kant, von anderen zutragen zu lassen, wie die Steine in der 240 Tagesmärsche entfernten Umgebung aussehen und mit welchen Frisuren die Menschen dort umhergehen. Ihr *Faust,* lieber Stein, ist ja vor allem, wie sie selbst wissen, ein Tourismus-Projekt mit Hotelacquisition, Restaurantschiff und allen sonstigen Mätzchen. Eine Butterfahrt zum Weltgeist. Gemeinschaftliches Totschlagen von Lebenszeit, das sich die höheren Weihen der Hochkultur verleiht, um die niederziehende Dauermisere des eigenen Lebens zu kaschieren. Dagegen wär' nichts einzuwenden, das ist das Geschäft von Kunst – wenn nur die Zeit, die hier den Geist aufgibt, dabei verstreichen würde.

Sie möchten, lieber Stein, sicher langsam mal wissen, wozu ich Ihnen das alles schreibe. Ich sag's Ihnen gern. Zum einen muß ich, der ich die Theater-Tortur nicht ganz freiwillig ertrug – das Politbureau der KONKRET-Redaktion beorderte mich

hin – , mit jemandem über mein Erlebnis sprechen, und ich mag Unbeteiligte, die eigene Sorgen haben, mit diesen 21-Stunden-Interna nicht behelligen. Sie, Stein, müssen als notorischer Strippenzieher der Geschichte alles auf Ihre Kappe nehmen, also auch meinen Brief. Zum anderen habe ich, als ich die Arena in Berlin verließ, geschworen: Das zahle ich ihm heim, das kriegt er zurück. Ich könnte natürlich ebensogut an Amnesty International schreiben und eine neue Foltermethode in Deutschland melden, aber wir machen das besser unter uns aus.

Der Vorwurf, den Ihnen manche machen, Sie hätten den *Faust*-Doppelschlag lediglich dazu benutzt, sich selbst als Kolossal-Regie-Genie zu inthronisieren, kümmert mich wenig: Meinetwegen hätten Sie auch das Zentrale Einwohnermelderegister von Berlin in einer szenischen Lesung aufführen können, wenn Ihnen das dienlich erschienen wäre. Aber Sie nahmen den Goethe, wählten die Expo und kassierten die 30 Millionen für Industriespionage, äh: -sponsoring von DaimlerChrysler, Mannesmann, Deutscher Bank und Ruhrgas. Verwerflich ist nichts daran, aber prekär. Denn die Uraufführung des kompletten deutschen Nationaldramas auf der Weltausstellung steht in einem weiteren Zusammenhang als dem strikt philologischen, dem allein Sie sich verpflichtet wähnen. Im Kontext von Wiedervereinigung und nationaler Wiedergeburt, von Abschaffung und Abstrafung des Sozialismus und deutschem Kriegseintritt, der Bagatellisierung von Nationalsozialismus und Holocaust hat die Story des nach Höherem strebenden Deutschen, der nach einem Pakt mit dem Teufel und etlichen Verfehlungen, Verheerungen und Verkehrungen doch noch im Himmel ankommt, einen unübersehbaren legitimatorischen Effekt, der von Ihnen, lieber Stein, ganz bewußt in Kauf genommen worden ist. Die Rolle, die Sie und Ihr Ensemble auf der Expo dankbar ergriffen, war, wenn Sie so wollen, Truppenbegleitung, Feldpredigt, Fahnenweihe unter dem Motto: Unsere Ehre heißt Texttreue. Ihre demonstrative Abkehr vom Regietheater (»Diese Herrschaften, die Regietheater betreiben, nehmen sich selbst exzessiv wichtig«), Ihr Bekenntnis zur reinen Textgestalt, durch die das Meisterwerk erst zum Leuchten komme, Ihr Rückzug auf das Wahre, Echte, Unverfälschte, das Eigentliche sind gerade, was den *Faust*-Komplex angeht, höchst dubios. Faust kämpfte in beiden Weltkriegen auf deutscher Seite, er war Pate des nationalen Rausches und Gewährsmann der kommunistischen Utopie, gab Durchhalteparolen aus und mahnte zur humanistischen Einkehr – und ausgerechnet bei Ihnen, Peter Stein, soll er nun erstmals nichts als pure Textgestalt sein? Dafür sind Sie nicht bezahlt worden.

Das Problematische des Fauststoffes ist ja seine demagogische Potenz, die mit Goethes Text, wie Sie, lieber Stein, auch sehr frisch eruiert haben, kaum korrespondiert. »Die mythische Dimension ausgerechnet dieser Figur«, finden Sie, »ist nicht das Wichtige, und schon gar nicht das Deutschtümelnde an der Sache. Das existiert nämlich gar nicht, das ist nur hineingeheimnist und hineininterpretiert worden von Leuten, die ein entsprechendes Interesse hatten, ein ideologisches Interesse. Im Grunde ist Faust ein absolut internationaler Typ, was ihn berührt, was ihn schwierig stimmt und ihm Probleme macht.« Was mir Probleme mit Ihrer Darstellung macht, ist ihr mangelndes Interesse, ihre ideologische Einäugigkeit. Goethe tümelte gewiß nicht, aber eine deutschere Figur, einen deutscheren Plot, einen deutscheren Äther und einen deutscheren Mythos werden Sie lange suchen müssen. Wenn ich Zeit habe, suche ich gern mit. Wir können bei Stifter nachsehen, doch ich fürchte, ich werde König von Polen und Sie UN-Generalsekretär sein, ohne daß wir etwas gefunden haben werden.

Goethes Fabel geht, wie Sie sie lesen, so: »In *Faust I* sitzt der arme Gelehrte in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, langweilt sich und ist ganz verzweifelt. Da macht der Satan ihm den Vorschlag, er soll jetzt endlich in die wilde weite Welt hinausgehen. Und wo geht er hin? Nach Leipzig in Auerbachs Keller und dann in eine Hexenküche, und damit hat sich die Sache. Dann verliebt er sich in ein Provinzmädchen und macht es kaputt. Das Ganze bleibt völlig im kleinstädtischen, deutschen Bereich. In *Faust II* geht es in die Welt. Da umfaßt die Tragödie sämtliche Entfaltungsmöglichkeiten, die ein Mensch in der Welt hat ... Da sagt er, ich muß mich jetzt real und praktisch erproben, muß mich in die Welt begeben, um dort etwas zu tun. Er muß die Wirtschaft in Ordnung bringen, er muß die Kultur neu organisieren, er muß neues Land gewinnen, die Natur umbauen und tätig sein, tatsächlich, und sich nicht etwa verlieben. Er beteiligt sich auch an Kriegen, führt einen Krieg durch lauter Zauberwerk erfolgreich zu Ende, um dann die berühmte Landnahme und Landgewinnung auf dem Meer zu betreiben ... In allem scheitert er, auch in seinen kleinen sonstigen Bemühungen vorher. Das Sich-Verlieben in die griechische Mythologie funktioniert nicht, die neuen finanziellen Systeme krachen zusammen, da sie reine Schneeballprojekte sind und auf Dauer nicht halten, die kriegerischen Auseinandersetzungen erweisen sich auch nur als Eintagserfolge. Die Landgewinnung findet zwar statt, er hat sie durchgesetzt, aber er kann das Land nicht in Besitz nehmen, weil er vorher stirbt und weil es natürlich einen ganzen Haufen Katastrophen gibt, die diese Landnahme und Landgewinnung, diese Staatsgründung, zu der es gar nicht erst kommt, wieder rückgängig machen.« Ich weiß nicht, bei aller Einäugigkeit, lieber Peter Stein, wie einem der nationale Subtext, den Goethe hier präzis präformuliert hat, aus dem Blickfeld geraten kann. Volk ohne Raum, Wunderwaffe, Wirtschaftsführer, am deutschen Wesen soll die Welt genesen: Es ist alles drin, nur bei Ihnen auf der Bühne ist nichts davon zu sehen. Ihr Goethe ist der von 1832. Das hat den Vorteil, daß Goethes Textkorpus klippschulmäßig klar hervortritt. Es hat den Nachteil, daß man Ihre Inszenierung gar nicht zu sehen bräuchte, schon gar nicht über 21 Stunden. Text schlägt Stein, Stein fällt in den Brunnen.

Sie werden verstehen, was ich meine, wenn Sie sich den Brief von Bruno Ganz vorlesen lassen. Vielleicht kann er seinen Vortrag etwas dehnen, damit auch Sie auf Ihre Kosten kommen. Im übrigen sage ich Ihnen Dank, wenn Sie mir bis hier

gefolgt sind. Sehr gern hätte ich meine strahlende Behauptung, daß es sich bei der Kritik, dem Theater und dem Publikum um äußerst egozentrische Patienten oder Selbstheiler handele, die in getrennten Einzelzimmern untergebracht sind, wo sie sich was auf ihren Schaden einbilden, um die quasi symmetrische Feststellung ergänzt, daß auch Ihr gesamtes »*Faust*-Projekt« ein ausschließlich um sich selber kreisender Eiertanz sei, aber das stimmt leider nicht. Wahrscheinlich ist die ganze Idee Quatsch, ich schenke sie Ihnen.

Bevor ich mich nun von Ihnen verabschiede, will ich Ihnen noch einen Fernsehtip geben: Schauen Sie mal in den Tierfilm »Nacktschnecken im Riff – Leben ohne Rückgrat« rein, der demnächst im ZDF ausgestrahlt wird. Ich vermute, Sie werden selbst da keinen nationalen Bezug erkennen wollen. Was soll's, wir leben in einem freien Land. Mit freundlichen Grüßen, Ihr

Rayk Wieland

Weitere Aufführungstermine des Berliner »Faust«-Marathons: 24./25. Februar, 3./4., 10./11., 17./18., 24./25. März, 31. März/1. April, 7./8., 14./15. April. Auf Arte läuft am 20. März um 20.45 Uhr die Fernsehfassung von *Faust I.*

Rayk Wieland schrieb in KONKRET 2/2001 über den Opportunistenboom

Konkret 03/01, S. 47

Samuel Salzborn

Buch & Deckel

Philipp Ther: Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945-1956, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998, 382 Seiten, 74 Mark

Wenn man als Mitarbeiter des Berliner Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas von Berufs wegen permanent vor sich hin vergleicht, entdeckt man so allerlei: »Auslöser und Urheber der beispiellosen Völkerwanderung zwischen 1939 und 1949 war Adolf Hitler.« Die »*ethnisch*-territoriale Neuordnung Europas« (Herv. S.B.) fand dem Glauben Philipp Thers zufolge aber nicht nur während des Zweiten Weltkrieges statt, sondern auch danach – und sei »mit dem Potsdamer Abkommen abgeschlossen« worden. Läßt man die Ebene des Naiven dieser Hitler-zentrierten NS-Interpretation außer acht, so bleibt unter dem Kennzeichen des Verbrecherischen das Streben nach Zusammenfassung der deutschen Volkstums- und Vernichtungspolitik im Osten mit der Umsiedlung der Deutschen infolge des Zweiten Weltkrieges, die allerdings zweifelsohne eine antifaschistisch und nicht völkisch/ethnisch motivierte Konsequenz aus ersterer gewesen ist.

Wer vor der osteuropäischen Transformation 1989/90 die Meinung vertrat, die völkerrechtlich verbindlich im Potsdamer Abkommen festgelegte Umsiedlung der Deutschen sei Unrecht gewesen, galt mindestens als konservativ und deutschnational. Über den totalitarismustheoretischen Umweg wird heute nun eine Rehabilitierung dieser Position durch egalisierende Relativierung aus der Mitte der Gesellschaft erstrebt. Dabei wird nicht mehr der exklusive Opferstatus der Deutschen proklamiert, sondern auf die Anerkennung ihrer Rolle als Opfer neben anderen hingearbeitet. Daß allerdings diejenigen, mit denen der deutsche Opferstatus aufgewogen werden soll, selbst Opfer der Deutschen gewesen sind, fällt im Prozeß der Historisierung unter den Tisch, soll doch die Vergangenheit für die Gegenwart konsumerabel gemacht werden: »Man sollte sich daher nicht scheuen, gerade im Hinblick auf die moralischen Konnotationen die Vertreibung als solche zu benennen.« Und deshalb würde Ther das vergangene Jahrhundert auch gern mit dem Titel »Jahrhundert der Vertreibung« versehen – einem politisch diffusen Terminus, der Kausalitäten verwischt und Verantwortlichkeiten unkenntlich macht.

Samuel Salzborn

Konkret 03/01, S. 47

Oliver Sill

Buch & Deckel

Dieter Wellershoff: Der Liebeswunsch. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000, 397 Seiten, 42 Mark
Werner Jung: Im Dunkel des gelebten Augenblicks. Dieter Wellershoff □ Erzähler, Medienautor, Essayist. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2000, 413 Seiten, 78 Mark

Über Eduards Ansinnen, den Hauptmann und später auch Ottilie aufs Schloß zu holen, bemerkt Charlotte frühzeitig: »Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus.« Kaum anders als Goethe in den *Wahlverwandtschaften* führt auch Dieter Wellershoff in seinem jüngsten Roman *Der Liebeswunsch* vier Personen, zwei Frauen und zwei Männer, in einem Tableau zusammen. Und nicht anders als in allen großen Ehe- oder besser: Ehebruchsromanen entgleitet den Personen das Geschehen und endet tragisch: Anja, die jüngere der beiden Frauen, begeht zuletzt Selbstmord wie Ottilie, Emma Bovary oder Anna Karenina, stirbt in völliger Vereinsamung wie Effi Briest. Mußten jene allerdings sterben, weil der von ihnen vollzogene Ehebruch als Bruch starrer gesellschaftlicher Konventionen nicht hinnehmbar gewesen ist, so haftet dem außerehelichen Amüsement heutzutage eigentlich nichts Skandalöses mehr an, ist vielmehr Stoff für zahllose seichte Beziehungskomödien in Film und Literatur. Worin also besteht die Tragik des im *Liebeswunsch* gestalteten Handlungsverlaufs, dessen Dramatik dem Leser Zug um Zug vorgeführt wird?

Vor einigen Jahren verließ die Ärztin Marlene ihren Mann, den Richter Leonhard, um mit dessen bestem Freund Paul zusammenzuleben. Mittlerweile scheinen die damals erlittenen Verletzungen überwunden. Am freundschaftlichen Miteinander der drei ändert sich zunächst auch dann nichts, als Anja, eine sehr viel jüngere Studentin, hinzutritt und schon nach kurzer Zeit Leonhard heiratet. Das – wie sich zeigt – ohnehin fragile Freundschaftsgefüge zerbricht jedoch vollends, als Paul zum zweitenmal seinen Freund Leonhard hintergeht und nun mit Anja eine ebenso leidenschaftliche wie zukunftslose Liebesbeziehung beginnt. Am Ende stehen alle vier Personen allein und vereinsamt da.

Erzählt wird das Geschehen in Rückblenden – und zwar in beständigem Wechsel aus der Perspektive der vier beteiligten Personen. Dabei gelingt es Wellershoff wie schon in seinen früheren Romanen, das Innenleben der Figuren in großer psychologischer Eindringlichkeit auszuleuchten, ohne daß der Roman für diese oder jene Person Partei ergreifen würde. Dies wäre auch unangemessen in einer Welt, in der es keine verbindlichen moralischen Kriterien des Zusammenlebens mehr gibt, in der, so Paul, das »richtige Falsche« zugleich »das falsche Richtige« sein kann. Was bleibt, sind gescheiterte Hoffnungen, tiefe Verletzungen und die Erfahrung einer radikalen Einsamkeit, in der es sich einzurichten gilt, wenn man überleben will.

Für viele Leserinnen und Leser dürfte dieser neue Roman, wie sich bereits jetzt abzeichnet: Wellershoffs größter Publikumserfolg, die erste Begegnung mit diesem Autor sein – genau der richtige Zeitpunkt, um hier auf eine ebenfalls im letzten Jahr erschienene Studie hinzuweisen, die detailliert und kenntnisreich in das umfangreiche Werk des Kölner Autors einführt: *Im Dunkel des gelebten Augenblicks. Dieter Wellershoff – Erzähler, Medienautor, Essayist* vom Duisburger Literaturwissenschaftler Werner Jung. In einer Sprache, die auch jenseits germanistischer Institute verstanden werden kann, widmet sich der Autor dem erzählerischen Werk: Wellershoffs Romanen, aber auch seinen Novellen, Hör- und Fernsehspielen, Essays und autobiographischen Schriften. Ergänzt durch einen Anhang mit unbekannten Texten aus dem Kölner Vorlaß, interpretiert Jung die literarischen Texte des Nachkriegsautors als Variationen eines im Grunde zeitlebens verfolgten Projekts: des Projekts einer realistischen Literatur, in der es um die ästhetische Vermittlung existentieller Erfahrungen gehe. Immer wieder, so Jung, habe Wellershoff darauf hingewiesen, daß die Literatur für ihn eine Art Probebühne sei, die es dem Autor wie seinen Lesern gleichermaßen erlaube, jenseits praktischer Alltagsanforderungen und -zwänge andere, womöglich extreme Handlungsmöglichkeiten durchzuspielen, um sich auf diesem Wege neuen Erfahrungen auszusetzen. Auch *Der Liebeswunsch* reiht sich hier ein: eine moderne Form der *Wahlverwandtschaften,* tragisch im Ausgang wie Goethes Werk, doch unter gänzlich veränderten gesellschaftlichen Vorzeichen.

Konkret 03/01, S. 48

Georg Seeßlen

Mahlzeit!

Über die Zukunft eines vergifteten Diskurses

Als mich, der ich in der Gesellschaft des Wirtschaftswunders aufwuchs, die Nachrichten aus der seltsamen Welt der Erwachsenen zu interessieren begannen, spukten zwei Worte in unklaren Gerüchten und unguten Scherzen: Nitrit, das war etwas, das verbrecherische Metzger in ihre Würste getan hatten; und Nitribitt, das war eine Frau, die mächtige Männer in ihr Zimmer lockte, um sie zu verderben. Vergiftetes Essen und verdorbene Sexualität. Diese Diskurse begleiteten uns von einer Krise zum anderen Karneval. Sie enthielten alles, was wir als universale Kleinbürger über den Kapitalismus wissen müssen, ohne dran zu denken: Im Kapitalismus bekommst du alles. Aber alles ist vergiftet. Die Diskurse der vergifteten Nahrung und der verdorbenen Sexualität wurden umfassender, formloser, abstrakter. Sie nahmen moralische und kulturelle Umwege. Nun sind wir bei Aids und BSE angelangt, metaphorischen Strafen für unsere *guilty pleasures*, deren größter Skandal darin liegt, daß sie sich um die melodramatischen Regeln nicht kümmern. Ein Virus kennt keine Moral. Deshalb müssen wir vernünftig sein. Beim Essen und bei der Liebe.

Das sagt sich so leicht. Aber mit der Kontamination des Genusses hat sich mittlerweile auch die Sprache vergiftet. Um »vernünftig« über das Essen und über die Liebe zu reden, fehlen uns einfach die Worte, die Bilder sowieso. Denn was daran Lust ist, liegt an den Grenzen der Sprache, und was Bild wird, ist schon Sünde. Ein saftiges Mahl und ein wollüstiger Körper sagen als Bilder: Du hast eine unrettbar verschmutzte Phantasie. Überdies haben sich die Verhältnisse in jenem magischen Dreieck der Beziehungen zwischen dem Körper und der Welt verändert, das aus der Liebe, dem Essen und der Arbeit gebildet wurde. Die Arbeit half uns nicht nur gegen die Sünden, sondern auch gegen die Vergiftungen des Fleisches. Die Arbeit sorgte dafür, daß man es mit der Liebe und dem Essen nicht zu arg trieb, aber umgekehrt hatte die Arbeit ihren Sinn unter anderem, weil sie mit der Liebe und dem Essen belohnt wurde. Liebe geht durch den Magen, und von nichts kommt nichts auf den Tisch. Was auf den kommt, freilich, muß auch gegessen werden. Je schwieriger eines um das andere zu erobern war, desto erzählbarer wurden die Verhältnisse in diesem Dreieck und desto »schöner«. (Aber bitte nicht vergessen, daß dabei auch wahrhaftiges Elend produziert wurde.)

Wenn doch die Verhältnisse zwischen Arbeit, Essen und Liebe noch vorstellbar wären! Aber wie kann man seinen Körper genießen, den arbeitenden und dafür belohnten, wenn einen »die Zinsen auffressen«. Das Essen kostet so gut wie nichts mehr, sehen wir von den Momenten seiner künstlichen Verteuerung ab, dort wo es zum Identifikations- und Distanzierungskult wird; und die Liebe, darüber reden wir jetzt nicht. Was sich gegen das Konsumparadies der Moderne als Unbehagen stellte, war, daß in der »Leitkultur« von Industrie und Markt alles immer leichter wurde und sich dabei entwertete. Welch schamanische Gesänge zwischen Quiz-Show und Weltreport: Weißt du noch, als wir uns die ganze Woche auf das kleine Stück Fleisch, das ganze Jahr auf den weihnachtlichen Bratapfel freuen konnten? Weißt du noch, als Arbeit hieß, sich den Körper kaputtzuschuften und nicht: die Seele zu verkaufen? Weißt du noch, als wir einander den Hof machten und ein einziger Blick einem so durch die Brust fuhr, daß man fürchtete, vor Glück den Verstand zu verlieren? Natürlich ist heute alles besser, geht der Gesang weiter, wir wünschen uns den Mangel und das Leiden, die Furcht vor der Lust nicht zurück. Aber ist uns, was wir nun im Überfluß haben, nicht auch erheblich fremd geworden? Und sind BSE und Aids nicht eigentlich und vor allem Symptome dieser Fremdheit? Das ist denn doch logisch: Wenn der Kapitalismus den Genuß vergiftet, dann muß der verschärfte Kapitalismus des Neoliberalismus den Genuß verschärft vergiften.

Der Kampf um »das richtige Leben« war stets geprägt, positiv wie negativ, vom Kampf um die Vorherrschaft einer dieser Diskurse. Macht das Leben »Sinn«, wenn es im Zeichen der Nahrung, im Zeichen der Arbeit, im Zeichen der Liebe steht? Oder muß alles das überwunden werden? Der Genuß als reine Geistigkeit (Zigaretten, Schnaps und Kaffee braucht man nur, um besser denken, reden und zuhören zu können!) oder als reine Spiritualität (was ist mir eine Fasanenbrust gegen Brahms oder Brahma!)? Merkwürdigerweise führt indes jeder Diskurs, sogar der mörderischste, früher oder später zum Genuß zurück. Man will ihn nur weder zu schnell und maßlos noch zu verklemmt und verhalten. Was der Himmel ist? Die Wiedergewinnung der auf ewig verlorenen Balance der Genüsse. Und natürlich die vollkommene Entgiftung.

Die Diskurse von Arbeit, Essen und Sexualität freilich wurden nicht nur in sich vergiftet, sie haben sich auch aneinander vergiftet. Es beginnt schon damit, daß Essen und Sexus um ein Vorrecht in der Welt der Genüsse kämpfen. Mit jenem Diskurs etwa, der auf die Einverleibung, die Konsumtion der Welt aus ist. Ein vollkommen unproduktiver Genuß. Der oder die Genießende sind auf der Jagd nach immer neuen Gaumenreizen zu sadistischen Mördern geworden, deren letztlich kannibalische Gier vor einem Lammfötus so wenig zurückschreckt wie vor einer Radieschenknolle, die noch ein relativ langes Leben des Wassersaugens und lustvollen Verholzens vor sich gehabt hätte. Und was von diesem Genuß übrig bleibt ist – naja. Der Fresser und die Genießerin machen sich die Erde untertan, auf daß sie unendlich eßbar werde. Doppelte Schuld: Sie verfressen, was sie eigentlich akkumulieren sollten, das Erbe gar. Den Zins (rechte Version) oder das, was wir (grüne Version) von unseren Kindern nur geborgt haben. Und jeder, der ißt, tut das automatisch nicht nur, um satt zu werden, um ein soziales Ritual zu erfüllen (was wäre denn eine Familie ohne ihren Eßtisch, eine WG ohne die

Küchenversammlung, der Kapitalismus ohne »Arbeitsessen«?) oder um seinen Geschmack zu verfeinern – als könne man das Geheimnis des Lebens nicht nur berechnen oder in einem Violinkonzert hören, sondern auch in einer Trüffelleberpastete schmecken. Nein, jeder, der ißt, ißt zugleich anderen etwas weg. Der Hunger ist die Gegenseite des Genusses. Deshalb ist die Geschichte des kulinarischen Genusses nicht zu schreiben ohne die Geschichte der Ausbeutungen und Unterdrückungen, des Kolonialismus und der Marktwirtschaft. Die Kolonisatoren fraßen auf Kosten der Kolonisierten, die Herrscher auf Kosten der Beherrschten, die Bürger auf Kosten der Proleten, die Männer auf Kosten der Frauen, die Alten auf Kosten der Jungen, die Gewinner auf Kosten der Verlierer, und alle fraßen auf Kosten der Natur; vielleicht waren sie sogar damit beschäftigt, unentwegt ihren eigenen Gott aufzufressen. Aber so wie die sexuelle Ausbeutung in schöner Regelmäßigkeit auf die Ausbeuter zurückschlug, so kehrte die kulinarische Ausbeutung stets als Vergiftung der Genußmittel wieder.

Es ist also kein Wunder, daß das Essen, sobald es einen Begriff davon gibt, bereits als vergiftetes vor uns steht. Die raffinierte Zubereitung, das Kochen und Würzen, das Kombinieren und Komponieren, das Anrichten und Färben dienen keineswegs allein dem Genuß, der sich schon deshalb illusorisch aufladen muß, weil das Repertoire der Geschmäcker, vergleicht man es mit anderen Sinneswahrnehmungen, beklagenswert begrenzt ist. Das Raffinement des Geschmacks ist einer Angst vor der mythischen Vergiftung der Nahrung geschuldet (sehen wir von einer realen, also technischen, organischen, hier und dort gar politischen Vergiftung des Essens ganz ab: Träumen wir nicht davon, dem Tyrannen in den Morgenkaffee zu pinkeln?).

Das Gift entsteht, weil jede Nahrung eine geraubte ist. Deshalb schätzen wir neben der einen oder anderen asketischen Phantasie jene Mythen, in denen dieser Raub entweder in einem fairen Kampf vonstatten geht (wie gut müßte der Schinken eines Bären schmecken, den wir selbst erlegt haben, Hugh!) oder wenigstens mit einer Geste des Respekts (Ich danke dir, liebes Kaninchen, daß du für mich gestorben bist, und widme mein Mahl deinem Angedenken). Das Gift ist nicht nur der Geschmack des Todes, der um jeden Preis übertönt werden muß, übrigens bei einem Rehragout nicht weniger als bei einem Körnermüsli. Das Gift setzt sich nicht nur aus dem Zorn der Götter, den Tränen des Ausgebeuteten, dem Schweiß des Sklaven, dem Haß des Kolonialisierten zusammen. Es besteht in gewisser Weise auch aus mir selbst. Denn es ist eine zentrale Errungenschaft der Kulturgeschichte des Menschen, daß er sich abgewöhnt hat, seinesgleichen zu essen. (Eingedenk der BSE-Theorien müßten wir wohl sagen, das sei eine erstaunlich vernünftige Entscheidung unserer Vorfahren gewesen.) Aber wie kann ein Mensch vermeiden, daß er einen anderen Menschen ißt? Was wird denn aus ihm, wenn er tot ist – ein Nahrungsmittel für Tiere und Pflanzen, die ihrerseits wieder ... Wieviel »Mensch« enthält diese Radieschenknolle, die mich so unschuldig prall ansieht (der Essende leuchtet im Blick seiner Nahrung!), von einem Schwein ganz abgesehen, das, wie wir wissen, sehr intelligent ist, aber leider wirklich alles frißt.

Natürlich machen wir uns über eine solche Ur-Vergiftung der Nahrung nicht sonderlich häufig Gedanken. Uns geht es mehr um jene Gifte, die unser politisches und technologisches System im Essen hinterläßt. Die Köche der Finsternis, die verbrecherischen Metzger, die industriellen Hexen, die tagsüber im Maggi-Kochstudio eine gute Figur machen, und, kaum sind die Kameras ausgeschaltet, ihr Menstruationsblut und den Inhalt der Chemiebaukästen ihrer ungeborenen Kinder in den Kartoffelbrei rühren – sie alle hören auf den Herrn und Meister. Auf den Markt. Nicht was ich erbeute, sondern was ich verkaufe, ist das Essen, und in seinen Kreisläufen saugt es alle unsere Sünden auf. Wenn es auf den Markt kommt, ist das Essen nicht nur vergiftet, es ist vor allem gefälscht. Der Yoghurt mit irgendwas linksdrehend Gesundem besteht vorwiegend aus Sägemehl und »Geschmacksverstärkern«. Und das Gift, das unsere schon lange nicht mehr glücklichen Kühe auf der Weide wieder und wiederkäuen, stammt nicht zuletzt aus dem Auspuffrohr jenes Lastwagens, der ihre Milch dorthin bringt, wo sie zwar auch nicht unbedingt gebraucht wird, wo sie jedoch ihre »Marktbedingungen« findet. Wenn es aber der Markt ist, der Fortschritt, die Konkurrenz, die unser Essen vergiften, dann sind wir daran genauso schuldig wie an der Ur-Vergiftung, genauer: Die neue, die industrielle Vergiftung ist nichts anderes als eine technisch verschärfte und gesellschaftlich diffundierte Wiederkehr der alten, der kannibalischen Vergiftung. Da hilft es auch nicht viel, daß der Sizilianer den deutschen, und die Deutsche den sizilianischen Schinken kaut. Ist es Ihnen schon aufgefallen? Je entfremdeter das Essen, desto größer die Gier nach »fremdem Essen«, nicht bloß als postkoloniales Echo der »Beute«, sondern auch weil das Essen in der und aus der Ferne weniger deutlich vergiftet ist. Die Nahrungsketten haben sich auf Müllbergen, Fabrikgeländen und Friedhöfen verkettet. Vielleicht müssen die »weiten Wege« unserer Nahrung auch deswegen sein, damit uns nicht mehr so auffällt, daß wir im großen und ganzen unseren eigenen Unrat essen.

Was also ist zu tun? Wo das Gift herrscht, hilft nur die Liebe. Man kann den Diskurs des Essens so mit der Liebe zur Schöpfung aufladen, daß, zum Beispiel, alles vermieden wird, was wir für »schmerzvoll« halten. Die Tiere, die wir essen, sollen nicht leiden. Aber vielleicht ist es besser, sie nicht mehr zu essen. Radikal fort mit unseren verkleideten nekrophilen Impulsen. Vielleicht werden auch wir ja bessere Menschen, wenn wir auf den zweifelhaften Genuß von »Leichenfetzen« verzichten. Leid und Mangel sollen aber auch den Menschen erspart werden, die Nahrungsmittel für andere produzieren. Daher beginnt der Genuß mit der politischen Korrektheit: Macht euch Gedanken über das, was ihr fairspeisen wollt! Und natürlich gilt auch denen unser Mitgefühl, die Karies, Magenschleimhautentzündung und Herzinfarkt bekommen, weil sie falsch essen (obwohl wir ihnen, rein pädagogisch, ein bißchen was davon gönnen). Das Essen soll dem anderen nicht mehr

weggenommen werden, auch nicht mit den Mitteln des freien Marktes. Besser noch sollte jeder eine brüderliche und schwesterliche Beziehung zu einem Nahrungsmittelproduzenten seines Vertrauens eingehen und, zumindest symbolisch, aus dem großen, giftigen Markt austreten. (Ein Märktlein, unvergiftet und lebensfroh, darf indes in der näheren Umgebung bleiben.) Eine sozialdemokratische Variante ist in Sicht! Erst käme das Fressen und dann die Moral? Unsinn: Unsere Mahlzeit ist vollständig durchmoralisiert. Ungefähr so wie die Munition im humanitären Einsatz.

Die Liebe befreit aber auch in anderer Hinsicht aus der kulinarischen Falle. Auf die Freßwelle mußte die Sexwelle folgen, nicht bloß weil wir uns sonst buchstäblich zu Tode gefressen hätten. Die Liebe ist der bessere Genuß! Sie macht, sagt man, frei. Von unserer vergifteten Nahrung dagegen werden wir abhängig. Sehen wir sie uns doch nur genauer an: Wird sie uns nicht unentwegt verkauft als Ersatz für die Liebe? Sexualisiert sich das Essen in der Werbung nicht ebenso wie in unseren kleinen Erzählungen? Wenn Leute essen, weil sie essen wollen, im Kino, im Fernsehen, dann sind sie komisch oder böse oder traurig. »Das große Fressen« ist immer ein Todesmahl. Gut ist das gute Essen nur, wenn es Teil einer Liebesgeschichte (oder wenigstens einer Freundschaft) ist. Jemandem beim Essen zuzusehen macht nur Spaß, wenn man die Sprache der Verführung darin erkennt. Daß eine Liebesgeschichte zu Ende ist, erkennt man im Fernsehen daran, daß jemand vom Eß- oder Restauranttisch aufsteht und den anderen mit seinem Teller allein läßt. Wer Eßstörungen hat, der hat eigentlich in Wirklichkeit Liebesstörungen, das kennen wir ja. Einen zu dicken Menschen sehen wir gerne als einen an, der sich hat oral vergiften müssen, weil ihm die Liebe versagt blieb. Einen zu dünnen als einen, der sich Zuwendung erhungern will. Vielleicht sind wir mit unseren Körpern auch deswegen so manisch befaßt, wollen sie so gewaltsam formen – mechanisch, chemisch, operativ – , weil sie zum Dokument unserer persönlichen Geschichte des Essens und der Liebe geworden zu sein scheinen. Der »gesunde Körper« tut so, als hätte er die Diskurse von Arbeit, Liebe und Nahrung in Einklang gebracht. Natürlich ist das in der Regel nichts anderes als die Textur einer neuerlichen – sportiven, kosmetischen, narzißtischen – Vergiftung des Lebens.

Aber eben: Auch die Liebe ist vergiftet. Auch sie hat eine moderne Geschichte der industriellen und psychologischen Vergiftungen. Wer wüßte zu sagen, ob die Geschlechtskrankheit die Moral oder die Moral die Geschlechtskrankheit »erfunden« hat? Gegenüber dem Leid jedenfalls, das eine sexuelle Begegnung auslösen kann, durch die Gewalt hier und dort, durch die unabwendbare seelische Verletzung, muß ein noch so opulentes und »perverses« Mahl als harmlos erscheinen. Was an der Liebe »echt« ist, kann man nicht besser sagen als das, was an einem tiefgefrorenen »Schlemmermenü« echt ist. Die kolonisierte Liebe vergiftet selbst die Welt der Waren und der Beziehungen, die Sprachen und Riten. Und kehrt als trauriger Mangel in der medialen Bilderflut in den Alltag zurück.

Unter anderem zu dem, was eine große Kunstausstellung vor Jahr und Tag und vielleicht ironisch »Die anständige Lust« genannt hat: zum Essen. Da sitzen wir nun also vor den Leibern getöteter und vergifteter Natur, die obendrein noch als Bilder getöteter und vergifteter Liebe dienen müssen. Den Appetit haben wir uns dazu aus Hochglanzzeitschriften geholt, in denen die Fotoapparate auf Menschenkörper mit derselben Geste gerichtet sind wie auf knusprige Hühnerbeine, oder aus Fernsehsendungen, die um diverse obszöne Anekdoten und regressive Träume inszeniert sind, oder von Reisen, deren Veranstalter es verstanden, Kulturtourismus, Sextourismus und kulinarischen Tourismus kunstvoll ineinander aufzulösen. Vielleicht gerade weil sich die beiden Diskurse, das Essen und die Liebe, so sehr aneinander vergiften müssen, täuschen sie einander auch über den wahren Grad der Kontamination. Bis uns das Fleisch im ganzen unerträglich geworden ist: das Fruchtfleisch des Apfels, das Fleisch des getöteten Tieres, das Fleisch des begehrten anderen. Und wir das Heil nur noch im Jenseits, im Geist, im Text finden können, nur schade, daß man Worte nicht essen und Bücher nicht heiraten kann.

Und nun ist es beinahe dasselbe Bild, das uns gestern noch in der Metzgerzeitung den Mund hat wäßrig machen sollen, das uns in der Nachrichtensendung von heute die nackte Furcht einschreibt. Vielleicht wissen wir, daß angesichts dieses vergifteten Fleisches jede »vernünftige« Reaktion unangemessen ist. Jeder Verzicht kommt entweder sowieso zu spät oder wählt nur eine scheinbar sichtbare aus tausend unsichtbaren Gefahren aus. Die Vergiftung wird nur als Störfall erzählt, anhand dessen wir ein wenig mehr Kontrolle, ein wenig mehr Fürsorge des Staates als Marktwächter für seine Bewohner einfordern (oder in Wahrheit die letzten Reste von Vertrauen in alle Institutionen verlieren, die die Vergiftung der Waren auf dem Markt begrenzen sollten). Tatsächlich wissen wir es sehr genau: Sie ist so umfassend, daß nicht nur eine Entscheidung für »bewußte Ernährung« nicht schützt, sondern auch die Panik, die sie auslöst, selber Teil der strukturellen Vergiftung ist. Im Zweifelsfall schützt der Staat stets den Markt (also eher die Vergiftung als die Vergifteten), und jeder Bissen ist ein Zweifelsfall.

Der Diskurs des Essens drängt in dieser Situation heftig nach vorn. Unter anderem mag das heißen, daß sich nach den Epochen diverser Reaktionen von Askese, Rationalisierung, kulinarischem Trotz, Ideologisierung (amerikanisches Fast food versus europäische »Eßkultur«) und Ausweichbewegungen (Arbeit und rationale Nahrungsaufnahme hierzulande, und zum wirklichen Genießen fahren wir in die Toskana), nun selbst das, was wir einst »politisches Bewußtsein« nannten, weniger an den Diskurs der Arbeit und noch weniger an den Diskurs der Sexualität bindet, sondern ans Essen. Da trifft es sich gut, daß wir gerade übereinkommen, daß dieses politische Bewußtsein nicht mehr so ohne weiteres an die Vorstellung von »Klassen« gebunden werden kann. Es setzt sich mehr denn je aus höchst individuellen Entscheidungen und Interessen zusammen, so daß sich etwa, was die Beziehungen zwischen den Produzenten und Konsumenten der Nahrung anbelangt,

eventuell Allianzen bilden können, die vordem undenkbar waren. Der Bürger in der westlichen Industriestadt und der Bauer in der »Dritten Welt«, der »Dienstleister« im Norden und der Gärtner im Süden, können einander verstehen, wenn ihr Dialog weder in der Sprache des Marktes noch in der Sprache jener »grünen« Moral geführt wird, die als ungute Mischung aus narzißtischer Fürsorge für den eigenen Körper und messianischem Eifer dem Produzenten der Nahrung so wenig Würde läßt wie der bestialische Weltmarkt. Möglicherweise ist dieser Dialog im Zeichen des Genusses politisch brisanter als im Zeichen der Moral.

Das »grüne« Verständnis von Essen war protektiv, gleichsam darauf gerichtet, der großen Mutter Natur nicht zu schaden. Auch die ökologische Art des Vegetarismus aber konnte nur unvollkommen verbergen, welche Rolle sie in der Geschichte von Kannibalismus- und Inzestfurcht spielt. Um den Fleischfresservater zu vertreiben und die Wurzelmutter zu schützen, mußte sich der grüne Mensch nicht nur in einen vernünftigen Kampf mit der industriellen Vergiftung begeben, er mußte auch sein Glück gleichsam pflanzenhaft redefinieren. Es war nicht die suggestive Welt, die ihm Appetit machte, sein Genuß ist der Blick der großen Mutter auf seinen eigenen Körper. Während der alte Linke seinen Körper leidenschaftlich verzehrte, im Kampf für das Große=Andere, die Revolution, im schlimmsten Fall für jemanden wie »Väterchen« Stalin, und im Vorgriff des großen Genusses, versuchte sich der neue Grüne für die Mutter rein zu bewahren. Was er zu retten glaubt, unter anderem in der Gestaltung seines Speiseplans, ist die Natur als das Große=Andere, das allein ihn aufnehmen und ihm Sinn verleihen kann.

Wie aber, wenn alles ganz anders wäre? Wenn nicht die Askese die Welt vor der gleichsam endgültigen Vergiftung retten könnte, sondern nur der Genuß? Ist nicht die Eßbarkeit – neben der sehr konkreten Liebbarkeit – der Erscheinungen ein guter Grund, sie zu erhalten? Das vergiftete Essen, das auf den Markt kommt, buntlackiert, ist Ausdruck unseres Hasses auf die Natur, nicht viel anders als die Pornographisierung unserer Wahrnehmung Ausdruck unseres Hasses auf die begehrten Körper ist. Vielleicht verstehen sich Gier und Askese nur allzu gut und sind in Wahrheit heimliche Verbündete. Es könnte ja sein, daß nicht der protektive Grüne, sondern der Genießer in der »Slow Food«-Bewegung, zum Beispiel, die Repolitisierung des Diskurses einleitet. Denn er beginnt, im Zeichen des Genusses, die Welt erst einmal wieder als Gegenüber zu begreifen, verlangt ihr vor allem wieder die Vielfalt ab, die Erfahrung, und muß dafür, der Name sagt es, auch der Zeit eine neue Bedeutung geben – jenseits der postindustriellen Beschleunigung und jenseits der apokalyptischen Moralisierung. Ob ihm dabei die Entgiftung des Essens und seines Diskurses gelingt, bleibt natürlich fraglich. Aber vermutlich ist es nicht das Schlechteste, die Eßbarkeit der Welt zu rekonstruieren. Wenn man sie denn schon retten will.

Georg Seeßlen gratulierte in KONKRET 2/2001 Jean-Luc Godard zum 70. Geburtstag

Konkret 03/01, S. 52

Ulrich Holbein

Zehn Bände à 500 Seiten!

Brockenweiser Vorgeschmack auf den Briefwechsel von Theodor Lessing und Ludwig Klages

Daß Werkausgaben von Ludwig Klages greifbar sind (bei Bouvier) oder von Alfred Schuler (Igel Verlag, 1997 herausgegeben von Baal Müller) oder auch von Alfred Polgar (Rowohlt) und Joseph Roth (Kiepenheuer & Witsch), aber von Fritz Mauthner und Theodor Lessing immer noch keine, schreit so eklatant zum Himmel wie die gesammelten Werke von Christine Brückner in Relation zu den ungesammelten von Albert Vigoleis Thelen. Die Ermordung Lessings im CSR-Exil 1933 half der Verbreitung seines Werk so wenig wie bei Jakob van Hoddis oder Walter Serner. Die Stadt Hannover, die damals Lessing verfemte, benannte schuldbewußt zwar einen Platz nach ihm, ohne sich aber bisher durchzuringen, für ihn ein Denkmal in Gestalt einer Gesamtausgabe zu ermöglichen. Wofür bereits 1933 ein Komitee votiert hatte, dem Albert Einstein, Romain Rolland, Bertrand Russell und Max Brod angehörten.

Lessings ergreifende, vielschichtige Autobiographie *Einmal und nie wieder*, die Klages als »Giftausschwitzung eines zertretenen Wurms« abtat, dieses materialreiche Zeitdokument auch über die Münchner Kosmiker um Schuler, wurde zuletzt 1969 wiederaufgelegt (Bertelsmann). Hans Mayer lobte Lessing viel zu halbherzig. Günter Kunerts Lessing-Hymne (Donat Verlag) blieb so wirkungslos wie Günter Grass' Döblin-Hymne. Lessings nie nachgedruckte Hauptwerke, etwa *Europa und Asien,* tauchen antiquarisch viel seltener auf (120 Mark pro Buch) als die zeitverhafteteren Werke von Wilhelm Bölsche und Carl Ludwig Schleich.

Fernleihe spült Kleinodien wie Lessings Blumenbuch, 1928, ungern an. Selbst das Literaturarchiv Marbach besitzt *Samuel zieht die Bilanz* nur fotokopiert, Lessings vorauseilende Ranicki-Persiflage. Thomas Mann nannte sie, obwohl sie Heine überbietet, ein Heine-Plagiat, polemisierte fieser gegen Lessing als gegen sonst jemanden. Einzelne Wiederauflagen von *Die verfluchte Kultur* und *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* (bei Matthes & Seitz) garnierten die ansonsten einseitig zurechtstutzenden, schon wieder vergriffenen Auswahlausgaben: eine DDR-Auswahl 1987 oder *Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte* des Lessing-Kenners Rainer Marwedel, der 1987 eine – gleichfalls eine Neuauflage verdienende – große Lessing-Biographie (Luchterhand) verfaßte. Einzig Lessings Buch über den Massenmörder Haarmann, worin er juristische Positionen der siebziger Jahre (Rolf Bossi) vorwegnimmt, läuft als Taschenbuch jederzeit ganz gut, dies auch dank der Protokoll-Verfilmung mit Götz George. Erhältlich ist zur Zeit – neben Lessings Lärmbuch (Mayer, Da-capo-essay) – lediglich eine nach Themenschwerpunkten zusammengestellte Ausgabe (Donat Verlag), Band 1 *Autobiographische Zeugnisse und Schriften zur Bildungsreform*, Band 2 *Schriften gegen den Nationalsozialismus und zur Judenfrage*. Im April 2001 wird Band 3 erscheinen: *Schriften zu Theater und Literatur*; danach Texte zur Ökologie.

Wer den Urheber geflügelter Worte wie »jüdischer Selbsthaß« oder »Hinter einem Zero steht immer ein künftiger Nero« mit Verlegenheitsvokabeln wie Publizist, Skandalautor, Frauenrechtler, Volkshochschulengründer, Schopenhauerianer zudeckt, ahnt nichts von der Themenfülle der ungezählten verstreuten Texte, vom Paragraphen 218 bis zum Buddhismus, von Oscar Wilde über Lou Salomé und Ghandi bis Mussolini, »Vom Umgang mit Cholerikern«, »Der Handkuß«, »Indien und die Gewalt«, »Die Welt in 100 Jahren«, »Unzucht zwischen Männern?«, »Die Dicken und die Dünnen«, »Todesstrafe auf Selbstmord«, »Kann Abrüstung Kriege verhindern?«. All dies, was frisch wie am ersten Tag sein könnte, schäumend, bunt, ulkig, brillant und nicht so steifleinen, gediegen, einseitig wie Ludwig Klages, dämmert auf Abstellgleisen, tauchte nie in Buchform auf, muß auf noch schlechter werdende Zeiten hoffen, wird aber von Marwedel, der es seit 1979 aus abgelegensten Archiven hob, für eine Gesamtausgabe bereitgehalten, zehn Bände à 500 Seiten, die verlegen zu wollen bisher kein Verlag sich beeilt – obwohl Lessing ab 2003 rechtefrei wird.

Lessings Briefwechsel mit Ludwig Klages ruht unpubliziert in Marbach und wurde jetzt – obwohl seit zehn Jahren Dissertationen über Ludwig Klages seltener werden – erstmals entziffert und in aufschlußreichen Teilauszügen vorgelegt, im Rahmen einer literaturwissenschaftlichen Arbeit und profunden Freundschaftsanalyse. Endlich wurde Klages' und Lessings Abwanderung ins Elysium der Bibliothekskadaver, beider Ungelesenwerden, das in Nichtmehrgedrucktwerden überzugehen versucht, erneut vorübergehend entgegengewirkt. Endlich können zwei aufeinanderprallende Charaktere und die verzwickten Stadien, Paradoxa, Hintergründe ihrer fünfzehnjährigen Jugendfreundschaft genau verfolgt werden. Freundschaften (siehe *Deutsche Freunde*, Rowohlt), von Hölderlin/Hegel bis Bloch/Dutschke, verliefen oft nur halb so selig, dramatisch und traurig, wie's den Anschein hatte; und so bleibt auch die Frage unklärbar, ob Klages beim Schlußmachen seinen Freund bloß »zudringlichen Juden« nannte oder gar »ekelhaften, zudringlichen Juden«. Beider Handschriften, im Buch abgebildet, zeigen Unterschiede (Lessing: großzügig, größere Klarheit, Raum lassend; Klages: automatische Schönheit, Geiz, Angst, sich im Gehege verschanzend, insistierend, mehr durchgeformt, selbstverliebt) und Gemeinsamkeiten (selbstsicher, bestimmt, ohne Schwankungen, bewußt elitär, intelligent, geziert).

Keiner muß jetzt mehr den verstreuten Quellen hinterherrecherchieren, bekommt alles mundgerecht vorgeschnitten, voller Auslassungen, an denen auch die Donat-Edition leidet; zugleich bleibt schwer zu ermessen, ob bei einer blanken, ungekürzten, dezent und separat kommentierten Herausgabe der 65 Jugendbriefe ein anderes Bild entstünde. Verkehrte Welt! Ewig fatal, daß so unverstaubte, brisante aktuelle Erstrangigkeiten wie Theodor Lessing und Ludwig Klages – statt unangetastet auftauchen zu dürfen – auf das Medium universitärer Untersuchungen angewiesen bleiben, wie eine solche naturgemäß über Überdurchschnittlichkeit nicht hinauskommt; und auf ein Verlagshaus, dessen themenbegrenzender Name für derart dimensionsüberschreitende Autoren als zu enges Hemd empfunden werden könnte. Wie vorher Willhelm Jordan auf seine enthusiastischen Adepten Klages und Lessing angewiesen blieb.

Andererseits wären ohne Elke-Vera Kotowski die Briefe vorerst undecodiert im Orkus geblieben. Koinzidenz von Zerpflückung und Rettung. Unglaublich, daß die schönen Lamenti Lessings noch nie an dritte Ohren gelangten, außer erstmals jetzt: »Daß es doch die Menschen in ihrer Macht haben durch bloßes Vorhandensein die Welt zu verhunzen. Die Schöpfung ist vollkommen verpfuscht von dem Moment an, wo sie Mensch ward.« Wobei die ekstatische, hymnische Naturschwärmerei, die die milieugebeutelten, hochbegabten, einsamen, edlen Jünglinge um 1890 voll drauf hatten, kurz: der damalige Romantik-Jargon (geisterbeschwörede Monologe, die Ludwig in sausendes Dickicht haucht, voll Inbrust hinausstammelt in das Pfeifen des Sturmes, bis berauscht ihm die Augen überquellen) reizvoll gebrochen wird vom Alice Miller und Lotte Schenk-Danzinger zitierenden Psycho-Jargon Kotowskys (emotional besetzte Situationsverarbeitung, infantile Phantasien der Selbsterhöhung, aufgestaute Gefühle, »Erwachen der Sexualität«, kompensierte Minderwertigkeitsgefühle, Akzeptanz, Defizite des Alltags, Aktionsradius). So wurde bereits Fausts Sehnsucht, in Wald und Höhle Himmel und Erde wonniglich zu umfassen, von Mephisto in froschkaltem Reduktionismus als Ersatz-Sex interpretiert. Spötter Lessing, der überaus rühren und empören kann, hätte sich über solche sozialpädagogische Terminologie nicht nur mokiert, er hat es sogar: in seiner nie wieder nachgedruckten philosophischen Glosse »Der Truthahn«, allwo Lessing sich fragt: »Warum rührt und empört, ergötzt und quält, belustigt und verketzt mich deine Gestalt, so daß ich nicht mehr weiß, ob ich lachen soll oder weinen?« und wo er den gemästeten, königlichen, genialen, lächerlich kollernden Ex-Indianer-Gott und Einzelbrötler aufmarschieren läßt im Hühnerhof der Durchschnittsbildung, wo man mit Vokabeln wie »Verdrängte Komplexe!« die verbitterte stolze Seele behelligt. Jetzt muß er’s mit sich machen lassen, zu seinen Gunsten, um nämlich aus seinem postumen Verhackstück-Umfeld überhaupt noch mal zitatweise durchblitzen, aufglühen, nachzucken zu können. Um so hörbarer der Ruf nach einer – von Auslassungen verschonten – Gesamtausgabe Theodor Lessings! Zehn Bände à 500 Seiten!

Elke-Vera Kotowski: *Feindliche Dioskuren. Theodor Lessing und Ludwig Klages. Das Scheitern einer Jugendfreundschaft (1885-1899)*. Jüdische Verlagsanstalt, Berlin 2000, 340 Seiten, 58 Mark

---

Ulrich Holbein plädierte in KONKRET 1/2001 für eine Liaison zwischen Achim Greser und Walter Moers

Konkret 03/01, S. 54

Martin B□ sser

Melodie & Rh□ thmus

Div.: La Paloma # 4; Trikont/Indigo

A never ending story. Mit Klaus Wunderlich, dem Papageien (!) Jaco, dem Symphonium Musikautomaten, den Harmonica Playboys und diversen Versionen aus Zanzibar, Frankreich, Brasilien, Finnland, Kuba und Hawaii geht die Sammlung von »La Paloma«-Versionen bereits in die vierte Runde. Je kurioser oder auch einfach nur entlegener die ausgegrabenen Beispiele, desto deutlicher wird der Eindruck vom alle Flecken der Welt durchdringenden Einfluß der Kulturindustrie, als deren Produkt das süßlich-sehnsüchtige »La Paloma« schließlich gelten muß. Und doch ertönt »La Paloma« je nach Land, Zeit und Kontext jeweils ganz eigenweltlich und eigenartig. Gerade das macht den Wert dieser wahnwitzig akribischen CD-Reihe aus: Das Zusammenspiel von Lokalkolorit und global wirkender Kulturindustrie ist selten dermaßen deutlich zutage getreten im Sinne einer eindimensionalen Welt, in der viele Stimmen doch stets dasselbe vortragen. Ob Menschen singen, ob Musikautomaten scheppern, ob Papageien krächzen, ob klassische Tenöre schmettern oder ob da Rocker rocken: Die stetige Wiederkehr des gleichen, nämlich eines sentimental in die Ferne gerichteten Liedes, sagt sehr viel über die Falschheit des Glaubens an Freiheit im Pop aus, aber auch über die Falschheit einer hoffnungsvoll unter westlicher Führung propagierten globalisierten kulturellen Vielfalt. »La Paloma« ist auch noch in der vierten Folge (genauer: gerade dank des Konzepts, immer weiter auszuufern) ein vielleicht nicht unbedingt mehr musikalisch erfrischender Sampler, aber ein soziologisch höchst wertvolles Dokument darüber, wie am Ende nur Schlager, Kitsch und Sentimentalität es bei fehlgeleitetem Verständnis von Internationale schaffen können, für vermeintliche Völkerverständigung zu sorgen. Keine Ahnung, ob die Trikont-Herausgeber von diesem Sachverhalt wissen und mit ihrer unendlichen »La Paloma«-Geschichte bewußt eine Reihe herausgeben, die nicht wirklich witzig, kurios oder irgendwie schräg ist, sondern vor allem traurig und ernüchternd. »La Paloma«, das ist die Fremde aus der Sicht des Kolonisators, in ebenjene Fremde getragen, aus der sie hier, wenn zum Beispiel Zanzibar »La Paloma« aufspielt, in kolonisierten Tönen widerhallt. Insofern kann der Sampler als Begleitmusik zur erneuten Lektüre der Reiseberichte von Hubert Fichte empfohlen werden.

Konkret 03/01, S. 54

Dietrich zur Nedden

Melodie & Rhythmus

Funny van Dannen: Melody Star; Trikont/Indigo

Funny van Dannen singt Lieder zur Gitarre, aber die Rubrik Liedermacher paßt nicht. Keine will so recht passen, zumal er auch Bilder malt und Geschichten schreibt. Romantischer Ironiker vielleicht? Für Arno Schmidt war der Begriff »romantische Ironie« einer der »gängigen Germanistenwitze«. In Wirklichkeit seien nämlich die Romantiker und das von ihnen inszenierte »scheinbar kindliche Zauberwesen« »›gefährlichste Leute‹ – vom Gestapo=Standpunkt aus: ausdauernd=labil; peinlich wohlversehen mit der Gabe, den Widersinn von Regierungsmaßnahmen mit dem Widersinn der Kunst zu kontern; der tapfere dünne Lärm zwischen den Felsenzähnen des Daseins«.

Ich kenne jedenfalls keinen kürzeren Konter gegen das trügerische Geschwätz der Neuen Mitte à la »Eigenverantwortung im Zeichen der Globalisierung« als die Zeilen aus dem Lied »Nachdenken im Auto«: »Wir leben in komischen Zeiten / Es heißt es gibt keine Sicherheit mehr / Und die Bank will Sicherheiten.« Halt: Das Stück ist gar nicht auf »Melody Star«. Dafür finden sich unter den achtzehn neuen Songs wie bei jedem van-Dannen-Album auf Anhieb mindestens zehn, in die man sich sofort verliebt. »Mehr als Geld« zum Beispiel mit den um Haaresbreite nicht in ein Poesiealbum passenden Refrainzeilen »Du kannst auf mich zählen, eins, zwei, drei / Das Leben geht so schnell vorbei«, deren zarte Melancholie mit Kitsch gleichzusetzen mir nicht in den Sinn kommt.

Komische Lieder sind selbstverständlich auch drauf. Van Dannen klärt auf über das angeblich gesellschaftlich anerkannte Dasein als Hausmann oder beschreibt gültig Frauen, die sich ein Kind wünschen, und die möglichen Reaktionsweisen von Männern.

Über ein von ihm konstatiertes »Lobdefizit« (Track 2) konnte sich van Dannen zwar nie beklagen – immerhin wurde er vor drei oder vier Alben durch die einschlägigen Feuilletons gereicht – , aber daß es ihm gelingt, regelmäßig jedes Jahr anscheinend mühelos etwas zu veröffentlichen, das mutmaßlich viele Menschen glücklich macht, sogar wenn es traurig daherkommt, dafür ist jederzeit ein Extralob drin.

Konkret 03/01, S. 54

Hartwig Vens

Melodie & Rhythmus

Kante: Zweilicht; Kitty-Yo/Efa

Wäre das Wort nicht beckenbauermäßig besetzt, hätte die deutsche Poppresse sicher von »Lichtgestalt« gesprochen – in ihrer hymnischen Demut, mit der sie sich gegenwärtig vor »Zweilicht«, dem zweiten Album der Hamburger Band Kante, verneigt.

Nach dem allgemein unter »Postrock« eingeordneten 98er Debut »Zwischen den Orten« hat »Zweilicht« den Rock nun vollständig sublimiert. Selbst die wenigen Stücke mit geilen Riffs und Jammen sind wie versiegelt mit einer gläsernen Schicht. Die Band scheint neben sich zu stehen und ihre Arbeit zu observieren. Der Eindruck von Politur und Verputzung entspricht dem nachdrücklich vertretenen Selbstbild: Musikmachen ist Arbeit. Nicht um individuellen Ausdruck oder Rollenmodelle geht es Kante, sondern, laut Eigenaussage, um die Musik als nur ansatzweise verstandene Sprache, deren bisweilen magischen Kräften die Gruppe sich hingibt.

Spätestens hier wird es ungemütlich. Als ob sie noch nie vom außermusikalischen, symbolisch codierten und nichtautorsouveränen Charakter von Popmusik oder moderner Kunst überhaupt gehört hätten, glauben Kante, in neudefiniertem l'art pour l'art machen zu können.

Auf »Zweilicht«, einer elaboriert konzipierten, höchst ambitionierten Angelegenheit, fließt einiges zusammen: Die rock- und popmusikalische Grundierung wird aufgebrochen durch (auch für die Produktion relevante) Anleihen aus Elektronik und Dub. Den auffälligsten Eindruck erzielen aber die orchestralen und kammermusikalischen Arrangements sowie der ausgesprochen melodieverliebte Gesang: »Nur ein stiller Schmerz / Bleibt zurück in deinem Herz / Im ersten Licht des Morgens«, oder: »Wir leben von einem Glauben / Der unserer Gegenwart vorauseilt«.

Ein Freund hat das Unbehagen an »Zweilicht« mit der spontanen Aussage »deutscher Idealismus« auf den Punkt gebracht. Nach all den Gedanken zum nachauratischen Kunstwerk, nach den popmusikalischen Verdiensten um die Entmystifizierung der Kunst gegen deutsche Innerlichkeit und postaristokratische Inspirationskultur jetzt Neo-Aurabildung, ethisch gestimmte Erbaulichkeit, meßdienerhafte Andacht und Demut?

Demnächst im Goethe-Institut Ihres Vertrauens.

Konkret 03/01, S. 55

Jan Pehrke

FilmTheater

Thirteen Days
Rushmore

Thirteen Days

Regie: Roger Donaldson; mit Kevin Costner, Bruce Greenwood, Steven Culp; USA 2000 (Kinowelt); 145 Minuten; ab 22.3. im Kino

Am Anfang und am Ende des Films frühstückt Kevin Costner im trauten Familienkreis. In den dazwischen liegenden »13 Tagen« gibt er als Präsidenten-Berater gemeinsam mit John F. und Robert Kennedy alles, um Amerika vor dem Dritten Weltkrieg zu bewahren, »pray for peace« inbegriffen. Vaterland, Arbeit, Familie, Religion – so komplett wie Roger Donaldson hat lange keiner mehr den konservativen Wertekanon zur Aufführung gebracht. Von Politik, Interessen oder gar der Geschichte des Kalten Krieges darf da natürlich nicht die Rede sein und von der Sowjetunion und ihrer Sicht der Dinge schon mal überhaupt nicht. Die haben angefangen, nur soviel stellt Donaldson unmißverständlich klar.

Und das Ideologie-Vehikel kommt groß in Fahrt. Staunenden Auges verfolgt man, wie der Regisseur die vom Thema her doch eigentlich eher dröge Chronik eines verhinderten Ernstfalls zur Fortsetzung des Kriegsfilms mit anderen Mitteln hochfrisiert. Aus endlosen Hinterzimmer-Verhandlungen macht Donaldson Actionszenen, und das Zögern und Zaudern Kennedys promoviert er zu einer heroischen Tugend. Es erscheint meilenweit entfernt von der Draufhau-Mentalität der Falken, aber auch immer gegen die von den Militärs diagnostizierte Kennedy-Clan-Erbkrankheit »Appeasement«.

In solchen »Stunden der Bewährung« wächst natürlich wieder alles mögliche zusammen. Costner überwindet seine Ressentiments den steinreichen, zum Erfolg geborenen Kennedy-Brüdern gegenüber. Nicht nur zwischen »oben und »ganz oben« knüpfen sich indes zärtlichere Bande. Donaldson läßt den inneren Führungskreis auch zu denjenigen persönlich in Beziehung treten, die für diesen den Kopf hinhalten müssen. Vor wichtigen Aufklärungsflügen über Kuba bimmelt Costner immer höchstselbst beim jeweiligen Piloten an. Einmal sucht er sich zur Herstellung der Verbindung sogar extra noch das geeignetste »Fräulein vom Amt« aus.

Einer der so der Anonymität Enthobenen wird später von den Kubanern leider auch des Lebens enthoben. Noch dazu umsonst, denn der Krieg findet dank Kennedys Besonnenheit nicht statt. Statt sich jedoch am Ende als Friedensstifter feiern zu lassen, hat der Präsident nichts Eiligeres zu tun, als den Kondolenz-Brief an die Hinterbliebenen des Piloten zu diktieren. Der Mann kümmert sich halt.

Rushmore

Regie: Wes Anderson; mit Jason Schwartzman, Bill Murray, Olivia Williams; USA 1998 (Movienet); 93 Minuten; ab 8.3. im Kino

Der 15jährige Frisörsohn Max Fischer (Schwartzman) ist fasziniert von dem, was er für die Aura des »alten Geldes« hält. Mit viel Glück auf die Elite-Schule »Rushmore« gekommen, erwacht sein Ehrgeiz vornehmlich nach dem Unterricht. Max stürzt sich auf alle Posten, die geeignet scheinen, den Oberschichtshabitus zu kultivieren. Er wird Präsident des Fechtclubs, Chef-Redakteur der »Yankee Review« und übernimmt die Leitung des Debattier-Zirkels. Diese schon ins Spleenige übergehende Beflissenheit des Jungen rührt Mr. Blume (Murray), den reichen Förderer der Schule um so mehr, als er das Objekt von Max' Begierde für eine Fata Morgana hält. Wer reich geboren wird, wird auch reich sterben, da ist keine Ausbildung nötig und eine mit einem derartig gespreizten kulturellen Überbau schon gar nicht – so sieht der melancholische Millionär die Welt. Deshalb zückt Blume immer das Scheckbuch, wenn Max Unterstützung für die kostspieligen Auswüchse seiner Ritterlichkeit braucht.

Leider verzichtet der Film aber darauf, Aufstiegsphantasie und Millionärsmelancholie in einen klärenden Wettstreit um die richtige Weltauslegung treten zu lassen. Er fädelt ein Duell konventionellerer Art ein: Die beiden Freunde himmeln dieselbe Lehrerin an und stehen sich bald als erbarmungslose Liebesrivalen gegenüber.

Am Ende renkt sich glücklicherweise alles wieder ein. Max wird vernünftig und findet den Leuten wie ihm wahrhaft zustehenden Platz in der Gesellschaft. Er verleugnet seinen armen Vater nicht mehr und hat sich auch die schöne Pädagogin aus dem Kopf geschlagen. So kommt der Held dieser »Coming-of-Age«-Story schlußendlich irgendwo im Nirgendwo an, bei all den anderen.

Konkret 03/01, S. 56

Otto Köhler

Ganze Arbeit

Wie der »Spiegel« die These vom Reichstagsbrand-Alleintäter van der Lubbe lancierte und wie ein deutscher Historiker ihre Widerlegung hintertrieb

Nein, Rudolf Augstein ist selber schuld, wenn er am 13. Mai in der Frankfurter Paulskirche den Ludwig-Börne-Preis vielleicht doch nicht bekommt, den er so freudig entgegennehmen würde. Was mußte der Mann vor einem Jahrzehnt auch so prahlen: »Kann denn der ›Spiegel‹, der seit 45 Jahren aufklärerisch zu wirken sich bemüht, jetzt auf einmal Akten unterdrücken?« fragte er und meinte damit seine Stasi-Kampagne gegen Manfred Stolpe. Das deutsche Nachrichtenmagazin habe schließlich schon 1950 Erich Mielke als Doppelmörder enttarnt. Damit kam alles wieder hoch, denn seine Protzerei verführte mich 1991, das zu tun, was ich von 1966 bis 1972 als Medienkolumnist im Glashaus des »Spiegel« sträflicherweise unterlassen hatte: nach den Leichen im eignen Keller zu schauen, von denen manche noch quicklebendig waren. Was ich entdeckte, warf mich um: Mielke war in der Tat schon 1949 vom »Spiegel« als Doppelmörder entlarvt worden – in einer Rechtfertigungs-Serie (»Die Nacht der langen Messer fand nicht statt«), die der erste Chef der Gestapo, Rudolf Diels, hatte schreiben dürfen. Und ein zweites Mal 1950 in der Serie des damals namentlich nicht genannten Gestapo-Kameraden Bernhard Wehner aus Reinhard Heydrichs Reichsicherheitshauptamt (»Glanz und Ende der deutschen Kriminalpolizei«), die dem Zweck diente, ehemalige SS- und SD-Leute in das neu zu gründende Bundeskriminalamt zu hieven. Arthur Nebe, Chef des Einsatzgruppe B, der nach seinen eigenen Meldungen 45.467 Menschen liquidiert hatte, war der Held der Serie, der längsten, die es je im »Spiegel« gab. Am Ende ächzte Augstein, es klang begeistert: »Arthur Nebe ist tot. Aber die Gewalt ist mächtiger denn je. Wir alle sind kleine oder größere Nebes.« Und plädierte dafür, auf die »alten Fachleute zurück(zu)greifen, auch wenn diese mit einem SS-Dienstrang angeglichen worden waren«.

Außerdem stieß ich auf eine wüst antisemitische Serie über jüdische DPs, die nach ihrer Befreiung Kaffee geschmuggelt hatten, 1950 geschrieben von zwei Ex-SS-Hauptsturmführern des SD aus dem Reichssicherheitshauptamt, Horst Mahnke und Georg Wolff. Als die jüdische Kultusgemeinde dagegen klagte, schrieb Augstein über den Prozeß unter Zuhilfenahme aller antijüdischen Klischees, derer er fähig ist. Und machte die beiden SD-Leute zu Ressortleitern des »Spiegel«. Wie gesagt, mich warf es um. Die »Zeit«, in deren Auftrag ich die Ergebnisse meiner Recherche aufgeschrieben hatte, verweigerte auf Anweisung des damaligen Chefredakteurs Theo Sommer den Abdruck des Textes; er erschien – wo sonst? – in KONKRET (2/92). Und dann war erst einmal Ruhe – kaum einen in diesem Land interessierten die alten Geschichten. Fünf Jahre später, als eine Habilitationsschrift des damaligen Chefs des Adolf-Grimme-Instituts über den Massenmörder Six, Vorgänger Augsteins als Chef von Mahnke, in einem Exkurs über den »Spiegel« meine Vorwürfe bestätigte (Lutz Hachmeister: *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Alfred Franz Six*), gab es zwar ein wenig öffentliches Grummeln, aber dabei blieb es.

Nun aber begab es sich im letzten Jahr, daß der »FAZ«-Mitherausgeber Frank Schirrmacher dem »Spiegel«-Chef namens der Ludwig-Börne-Stiftung den Börne-Preis verlieh – »für sein Lebenswerk«. Augstein habe den Nachkriegsdeutschen ermöglicht, »wieder in ein Gespräch mit sich selbst und der Umwelt einzutreten«, er habe diesem Land »damit die innere Freiheit wiedergegeben«. Eine Entscheidung, die in der Schweiz – der Vorsitzende der Börne-Stiftung, Michael A. Gotthelf, ist Geschäftsführer der Schweizer Hypobank – eine bemerkenswerte Gegenreaktion auslöste. Schon vor der für den 5. November 2000 angesagten Preisverleihung in der Frankfurter Paulskirche attackierte die Zürcher »Weltwoche« Augstein und seine alten Nazis scharf. Vom Mitverfasser, dem Düsseldorfer Soziologen Hersch Fischler, der mit seinen Enthüllungen um das Melmer-Gold, die von den Nazis in den Vernichtungslagern gesammelten Goldzähne der Juden, bereits die Deutsche Bank in Schwierigkeiten gebracht hatte, bekam Schirrmacher ein ganzes Paket mit Unterlagen über Augsteins Vergangenheit. Die Verleihung wurde erst einmal verschoben wegen »schwerer Krankheit« Augsteins, der allerdings zwei Tage später überraschend auf der montäglichen »Spiegel«-Konferenz erschien.

Dann legte Anfang Dezember die konservative »Neue Zürcher Zeitung« nach. »Die diesjährige Vergabe des Ludwig-Börne-Preises sorgt für Irritationen«, schrieb sie. Die Urkunde für Augstein sei noch nicht unterschrieben: »Er ›hat‹ den Preis noch nicht und darf als sein Träger erst gelten, wenn er ihn aus den Händen von Michael A. Gotthelf, dem Gründer und Vorstandsvorsitzenden der Ludwig-Börne-Stiftung, überreicht bekommt.« Noch dominiere in der deutschen Öffentlichkeit das Bild vom »Spiegel« als »Sturmgeschütz der Demokratie« (Augstein), meinte die »NZZ« und fragte: »Aber entspricht es liberalem Selbstverständnis, daß im ›Spiegel‹ ehemalige Hauptsturmführer der SS und Mitarbeiter aus Heydrichs gefürchtetem Sicherheitsdienst zum Ressortleiter oder auch zum stellvertretenden Chefredaktor aufsteigen konnten? Oder daß der frühere persönliche Referent von Goebbels, versehen mit einem von Augstein unterschriebenen Presseausweis, als ›Spiegel‹-Auslandskorrespondent nach Südamerika geschickt wurde, obgleich er noch immer für seinen alten Dienstherrn, den Reichspropagandaminister, schwärmte?« Die Integration von Ex-Nazis in das demokratische Leben der Bundesrepublik sei das eine, »was indessen unter Augstein betrieben wurde, sieht verdächtig nach Weißwäscherei aus«.

Denn mittlerweile kursiere ein »Sündenregister Augsteins, das geeignet ist, den journalistischen Ruf des ›Spiegel‹-Chefs nachhaltig zu schädigen«.

Ende Januar trat der Stiftungsratsvorsitzende Gotthelf in der »Süddeutschen Zeitung« in Aktion. Irgendwie, so fand er, sei Augstein zwar ein würdiger Preisträger. Aber eigentlich könne man sein Verhalten »kaum noch als in der Börneschen Tradition stehend bezeichnen«. Gotthelf glaubte sogar feststellen zu können, daß sich beim »Spiegel« selbst »ein Unbehagen über eine kritische Aufarbeitung der Vergangenheit des Hauses breit machte und man mit einem nicht bis ins Detail zu kontrollierenden Auftritt Augsteins in der Paulskirche möglicherweise Öl ins Feuer gieße«. Aber eine Chance sah er für Augstein, den Preis doch noch in Empfang nehmen zu können: »Eine kritische Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit beim ›Spiegel‹ ... würde ... gewiß nicht auf den erbitterten Widerstand Börnes stoßen und ist – wie wir aus Hamburg hören – derzeit schon im Gange.«

Fragt sich nur, was man beim »Spiegel« unter einer kritischen Aufarbeitung in eigener Sache versteht. Denn da hat sich inzwischen so allerlei angehäuft. Zum Beispiel die Geschichte mit dem Reichstagsbrand, über deren Aufarbeitung vor vierzig Jahren im »Spiegel« sich auch die »NZZ« Gedanken machte: »Eine der übelsten apologetischen Geschichtsfälschungen in der deutschen Publizistik überhaupt« – so zitiert sie Hersch Fischler und erläutert: »Vom niedersächsischen Verfassungsschutzbeamten Fritz Tobias verfaßt und von Augstein in Editorials als Weltsensation und Meisterleistung journalistischer Akribie gerühmt, bekräftigte die Publikationsreihe die 1933 bereits von den Nazis verbreitete Ansicht, der holländische Anarchist Marinus van der Lubbe habe den Brand gelegt. Lubbe sei Alleintäter.« Augstein sei es gelungen, »die Geschichte vom Alleintäter Lubbe über Jahrzehnte als kanonisch durchzusetzen«. Die »NZZ«: »Dies war möglich, weil sämtliche Ermittlungsakten zum Reichstagsbrand jenseits des Eisernen Vorhangs lagen, wo erst die Sowjetunion und dann die DDR sie unter Verschluß hielten. Mit der deutschen Einheit aber kamen sie ins Bundesarchiv in Berlin, wurden der Forschung zugänglich und entlarven nun Dokument um Dokument die ›Spiegel‹-Version als Legende. Nicht, daß das Hamburger Magazin von dieser Entwicklung nichts wüßte, im Gegenteil. Die fällige Auseinandersetzung mit der neuen Beweislage aber ist man bis anhin dem Publikum schuldig geblieben.«

In dieser Affäre gibt es neben Augstein jedoch auch einen deutschen Großhistoriker, der bei dieser Gelegenheit einen kaum noch aus der Welt zu schaffenden Kollateralschaden erleiden dürfte. Die »Weltwoche« fragte bereits im vergangenen November: »Haben das Institut für Zeitgeschichte und sein ehemaliger Mitarbeiter Hans Mommsen geholfen, eine Geschichtsfälschung des ›Spiegels‹ zu vertuschen?« Sie haben. Fischler hatte im Münchner Institut den Schriftverkehr durchforscht und war dort auf die »Spur eines Wissenschaftsskandals« gestoßen, die der spätere VW-Auftragshistoriker (KONKRET12/91) Mommsen schon zu Beginn seiner Karriere hinterlassen hatte.

1960 war man beim Institut für Zeitgeschichte über die wissenschaftliche Sorglosigkeit, mit der der »Spiegel« den Reichstagsbrand behandelte, entsetzt. Der damalige Institutsleiter Helmut Krausnick beauftragte einen bewährten Mitarbeiter, den Oberstudienrat Hans Schneider, Vorschläge zu machen für eine Ausarbeitung, »die den wahren Stand der Forschung in Sachen Reichstagsbrand, insbesondere die Grenze des wirklich Erwiesenen *und* Nichterwiesenen genau bezeichnen würde«. Daraus wurde eine umfangreiche Arbeit.

Inzwischen aber war Horst Mahnke, der persönliche Adjutant des Massenmörders Alfred Six, aus Augsteins Diensten zu Axel Springer gewechselt, während sein SD-Kollege Georg Wolff zum stellvertretenden Chefredakteur emporstieg und als »Georg, der Deutsche« dem »Spiegel« sein ideologisches Korsett anlegte. Als Chefredakteur von Springers Rechtsaußenmagazin »Kristall« begann Mahnke, Krausnick und das Institut für Zeitgeschichte zu attackieren. Krausnick knickte ein, verhinderte, daß Schneider, wie zugesagt, seine »Spiegel«-Widerlegung in den »Vierteljahresheften für Zeitgeschichte« veröffentlichen durfte, und beauftragte den damaligen Insitutsangestellten Hans Mommsen mit einer Expertise über die Frage, wie man Schneider daran hindern könne, seine Erkenntnisse anderswo zu publizieren. Was Mommsen nach einer Unterredung mit dem Instituts-Rechtsanwalt Delp als vierseitige Aktennotiz »betr. Rechtslage in der Angelegenheit Schneider« zu Papier brachte, dürfte ein Schandfleck in der deutschen Wissengeschichte bleiben.

Mommsen kommt zu dem Schluß: »Nach der derzeitigen Rechtslage ist das Institut formell nicht in der Lage, von dem mit Schneider geschlossenen Vertrag zurückzutreten, d. h. es kann wohl eine Publikation des Manuskripts seinerseits ablehnen, muß aber dann einer anderweitigen Publikation des Manuskripts durch Herrn Schneider seine Zustimmung geben, sofern der Name und die Mitverantwortung des Instituts für Zeitgeschichte in diesem Manuskript nicht zum Ausdruck kommen.« Dann aber fügt er hinzu, das Institut habe ein Interesse, »die Publikation Schneiders überhaupt zu verhindern«. Wobei er als Begründung angibt, daß »aus allgemeinpolitischen Gründen eine derartige Publikation unerwünscht scheint«.

Was das für »Gründe« sein könnten, dazu hat sich Mommsen bis heute nicht öffentlich geäußert. Doch die Geschichte des 1949 gegründeten Instituts gibt Hinweise. In der Zeit zwischen der Beauftragung von Schneider im März 1960 und seiner Entbindung 1962 wurde am 20. September 1961 das Institut in die Trägerschaft einer Stiftung überführt, in deren Stiftungsrat der Bund mit drei und die Länder mit fünf Stimmen vertreten sind – sie sorgten auch für die Finanzierung und bestimmten (und bestimmen noch heute) die Bestellung und Entlassung des Institutsdirektors. Vorausgegangen war dem am 25. Mai 1960 ein Besuch des Bundespräsidenten Heinrich Lübke in Begleitung des bayerischen Kultusministers

Theodor Maunz (CSU), dem späteren Grundgesetzkommentator und Rechtsberater der DVU. Chef des neuen Wissenschaftlichen Beirats wurde Hans Rothfels, der sich als deutscher Volkstumskämpfer den Nazis anzudienen versucht hatte, aber als Jude in die Emigration getrieben worden war. Das war die allgemeinpolitische Lage des Instituts, die Fischler Ende Januar in der »Netzeitung« um eine Vermutung ergänzte: »Es gab einen hohen Beamten im Bonner Innenministerium, der ein Interesse daran hatte, seine kriminelle Verstrickung in den Fall Reichstagsbrand zu verheimlichen«: Ministerialdirektor Hans Schneppel (1903-1973), damals Leiter der Abteilung VI des Bundesinnenministeriums, Öffentliche Sicherheit, zuständig für Geheimschutz, Staatsschutz I und Bundesverfassungsschutz, Staatsschutz II und Bundeskriminalamt, Bundesgrenzschutz und Bereitschaftspolizei, einer der wichtigsten und einflußreichsten Bonner Beamten.

Fritz Tobias, der Verfasser der Reichstagsbrand-Serie des »Spiegel«, arbeitete ab 1959 in Hannover im niedersächsischen Verfassungsschutz, während Schneppel zur gleichen Zeit in Bonn als oberster Beamter die Aufsicht über den Verfassungsschutz übernahm. Fischlers Fazit: »In Sachen Reichstagsbrand strickte also ein Verfassungsschutzbeamter mit der Alleintäterthese eine Legende, die frühere kriminelle NS-Verstrickungen des obersten Ministerialbeamten, der den Verfassungsschutz beaufsichtigen sollte, vertuschte.« Tatsächlich war der Bonner Verfassungsschutzbeamte Hans Schneppel die rechte Hand von Gestapo-Chef Diels gewesen, desselben, der die beschönigende »Spiegel«-Serie »Die Nacht der langen Messer fand nicht statt« verfaßte. Er hatte nach dem Reichstagsbrand zahlreiche rechtswidrige Haftbefehle unterzeichnet, die für viele den Tod im KZ zur Folge hatten. Da war Solidarität unter Verfassungsschützern auch allgemeinpolitisch geboten. Und Mommsen wiederum erörterte in seiner Aktennotiz die Möglichkeiten, diese allgemeinpolitische Landschaft zu pflegen: »Das erstere wäre, zurückhaltend Herrn Schneider an den Vertrag weiter zu binden und währenddessen über Stuttgart« – gemeint war wohl die baden-württembergische Staatsregierung, damals unter Kurt Georg Kiesinger, dem ehemaligen Verbindungsmann zwischen Goebbels und Ribbentrop (Spezialgebiet: Nachrichtenfälschung) – »zu arbeiten, um eine größere Vergleichsbereitschaft zu erzielen«. »Der zweite besteht darin, rasch und energisch alle Druckmittel, die in unmittelbarer Verfügung des Instituts stehen, auch da, wo sie einer endgültigen juristischen Prüfung nicht standhalten, auszuspielen, um Herrn Schneider daran zu hindern, Zeitgewinn zu haben, sowohl hinsichtlich der Verhandlungen über eine anderweitige Publikation als auch hinsichtlich der Verarbeitung des ihm einstweilen noch zur Verfügung stehenden Quellenmaterials.«

Es funktionierte. Schneider konnte sein Manuskript nicht veröffentlichen. Und Mommsen schrieb für die »Vierteljahrshefte« eine Darstellung des Reichstagsbrandes, die die Unschuldsthese des »Spiegel« voll unterstützte. Verständlich nach dem allgemeinpolitischen Vorspiel, daß Mommsens Schau auf den Reichstagsbrand offiziösen Charakter bekam; sie wurde von der Bundeszentrale für politische Bildung eiligst in der »Parlament«-Beilage »Aus Politik und Zeitgeschichte« nachgedruckt, auszugsweise auch in der »FAZ«.

Als im Januar 2001 nun auch noch die »Welt« auf Mommsens Aktennotiz verwies und Fischler zitierte, der Großhistoriker suche »die Freiheit der Forschung aus politischen Gründen zu beschneiden und manipulativ eine ungerechtfertigte Geschichtsschreibung zum Dritten Reich herbeizuführen«, da stellte der in einem Leserbrief majestätisch fest, daß »trotz der umtriebigen Aufklärungsbemühungen von Hersch Fischler kein Tatbestand vorgelegt worden ist, der die seinerzeit von Fritz Tobias vorgelegte und von mir bestätigte Alleintäterschaft van der Lubbes ernsthaft in Zweifel stellt«. Sodann griff Mommsen zum »gesunden Menschenverstand« (eigentlich ist er Historiker), der »lehrt«, daß die NS-Führung, »nicht im Entferntesten das Risiko eingehen konnte, den erwarteten Wahlsieg durch eine Brandlegung zu gefährden«.

Wie bitte? Sollten, wollten sich die Nazis dazu bekennen, den Reichstag angezündet zu haben? Oder ging es ihnen nicht vielmehr darum, die Brandstiftung als Signal für einen kommunistischen Aufstand auszubieten, damit auch ein Theodor Heuß dem Ermächtigungsgesetz zustimmen konnte? Im übrigen waren sich die Nazis eines Wahlsiegs durchaus nicht sicher, sie wußten nur sehr genau – wie Hitler beim großen Spendentreffen in Görings Reichstagspräsidentenpalais pünktlich eine Woche vor dem Brand den versammelten Industriellen verkündete: »Wir stehen jetzt vor der letzten Wahl. Sie mag ausfallen, wie sie will, einen Rückfall gibt es nicht mehr, auch wenn die kommende Wahl keine Entscheidung bringt. So oder so, wenn die Wahl nicht entscheidet, muß die Entscheidung eben auf anderem Weg fallen.« Und Hermann Göring, Hausherr auch des unterirdischen Ganges, der von seinem Palais in den Reichstag führte, animierte die Herren zum Zahlen mit dem Spruch: »Ohne Zweifel haben wir Nationalsozialisten die meiste Arbeit zu leisten, denn wir müssen mit unseren SA-Leuten in die dunkelsten Quartiere der Großstädte vordringen.«

Sicher, das ist nur ein Indiz, kein Beweis dafür, daß die Nazis den Brand legten, aber es zeigt, daß Mommsen nicht einmal mehr auf einen gesunden Menschenverstand zurückgreifen kann. Tatsächlich verteidigte er sich dann auch nur noch – sicheres Zeichen für die Abwesenheit von Argumenten – mit dem dreimaligen Gebrauch des Wörtchens »absurd«, bzw. »geradezu absurd«. Die »Welt« aber setzte Mommsen die Krone auf – sie versah seine Verlautbarung mit der Überschrift: »Meine Reichstagsbrand-These bleibt richtig.« Topwissenschaft.

Am 13. Mai soll Rudolf Augstein – das ist der Stand bei Redaktionsschluß – in der Frankfurter Paulskirche vielleicht doch noch den Börnepreis erhalten. Ob aber Schirrmacher dann Zeit findet, die Lobrede zu halten, da er doch, wenn's so

weitergeht, die Feuilletonarbeit bei der »FAZ« bald alleine machen muß, ist fraglich. Mommsen wäre ein guter Ersatzmann.

Literatur:

Alexander Bahar/Wilfried Kugel: *Der Reichstagsbrand. Wie Geschichte gemacht wird.* Edition q, Berlin 2001, 864 Seiten, 68 Mark

Horst Möller und Udo Hengst (Hg): *50 Jahre Institut für Zeitgeschichte. Eine Bilanz.* R. Oldenbourg Verlag, München 1999, 598 Seiten, 98 Mark

---

Otto Köhler schrieb in KONKRET 1/2001 über die Zukunft der »Wehrmachtsausstellung«

Konkret 03/01, S. 59

Gerhard Scheit

Buch des Monats

Micha Brumlik: Deutscher Geist und Judenhaß. Das Verhältnis des philosophischen Idealismus zum Judentum. Luchterhand Verlag, München 2000, 351 Seiten, 48 Mark

Der »Weg des Irrationalismus« führe »von Schelling zu Hitler« (über Schopenhauer, Nietzsche und Heidegger) – der der Vernunft aber von Hegel zu Lenin: So hat einst Georg Lukács in seiner *Zerstörung der Vernunft* die Routen des deutschen Geistes wie auf einer Panoramakarte eingezeichnet. Unter dem Gesichtspunkt des Antisemitismus stellt sich die Entwicklung etwas anders dar: In Léon Poliakovs epochemachender Studie zur *Geschichte des Antisemitismus* (erschienen 1955-1977) führt eine beinahe alle Denker umfassende Heerstraße von der Philosophie der Aufklärung zu Hitler. Schon bei Kant sieht Poliakov »die metaphysische Form des Schreis ›Tod den Juden!‹«.

»Euthanasie des Judentums«: Kant

Micha Brumliks neues Buch ist die erste differenziertere Darstellung des Problems, soweit es den deutschen Idealismus einschließlich Marx betrifft. Insbesondere das Kapitel über Kant bringt entscheidende Einsichten. Brumlik betont die erstaunliche Nähe dieses kritischen Philosophierens zum Judentum. Und so deutet er Kants Satz, die »Euthanasie des Judentums« sei »die rein moralische Religion«, den Poliakov gerade als metaphysische Form des Schreis »Tod den Juden« verstanden hat, ganz anders – trotz des »Schreckens«, der angesichts der Erfahrung nationalsozialistischer Massenvernichtung von solchen Formulierungen ausgeht und auch »nicht beruhigt werden kann« – : Kant habe damit dem Judentum nicht den Untergang gewünscht, sondern gerade von ihm den Übergang zu jener »rein moralischen Religion« erhofft, die er als Perspektive für die Menschheit sehen wollte – den Juden also diesen Übergang eher zugetraut als den Christen. »Daß er ausgerechnet im Judentum die Möglichkeit der von ihm erstrebten moralischen Religion erkannte, mag«, so Brumlik, »einer realistischen Einschätzung der Nichtreformierbarkeit des Christentums, aber auch einer besonderen Hochachtung seiner jüdischen Freunde und ihres Kampfes um Erneuerung entsprungen sein.«

Es war dies aber auch eine Nähe, die Kant – im Unterschied etwa zu Lessing – unangenehm gewesen sein dürfte, und manche denunziatorische Bemerkung (über Salomon Maimon und andere Juden wie über das Judentum insgesamt) erscheint in diesem Zusammenhang wie ein punktueller Versuch, sich gegenüber nichtjüdischen Freunden und Kollegen, aber auch in der Öffentlichkeit vom Judentum zu distanzieren. In den späten Schriften ist darüber hinaus eine Tendenz zur Substantialisierung des in den vorangegangenen »Kritiken« Formalisierten zu beobachten: »Sämtliche Konkretisierungen der Moral tragen bei Kant repressive Züge« (Adorno). Und sie betrafen vor allem das Judentum.

Im Unterschied aber zu Fichte, der dann wie besessen alles auf einen Punkt bringen möchte und eine Verschwörungstheorie entwirft, denkt Kant die verschiedenen »konkretisierenden« Bestimmungen des Jüdischen nicht zusammen, schließt von der einen nicht auf die andere. Der den Juden unterstellte Wuchergeist etwa sei Folge des Exils, die Anfeindung der anderen Völker gehöre jedoch der Zeit davor an, alles bleibt gewissermaßen getrennt wie das »Ding an sich« und das Erkenntnisvermögen des Subjekts – und darum resultiert daraus auch keine Handlungsanweisung gegen Juden.

»Antisemitismus der Vernunft«: Fichte und Hegel

Dieser Unterschied ist bei Brumlik kaum herausgearbeitet. Fichtes Bedeutung für die Entwicklung des Antisemitismus erscheint insgesamt etwas verharmlosend dargestellt. Hier dienen biographische Hinweise auf den »korrekten« Umgang des Philosophen mit einzelnen Juden und seine punktuelle Kritik an anderen Antisemiten nicht nur zur Begründung einer spezifisch ausgeprägten antisemitischen Ideologie, die Brumlik treffend als »Antisemitismus der Vernunft« bezeichnet, sie legen auch eine falsche Entlastung nahe. So werden Fichte kritische Äußerungen zu den deutschen Burschenschaften gutgeschrieben, die doch denselben Ursprung haben wie sein Antisemitismus der Vernunft, nämlich das frühe Konzept des »Volksstaats« (Ulrich Enderwitz): die »gleichberechtigte« Identifikation aller Schichten und Klassen mit dem Souverän.

In seinem *Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution* nennt Fichte nach dem für ihn »gefährlichsten« »Staat im Staate«, den Juden, zwei weitere Gruppen, die in ähnlicher Weise, wenn auch weniger gefährlich, der Homogenität des Volksstaats entgegenstünden: das Militär, das traditionell vom Adel dominiert wird, und den Adel selbst. »Alles dieses sind ja Staaten im Staate, die nicht nur ein abgesondertes, sondern ein allen übrigen Bürgern entgegengesetztes Interesse haben.« Darum ist es nur logisch, daß dieser deutsche Jakobiner auch die Burschenschaften mißbilligt, soweit sie zu elitär sind, zu sehr nach »unten« hin sich abgrenzen. Fichte aber fordert, daß die Bürger nur ein Interesse, nur eine »Identität« haben: den Staat selbst.

Von einer solchen Konzeption wandte sich Hegel entschieden ab. Er distanzierte sich von den »falschen Brüdern und Freunden des sogenannten Volkes«, denn für ihn ist dieses sogenannte Volk nicht ein »unmittelbar« Gegebenes – könne und dürfe darum auch nicht unmittelbar den Staat bestimmen. Überzeugender als im Falle Fichtes führt Brumlik hier vor, wie sich an der Einstellung zu den Juden die Entwicklung einer philosophischen Position ablesen läßt: In der Frankfurter Zeit scheint Hegel (nach den frühen von Kant geprägten Berner Jahren) zunächst zur Tradition des christlichen Antisemitismus zurückzukehren, wobei sich die judenfeindliche Haltung gefährlich mit rousseauistischem Protest gegen die Zivilisation auflädt. Die spätere, in der *Phänomenologie des Geistes* erstmals entfaltete teleologische Geschichtsphilosophie, die den Widerspruch in sich aufgenommen hat, erlaubt es Hegel jedoch, das Judentum als eine Stufe des Weltgeistes der Totalität zu integrieren. Es wird auf diese historisierende Weise anerkannt – und zugleich instrumentalisiert, ebenso wie der Staat den Juden Bürgerrechte nur dann gibt, wenn er seinen Nutzen davon hat. Für diese Emanzipation der Juden zu Staatsbürgern trat Hegel schließlich engagiert ein.

Wenn Schlomo Avineri Hegel zu Recht vorwirft, er habe die ganze völkische Bewegung als etwas bereits Überwundenes hingestellt und darin keine drohende Gefahr für die Zukunft erkannt, dann berührt er allerdings das Grundproblem des ausgereiften Hegelschen Systems, das Brumlik nicht wahrhaben möchte: die falsche teleologische Versöhnung der Gegensätze im und durch den Staat. Es kann also nicht verwundern, daß Brumlik weder die Hegel- noch die Staatskritik des jungen Marx besonders zu schätzen weiß. Schließlich hängt auch seine Unschärfe in der Darstellung des Fichteschen Antisemitismus damit zusammen, daß er die Frage der Konstituierung der deutschen Nation aus jenem theologischen Zusammenhang ausklammert, in den er den deutschen Geist gebannt sieht.

»Schmutzig jüdische Erscheinungsweise«: Marx

Kritisiert Marx im langen ersten Teil seines berüchtigten Artikels *Zur Judenfrage* den Staat als falsche Allgemeinheit, worin das Gattungsleben der Menschen von ihrer besonderen Existenz in der bürgerlichen Gesellschaft geschieden ist, so kritisiert er im kurzen zweiten Teil die bürgerliche Gesellschaft selbst als Gegensatz zum Gattungsleben – hat aber dafür keine anderen Begriffe als religiöse, als christliche, als antisemitische; verwendet also die Begriffe von Feuerbach und Bruno Bauer einfach weiter: »Sobald es der Gesellschaft gelingt, das empirische Wesen des Judentums, den Schacher und seine Voraussetzungen aufzuheben, ist der Jude unmöglich geworden, weil sein Bewußtsein keinen Gegenstand mehr hat, weil die subjektive Basis des Judentums, das praktische Bedürfnis vermenschlicht, weil der Konflikt der individuell-sinnlichen Existenz mit der Gattungsexistenz des Menschen aufgehoben ist. Die gesellschaftliche Emanzipation des Juden ist die Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum.«

Die Frage lautet, was unter dem »empirischen Wesen« des Judentums – unter dem Schacher und seinen Voraussetzungen – zu verstehen ist, von dem Marx hier spricht. Daß darunter keine Eigenschaft einer Rasse zu begreifen wäre, daß also der Schacher keine jüdische Idee sei, die – wie Fichte sagt – den Juden nur mit ihren Köpfen abgeschlagen werden könnte, daran lassen Marx' weitere Studien keinen Zweifel. Abgesehen davon waren bekanntlich die Vorfahren seines Vaters und seiner Mutter seit vielen Generationen Rabbiner, und Marx nahm also offenbar für sich selbst diese Emanzipation vom Judentum in Anspruch, ohne je auf die Idee zu kommen, daß Judentum und Assimilation etwas mit seiner Physis zu tun hätten. Insofern ist die üblich gewordene Gleichsetzung seiner Schrift mit der von rassistischen Antisemiten, der Brumlik kaum widerspricht, ziemlich infam.

Das beginnt bereits bei der Gleichsetzung des jungen Marx mit Bruno Bauer, der später vollständig zum militanten Antisemiten (übrigens auch zum Vorbild von Carl Schmitt) geworden ist: Während Bauer die Emanzipation der Juden als wesentlich problematischer einschätzt als die der Christen und auf diese Weise die Apologie des christlichen Staats heimlich fortsetzt, macht Marx in bezug auf den Staat und die politische Emanzipation keinerlei Unterschied zwischen Jude und Christ, tritt neben seiner grundsätzlichen Staatskritik zugleich für absolute staatliche Religionsfreiheit ein und rühmt die Fortschrittlichkeit der westlichen Verfassungen gegenüber der christlichen deutschen. Darin kommt eine Haltung zum Ausdruck, die sich auch im Brief an Arnold Ruge niederschlägt: »Soeben kömmt der Vorsteher der hiesigen Israeliten zu mir und ersucht mich um eine Petition für die Juden an den Landtag und ich will's tun. So widerlich mir der israelitische Glauben ist, so scheint mir Bauers Ansicht doch zu abstrakt. Es gilt so viele Löcher in den christlichen Staat zu stoßen als möglich und das Vernünftige, so viel an uns, einzuschmuggeln.«

In den Feuerbach-Thesen verwendet Marx, wie Brumlik hervorhebt, erneut den antisemitischen Begriff vom Judentum: Feuerbach betrachte »im ›Wesen des Christentums‹ nur das theoretische Verhalten als das echt menschliche, während die Praxis nur in ihrer schmutzig jüdischen Erscheinungsform gefaßt und fixiert wird«. Daß es auch eine andere, nicht »schmutzige« Erscheinungsform von Praxis gebe, spricht Marx im folgenden Satz aus: Feuerbach begreife »daher nicht die Bedeutung der ›revolutionären‹, der ›praktisch-kritischen‹ Tätigkeit«. Inwiefern gerade sie einen »jüdischen« Ursprung haben könnte – darüber verliert Marx allerdings kein Wort. Womöglich mehr als Kant war er bemüht, sich von jedem Zusammenhang mit dem Judentum zu »reinigen«. Brumlik aber übergeht, daß die Juden bereits in Feuerbachs Denken den schändlichen »Egoismus« jener falschen Praxis personifizieren. Und indem er solchermaßen das Wort von der »schmutzig

jüdischen Erscheinungsweise« aus dem Zusammenhang der Thesen reißt, entgeht ihm gleichermaßen, daß die Kritik an Feuerbach auch dessen Festlegung des »Egoismus« auf das Jüdische, die Marx nur übernommen hatte, ins Wanken geraten läßt.

Verwechslungskomödie der Theorie

Allerdings macht Brumlik auch darauf aufmerksam, daß die Fetischismus-Kritik, die Marx im *Kapital* entfaltete und an die Stelle des falschen Begriffs von »Schacher« und »Egoismus« setzte, nicht zuletzt in jenem Bilderverbot der hebräischen Bibel ihr Motiv hat, das offenbar schon Kant zur Kritik der Vernunft anstiften konnte. Tatsächlich ist Marx nur deshalb imstande, die religiösen Personifikationen, die Religion des Alltagslebens und die reale Metaphysik des Kapitals zu durchdringen, weil er diesem Gebot gemäß dachte – wie wenig bewußt oder wie unangenehm ihm dessen Herkunft auch gewesen sein mag. Du sollst dir kein Bild machen vom Kapitalverhältnis, so lautet das Gebot der Kritik politischer Ökonomie und der Grundgedanke negativer Dialektik, wie sie Marx in dieser Kritik entwickelt – Voraussetzung dafür, die Verdinglichungen der politischen Ökonomie und die Fetischisierungen des Alltagsdenkens zu kritisieren und aufzulösen.

Soweit Marx das Kapitalverhältnis weiterhin reflexionslos mit den Bildern vom Judentum einfach illustriert (»der Kapitalist weiß, daß alle Waren ... innerlich beschnittne Juden sind«, heißt es noch im *Kapital*), verstößt er natürlich gegen das Gebot; soweit er aber religiöse, insbesondere christliche, aber auch »heidnisch magische« Formen anführt, um das Bewußtsein als falsches kenntlich zu machen, tut er nichts anderes, als das Gebot selbst einzuklagen. Das *Kapital* ist voll von Beispielen dafür. Dieses falsche Bewußtsein jedoch als *notwendig* falsches zu kritisieren, sprengt die Grenzen jeder Religion; es bedeutet, über das Gebot hinaus die Entwicklung des deutschen Idealismus neu aufzurollen: Seine Notwendigkeit kann sich nur ergeben, wenn Hegels alles integrierende und aufeinander beziehende Totalität – und nicht Fichtes alles ausgrenzende und ausmerzende Identität – geltend gemacht wird. Um diesen Idealismus und jenes Gebot aber zur Kritik zu vereinen, mußte der Hegelschen Dialektik erst einmal die positive, teleologische Spitze genommen werden. Und wirklich ist ja das Bildnis, das sich Hegel vom Geist der Totalität macht, der Staat. Der Durchbruch zur Kritik der politischen Ökonomie fand folgerichtig in der Kritik des Hegelschen Staatsrechts statt.

Warum also Marx aus dem Zirkel der »innerlich abgelehnten Tradition« religiöser Vorstellungen nicht ausgebrochen sei, wie Brumlik behauptet, ist nicht recht einsichtig oder würde zumindest voraussetzen, daß sein Begriff vom Kapital mit der Vorstellung von Gott einfach zusammenfiele. Das tut er jedoch keineswegs – und in diesem Unterschied liegt das ganze Erbe des deutschen Idealismus, das seine Kritik aufgenommen und zur Reflexion ihrer Voraussetzungen gewendet hat. Etwas anderes ist allerdings das Problem, daß der Kritiker der politischen Ökonomie aus dem Zirkel der kritisierten »realen Metaphysik« des Kapitals nicht auszubrechen vermag, solange das Kapital selbst existiert, daß er also in der Kritik keine positiven Kategorien, keine anthropologische Substanz, keine Leitlinien einer zukünftigen Gesellschaft, eines säkularisierten Jenseits etc. entwickeln kann. Und soweit Marx das nicht akzeptieren konnte oder wollte, kehrte er zu religiösen Vorstellungen zurück und betete die Arbeiterklasse als Erlöser oder Messias an.

Marx' Ausbruch aus dem religiösen Zirkel wird aber gerade gegenüber einer philosophischen Richtung deutlich, die Micha Brumlik fast als Alternative beschwört: »Positiveres über die Juden ... hatte die Philosophie des Deutschen Idealismus vorher und später nicht zu sagen«, heißt es über zwei Passagen des alten Schelling, worin die Juden als »kosmische Hülle des Zukünftigen« und als »Vermittlungsvölker« (direkt und indirekt) bezeichnet werden.

Schelling wiederholt jedoch bloß die Hegelsche Instrumentalisierung des Judentums, nur daß am Ende der Geschichte nicht der Staat, sondern das Reich Gottes steht: »Die Juden waren aber nur Etwas als die Träger der Zukunft, und das Mittel ward zwecklos, wie die Hülle vom Kern hinweggeweht wird. Das Volk ist sofern ausgeschlossen aus der Geschichte. ... Sie sind vorbehalten dem Reiche Gottes, in das sie zuletzt eingehen sollen. Aber der Tag wird erscheinen, da sie in die göttliche Ökonomie werden aufgenommen werden.« Da diese »Ökonomie« aber im Unterschied zum Hegelschen Staat auf der Liquidierung von Vermittlung beruht, ist die Doppeldeutigkeit von gegenwärtigem Ausschluß und zukünftiger Aufnahme so wenig vertrauenerweckend wie der ganze preußisch-deutsche Philosemitismus. Marx hatte so unrecht nicht, als er 1843 schrieb: »Schellings Philosophie ist die preußische Politik sub specie philosophiae.«

Brumlik meint zwar schlußendlich, daß weder die deutschen Idealisten als die »geistigen Vorläufer des Massenmordes an den europäischen Juden« zu betrachten seien, noch Marx als »Urheber des sowjetischen Antisemitismus« gelten könne. Aber er behauptet zugleich ernsthaft, daß Marx' Judenhaß die »Haltungen Fichtes und des frühen Hegels bei weitem« übertroffen habe, und bringt Beispiele aus der privaten Korrespondenz – etwa die groteske Darstellung Lassalles als »jüdischen Nigger«. In deren absichtsvoll stilisierter Übertreibung ist allerdings – wie fragwürdig auch immer – durchaus etwas vom komischen Charakter einer Selbstreflexion enthalten; schließlich schrieb hier einer, der sich selbst gerne mit »armer Mohr« anreden ließ. Dennoch erwähnt Brumlik auch, daß Marx in konkreten politischen Auseinandersetzungen sich stets für die Interessen der Juden einsetzte – und das nicht nur, wenn es um taktische Vorteile ging. Brumlik bringt das signifikante Detail, daß der alte Marx auf Kur in Karlsbad mit Heinrich Graetz, dem wichtigsten Historiker des Judentums, Freundschaft schloß.

Die komplizierte Situation, daß Marx einerseits der »israelitische« Glaube »widerlich« war, daß er andererseits aber, wenn auch vermittelt über den deutschen Idealismus, als Denker aus einem zentralen Gebot dieses Glaubens schöpfte, ist in der Tat schwer aufzuschlüsseln und jedenfalls im Vergleich zu Otto Weininger weniger das Thema für eine Tragödie der Verblendung als für eine Verwechslungskomödie in der Theorie. Während jener Wiener Philosoph jüdischer Herkunft Selbstmord beging, nachdem er behauptet hatte, daß »der Jude« kein Ich (im Sinne Fichtes) besitze, kam Marx zu dem Ergebnis, daß es ohnehin nur ein einziges Fichtesches Ich gibt: das »automatische Subjekt« des Kapitals.

Konkret 03/01, S. 62

Armin Schreiber

Das Gehirn des Kindes

Zum 100. Geburtstag zeigt die Staatsgalerie Stuttgart eine umfassende Retrospektive auf das Werk des bedeutenden Surrealisten Yves Tanguy

Sollte etwas dran sein an der Theorie des versponnenen Engländers Rupert Sheldrake, derzufolge konzentriertes Lernen, Denken oder künstlerisches Tun am Orte des Vollzugs sogenannte morphogenetische Felder entstehen läßt, die dann dort in der Luft liegen und gemäß ihrer spezifischen Struktur die Ausbildung bestimmter Ideen, Aktivitäten usw. begünstigen, so hätte man endlich eine plausible Erklärung des folgenden verblüffenden Vorgangs, bei dem der Sohn eines aus der Bretagne stammenden »Aufsehers der niederen Angestellten« im Marineministerium zum bedeutenden Künstler wird: Das Bett nämlich, in dem Yves Tanguy am 5. Januar 1900 in Paris zur Welt kommt, gehörte vorher Gustave Courbet (1819 – 77), dem künstlerisch wie politisch revolutionären »Hauptmeister des französischen Realismus«, einem Bürgerschreck also in doppelter Hinsicht. Ob jene morphogenetischen Impulsgeber – die elektromagnetischen Felder, ihre physikalischen Vettern, bringen ja durchaus einiges zustande – auch die Fortsetzung und Feinjustierung, den Schritt zum Surrealismus induziert haben?

Im Jahre 1922 jedenfalls passiert Tanguy in Paris, was kurz zuvor Max Ernst in München widerfuhr und acht Jahre später Richard Oelze in Berlin widerfahren wird: Er gerät vor ein Schaufenster, das für die richtungweisende Offenbarung sorgt. Giorgio de Chirico, Erfinder der »Pittura metafisica« und Großinspirator der surrealistischen Bewegung, genauer: sein 1914 entstandenes Ölbild »Das Gehirn des Kindes«, das einen Erwachsenen im Bann seiner inwendigen Impressionen zeigt, *macht* Yves Tanguy zum Künstler.

Zum Künstler in spe. Denn inspiriert wird ein junger Mann, der nach eigener Aussage nie zuvor einen Pinsel in der Hand, statt dessen anderthalb Jahre als Offiziersanwärter der Handelsmarine und den Militärdienst bei den Afrikajägern in Tunesien hinter sich hatte. Der danach diverse Tätigkeiten, unter anderen die des Packers, Boten, Börsengehilfen versah, schließlich auch vom Amt des Straßenbahnführers – die Karambolage mit einem Heuwagen war schuld – jäh suspendiert wurde und nun von 180 Francs im Monat lebt, ausgezahlt vom »Amt für arbeitslose Intellektuelle«.

Was Tanguy dabei durchlebt, meist gemeinsam mit Jacques Prévert, dessen Gedichte später auch deutsche Lesebücher zieren, ist das klassische *warming up program* für angehende Avantgardisten, wie es in Grundzügen schon Malewitsch, Natalja Gontscharowa und die »Karo-Buben« zu Beginn des Jahrhunderts in Moskau absolviert und der Kunstgeschichte übergeben haben: versehen mit dem Hinweis, daß sich Avantgardisten beim diesbezüglichen *story telling* nicht fürchten müssen vor der altehrwürdigen Form der Anekdote.

Man experimentiert also mit sich und der Welt, sucht Grenzerfahrungen im Alkohol-, Kokain- oder Ätherrausch, die auch das Attackieren von Briefkästen und Laternenpfählen einbeziehen; provoziert mitten auf der Rue du Chateau, die No. 54 ist ihr Domizil, die Stützen der Gesellschaft; rennt ansonsten mit einer Passion für den deutschen expressionistischen Film oft zweimal täglich ins Kino, zu Ballett-, Zirkus-, Jazzveranstaltungen. Tanguy kennt sich aus in den Lokalitäten der Pariser Sub- und den Mythen der bretonischen Megalithkultur und sieht in den Menhiren »römische Legionen, die von keltischen Göttern zu Stein verwandelt wurden«.

Er liest »wie verrückt« Baudelaire, Rimbaud, Mallarmé, Lautréamont, interessiert sich brennend für Telepathie, für paranormale Phänomene generell, für »Fantômas«, den Helden der gleichnamigen Kriminalserie, ebenso wie für die »Bildnerei der Geisteskranken«: Partiell zumindest müssen in seinem Kopf – das vermittelt die Punk-Frisur eines Selbstporträts aus dem Jahre 1925 – haarsträubende Zustände geherrscht haben. Bei seiner »Treue zur Verrücktheit« – und bestimmt lag auch *Les Champs Magnétique* (Mitautor: André Breton) zeitweilig unter seinem Kopfkissen – ist anzunehmen, daß er vor der Sheldrakeschen Theorie nicht kapituliert hätte.

Wie diese kuriose Gestimmtheit zum Treibsatz eines rasanten Starts in die Kunst wird und einen Arbeitsprozeß evoziert, der im Wechselspiel von Introspektion und Formfindung schließlich zu Bildwerken der Extraklasse führt, daran erinnert die Staatsgalerie Stuttgart in einer umfassenden Retrospektive zu Tanguys 100. Geburtstag. Zu sehen sind 80 Gemälde, 50 Arbeiten auf Papier, darunter einige Exemplare der »Cadavres exquis«, der »Köstlichen Leichname«, die 1925 als Gemeinschaftsproduktion (»jeu surréaliste«) mit Tanguys Beteiligung entstehen. Ferner rund 20 Arbeiten anderer Surrealisten, unter anderen zwei sehenswerte, in Deutschland kaum bekannte Ölbilder der vormaligen Principessa di San Faustino, Marchesa Bourbon del Monte Santa Maria, die nach ihrer Heirat mit Tanguy (1940 in den USA) wieder als Kay Sage firmiert.

»Fantômas« gegenüber der Eingangstür, ein düsterer, dilettantisch fabrizierter Bilderbogen aus dem Jahr 1925 über nächtliches Großstadtleben inklusive einer ins Schwarz gekratzten »ektoplasmischen Materialisation«, die in Horror-Comics auch heute noch gelegentlich auftaucht, eröffnet die Begegnung mit Tanguy. Und angesichts dieser Arbeit wird augenblicklich klar, daß er bei den Neusachlichen in Karlsruhe so schnell nicht zu ersten Meriten gekommen wäre. Anders

bei den Surrealisten, deren Manifest erst ein paar Monate auf dem Markt ist. Da noch keiner weiß, welchen Dialekt »die Sprache der Seele« wählen wird, in welcher Form sich »die Allgewalt des Traums«, das »reine Denken« artikulieren werden, zugleich aber alle auf ein eher naives, unmittelbares, automatisches Hervorbringen in kindlicher Direktheit setzen und den »freien Ausdruck« favorisieren, kommt ihnen Tanguy, ein ernsthafter Autodidakt, wie gerufen: André Breton, Spiritus rector der Bewegung, erkennt die Begabung des vier Jahre jüngeren Mannes und wird sein verbalisierender Wegbegleiter.

Tanguys sofortige Reaktion: Er zerstört den größten Teil der bis dahin entstandenen, von Futurismus und Kubismus, von Grosz, Miró, Klee und den Stummfilmen der frühen zwanziger Jahre beeinflußten Arbeiten und malt, »blindlings einem Antrieb aus dem Innersten« folgend, nächtliche Gefilde, Dünen im Dunst und anderweitig vernebelte Landstriche, in denen (»Toter, seine Familie belauernd«) gespenstische Erscheinungen sitzen, schweben, schwimmen, wobei magische Zeichen und phallische Objekte die Szenerie künstlich verrätseln, da Form und Farbe, die genuinen Hausmittel der Malerei, erst andeutungsweise funktionieren.

Für *ein* Bild dieser Serie allerdings, die erstmals im Sommer 1927 (»Yves Tanguy et objets d'Amérique«) in Paris gezeigt wird, gilt diese Einschränkung nicht: »Mama, Papa ist verwundet!« lautet der Titel, und er bezieht sich auf das Jahr 1914 und den nächtlichen Ausruf eines Jungen in genau dem Moment, da viele Kilometer entfernt (ich kenne solche Geschichten von meiner Großmutter aus der Oberlausitz) sein Vater von einer Kugel getroffen wird. »Aber« – so die vollständige Sentenz – »er ist nicht tot.«

Von den Personen und Vorfällen der titelgebenden Story ist nichts zu sehen. Statt dessen erkennt man ein halbes Dutzend plastische Gebilde der Kategorie »Halma-Figur«, postiert in einer zwischen aschgrau und rosa changierenden immateriellen Weite. Deutlich konturiert, deutlich präsent, deutlich auch als plötzliche Hervorbringung dieser »Landschaft« erkennbar, erscheinen sie in heller Beleuchtung, die schlagartig da ist wie nach einem abziehenden Gewitter. Es sind die Prototypen der »Objekt-Wesen« Tanguys, die von da an seine Bildwelten besetzen. Art und Weise ihres Auftritts zeigen an, daß nun die Bildmittel Regie führen, und sie liefern sofort einen eleganten Beweis ihrer formalen Fähigkeiten. Eine schwarz-grau melierte Wolke nämlich, auch von der Machart her ein Relikt aus den Anfängen, wird an den rechten Bildrand des imaginären Feldes verwiesen: Angeregt durch den markanten Horizont (und einen anthropomorphen Kaktus, der den Betrachter nach links hinten, gewissermaßen an den Start holt), vollzieht das Auge eine in Leserichtung gehende Bewegung, die der Wolke einen optischen Schub verpaßt.

Mit der Vertreibung des schwarzen Dunstes, dem die Schlagschatten der »Objekt-Wesen« den Rest geben, geht die Periode der »fumes«, der Rauch- oder Nebelbilder, zu Ende. Was nach dieser Phase entsteht, verzichtet auf Symbole, denn die Bildmittel implantieren den traumhaften Fundstücken, die hier im Panorama einer »mentalen Landschaft« zum Vorschein kommen, spirituelle Energie.

Fungieren sie als Sender suggestiver Signale, als Relaisstationen vielleicht? Haben sie oder ihresgleichen veranlaßt, daß der Sohn die Mutter über den Vater informiert? Oder auch, daß zwölf Zwanzigjährige – am Morgen des 9. Januar 2001 noch weiträumig verteilt auf Stuttgart und Umgebung – nachmittags plötzlich, allesamt in dunkler Hose, rückseitig bedrucktem T-Shirt (etwa das Manifest?) und schwarzem Bowler (eine Fehlinformation offensichtlich: *der* gehört zu Magritte!), in der Staatsgalerie vor Tanguys Bildern erscheinen?

Oder anders formuliert: Nachdem man während des Rundgangs die Verabschiedung der menschlichen Figuren, der Fauna und Flora und die Auflösung atmosphärischer Gegebenheiten registriert und mit zunehmender Faszination der geräuschlosen Besetzung des leergefegten, befremdlich wirkenden Terrains durch jene »undefinierbaren Gebilde«, ihrer Vermehrung und permanenten Metamorphose zugesehen hat, wird klar, was diese »Figuranten« *auch* sind: eine Provokation. Wen oder was verkörpern diese farbigen Phantasmagorien? Woher rührt ihre noch immer andauernde Attraktion – heute, 100 Jahre nach Nietzsches Tod und 101 Jahre nach Fertigstellung von Freuds *Traumdeutung*?

1916 wurden sie erstmals fabriziert, und zwar von Hans Arp, der sich durch Fragmente ausgebleichter Holzknüppel, die an Schweizer Seen herumliegen, durch verwittertes Strandgut und abgeschliffene Steine anregen ließ. Vereinfacht, in Form unregelmäßiger Ovale, tauchten sie in Papiercollagen und farbigen Holzreliefs auf. Zehn Jahre später etwa landeten sie in Paris, zunächst bei Miró, später bei Tanguy und Dalí. Man wird sie mit einer Verbeugung begrüßt haben, denn endlich – bis dahin geisterten sie nur als verbale Fiktionen durch ihre Köpfe: als »gelbe, unbestimmte phantastische Formen« (Lautréamont), »visuelle Lyrismen« (Apollinaire) oder »Metaphern in drei Dimensionen« (Artaud) – zeigen sie der französischen Metropole ihre optische Gestalt. Natürlich ist auch bekannt, was sie bewirken sollen. Bereits Flaubert, gern zitierter Kronzeuge der Surrealisten, beschrieb die Gefahren durch zunehmende Banalität, Rationalität, durch Fortschritt und Pragmatismus und forderte: »Man muß mit allen Mitteln einen Damm gegen die Flut von Scheiße bauen, die uns bedroht.«

Tanguys erstes Teilstück »Das Gewitter (schwarze Landschaft)« aus dem Jahr 1926 präsentiert ein entsprechendes Objekt in Form eines braunen Haufens, aber es wirkt noch wie der Versuch, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Schon

die folgenden Abwandlungen haben eine gänzlich andere Ausstrahlung. Bezüglich des Materials erinnern sie an verblichene Knochen, Steine, Plastik, Metall oder tropfende Schokolade; Tanguy selbst spricht von »rosa Plüsch in der Größe einer Menschenhand«, von »gepreßter blaßgrüner Watte«, »fleischfarbenem weichem Wachs« und »transparent-perlmutternem Zelluloid« etc. Der Gestalt nach nehmen sie Verbindung auf zu den erwähnten Menhiren der Bretagne wie zu Organismen im Frühstadium ihrer Genese, zu archäologischen Fundstücken oder schwebenden Wasserklumpen in einer Raumkapsel. Sie besitzen die Aura des Aufbruchs *und* partizipieren an der bildhaften Kraft plastischer Urformen. Mit ihnen, kurzum, ist zu rechnen im avisierten »Prozeß gegen die reale Welt« (Breton, 1924).

Der beginnt in den frühen dreißiger Jahren, denn von da an entstehen die »eigentlichen Tanguys«, Bilder wie »Tag der Trägheit«, »Wunder der Meere«, »Wenn es wäre«; dann, bereits in den USA, »Möblierte Zeit«, »Palast der Fensterfelsen« und »Vervielfältigung der Bögen«, ein Gemälde, das 1954, ein Jahr vor Tanguys Tod, fertig wird und ohne Zweifel zu den Top Ten des 20. Jahrhunderts gehört. Es sind die »pays mentaux« (ab 1939: mind-scapes), ausgedehnte Farbregionen ohne Horizont, submarine Landschaften und evokativer Grund, aus dem seine Objekte erwachsen und ihr geheimnisvolles Spektakel vorführen. In immer neuen Ausbildungen entfaltet sich das phantastische Potential jener Prototypen, verändern sich, neben den räumlichen und meteorologischen Gegebenheiten ihres Auftritts, Konsistenz, Größe, Form, Farbe, Oberfläche, Anzahl und Art des Zusammenspiels der Artefakte. Sie erscheinen ohne gängiges Erkennungsmerkmal wie Tischbein, Eselsohr, Türklinke, sind also provokant der pragmatisch-praktischen Sicht entzogen. Desgleichen bleibt ihr Bild, da sie emblematische Bedeutungen auf Distanz halten, vor spekulativer Betrachtung verschont. Befreit von gängigen Sinnzusammenhängen, profanen wie elitären, bringen sie ihre fremdartige, merkwürdig anrührende Schönheit störungsfrei an den Betrachter. Mit überwältigender Resonanz geschieht das angesichts der erwähnten »Vervielfältigung ...«, die den unpathetischen Blick auf eine Landschaft zeigt, eine Akkumulation Tausender vielfältig geformter Objekte: Ausschnitt einer erdumfassenden »nature morte«, von oben, aus großer Entfernung gesehen und gestochen scharf »fotografiert«.

Beziehen Tanguys Bilder ihre Wahrheit, Wirkung, Schönheit aus der Entscheidung, die ungegenständliche Welt der Stimmungen und Ideen in Form plastischer Objekte darzustellen, ihnen Status, Präzision und Gewichtigkeit von Dingen zu geben?

Von der »Dingwerdung des Imaginativen« spricht Marianne Kesting in diesem Zusammenhang, aber sind Traumbilder das Ergebnis? Vielleicht kann man sich 2001 von dieser surrealistischen Konvention lösen und das landläufige »Traumbild« als Großmetapher sehen, die dem technisch-zivilisierten 20. Jahrhundert den Kontakt ermöglicht zum »Strand, der unter dem Pflaster liegt«, und ansonsten von Verkörperungen sprechen, genauer: von Objektivierungen mentaler Befindlichkeiten. Die nämlich werden nicht durch Träume ausgelöst, sondern durch visuelle Vorstellungen à la Dürers »inwendiger Figur« oder C. D. Friedrichs »Bild des geistigen Auges«. Beteiligt an diesem Prozeß ist, mehr als der Traum des Erwachsenen, was auch de Chirico wußte, »Das Gehirn des Kindes«!

Die Ausstellung der Staatsgalerie Stuttgart »Yves Tanguy und der Surrealismus« läuft noch bis 29.4.2001. Daneben, bis zum 11. März, »Sonne, Mond und Sterne«. Die »Sightseeing«-Fotos der Nasa sind sehenswert auch im Hinblick auf Tanguys Bilder.

Armin Schreiber schrieb in KONKRET 1/2001 über den Surrealisten Richard Oelze

Konkret 03/01, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Salve, F. J. Wagner, du gebendeite Journalwuzz, sei hierorz von Mensch zu Mensch gegrüßt. Von mir, dem Du mit Deinem flatulentfurorem Boulevardiööh die müden Lider leseraugenaufwärts ziehst.

Innert das Hauptrollenrevirements im Friede-Spinger-Theater mußtest du ja den »BZ«-Hut nehmen, welchen Friede, das mächtige Mädl, assistiert vom schönen Großwesir Döpfner, dem Gevatter Gafron gab. Das heißt: Eigentlich nahm Proll Gafron, was Schöngeist Wagner gab, und nicht nahm Wagner, was Gafron nahm – den Hut. Bat wot schälls: Du bliebest dem Konzern erhalten und zeigst seit Neujahr Nulleins fünfmal die Woche auf Seite zwo in »Bild«, was die Kolumne in Gestalt einer Excathedraharke ist. Es gibt drei Sorten von Menschen: a) die sie (wie ich) nie kriegen werden, b) die sie wie die Wiedergeburt bei lebendigem Leibe feiern und c) die sie empfangen wie den Schubs vom Sims im 11. Stock, nämlich

Heilandsack! Wie wird das Herz des Vorzimmers Herrn Lehmanns zu Mainz Kobolz geschlagen haben, als da am 29. Jänner diese Deine Zuschrift kam:

»Lieber Kardinal Lehmann ... Der Lufthansa Computer setzte uns vor ein paar Wochen auf dem Flug Berlin-Frankfurt nebeneinander. Sie 2 C, ich 2 D. Ich hatte einen roten Pullover an, und Sie trugen einen glänzenden schwarzen Anzug (wie meine Mutter sagen würde), ziemlich abgewetzt ... Beim Anschnallen sagte ich so etwas Dämliches wie: Ein Bischof als Schutzengel ist ja ein toller Service der Lufthansa. Ich glaube, Sie lachten sogar. Sie zogen zu meinem Erstaunen keine fromme Schrift aus Ihrer Aktentasche, sondern eine Computerzeitschrift. Hätten Sie in der Bibel gelesen, dann hätte ich diskret in den Nachthimmel geguckt und an meine Sünden gedacht ... Die Stewardeß brachte Snacks, hungrig bissen Sie in Ihr Käsesandwich. □Das erste, was ich heute esse□, entschuldigten Sie sich. Es war nach 20 Uhr. Gerne hätte ich Ihnen die Hälfte von meinem gegeben. Das erschien mir dann doch zu dreist. Hätte ich es nur getan, dann könnte ich heute schreiben: Kardinal Lehmann und ich haben uns ein Käsebrötchen geteilt. Und wer weiß, was der Himmel noch vorhat – mit dem Papst. Es gratuliert Ihnen zur Kardinalswürde Sitznachbar 2 D« – – –

Den »lieben □Stern□-Chefredakteuren« attestierst Du gönnerig am 1. Feber, sie hätten

»etwas sehr Kostbares in Ihrem neuen Heft ... Es handelt sich um die ersten 20 Manuskriptseiten der Memoiren des Literatur-Nobelpreisträgers Gabriel Garc□a Márquez, 73. Der weltberühmte Autor (*100 Jahre Einsamkeit*) hat Krebs und beginnt seine Memoiren mit der Liebesgeschichte seiner Eltern, wo es ihn noch gar nicht gab. Nur als Liebeswerben ... Wenn ich Márquez lese, geschieht etwas sehr Schönes: Ich vergesse unsere zerstrittene Zeit mit ihren giftigen Dämpfen: Fischer, 68, BSE ... Dafür muß man sich schon mal beim □Stern□ bedanken. P. S.: Vor einigen Jahren traf ich Márquez in einem Restaurant auf Kuba. Ich sagte, daß ich *100 Jahre Einsamkeit* im Hotelzimmer habe und ob er mir ein Wort hineinschreibt. Er schrieb □Solidaridad□, was das Gegenteil von □Soledad□, der Einsamkeit, ist – –

»Sie gefallen mir sehr, denn Sie lassen sich nichts gefallen«, stecktest Du, der »Liebe(n) Doris Schröder-Köpf« am 25.1.:

»Sie haben sich das CDU-Fahndungsplakat Ihres Mannes nicht gefallen lassen ... Sie empfanden es als □Aufruf zur Gewalt□. Sie haben uns mitgeteilt, daß Sie Ihren Mann lieben. Das erste Mal fielen Sie mir als Spar-Tüten schleppende, allein erziehende Mutter und Redakteurin von □Focus□ auf. Wir arbeiteten damals im gleichen Haus. Ihre Jeans schlackerten um ihren Po. Sie waren dünn, Sie waren gestreßt, Sie hatten ein Kind, Sie hatten Spätdienst. Über unseren Beruf müssen wir uns nichts erzählen. Wer die Story hat, ist König. Und ein Kind zu Hause ist keine Ausrede. Und dann verliebte sich der Ministerpräsident von Niedersachsen in Sie gestreßte, Spar-Tüten schleppende, allein erziehende Mutter. Ich war damals Chefredakteur von □Bunte□, es war in meinem Chefbüro, und ich sagte Ihnen: □Doris, ich glaube nicht an eure Liebe.□ Ich sagte: □Der Mann war einsam. Das ist keine Liebe.□ Ich erkenne, daß ich mich geirrt habe. Sie gefallen mir sehr, Frau Schröder. Herzlichst Ihr« – – –

Eine nicht minder couragierte Messidschdamur setztest Du am 30. Jänner ab an die

»Liebe Frau Christiansen: Letzten Freitag, Berlin ist ein Dorf, begegneten wir uns beim Hauptstadtfriseur, unserem Freund Udo Walz. Sie blondeten sich die Strähnchen für Ihre Sendung am Sonntag. Manchmal läßt sich der Kanzler bei Udo föhnen. Die Nase des Kolumnisten muß auch in parfümierten Orten recherchieren. Ihr Hündchen Mona, ein Mischling aus dem Tierheim, liebkoste das Bein eines hübschen Shampooneurs. Was für ein Geschnatter in dem Laden! Sie trugen Jeans, wir gaben uns die Hand, überall Spiegel. Und dann sahen Sie aus wie eine Marsianerin, Alufolie im Haar. Männerhände schmierten ihnen Schönheit auf den Kopf. Und dann sah ich Sie Sonntagabend ... Es war nicht Ihre beste Sendung. Die letzte war ein Hammer, als Buback jr. von seiner Begegnung im Zug mit Trittin erzählte. Sie sind die mächtigste Medienfrau Deutschlands ... Ich aber habe Sie beim Friseur erlebt. Sie sind ein Vollweib. In der Hoffnung, Ihnen nicht zu nahe getreten zu sein, grüßt sie herzlichst« – – –

Güldenster Tinte voll aber ergoß sich dein Bussifüller in der Adresse an die Freiburger Ingo Potrykus und Peter Beyer, die »lieben Erfinder des Goldenen Reis« am 24. Jänner, also

»in diesen grauen Tagen, wo einem das Herz schwer wird, bei all den Fischers und Trittins ... Vor 10 Jahren stellte Ihnen Gott oder ihr Gewissen eine einfache Frage: Warum sterben jedes Jahr 2 Millionen Kinder in Afrika oder Asien an Unterernähung, oder warum erblindet eine Million nach der Geburt. In allen Regionen der Welt, in dem Reis das Hauptnahrungsmittel ist, herrscht ein Mangel an Vitamin A. Reis hat keine Vitamine. Nun spielten Sie Gott. Neun Jahre brauchten Sie, fremdes Vitamin-Leben in Ihr neues Lebewesen zu transgenieren. Der Goldene Reis. Sie schenkten Ihre Forschung der 3. Welt. Sie verzichteten auf Patentrechte. Ich denke, daß Sie wunderbare Menschen sind. Herzlichst« – – –

»Ich weiß nichts über das Lachen der Tiere. Pflanzliches Gelächter ist mir ebenfalls fremd«, giebst Du dem »lieben Thomas Gottschalk« zu wissen. Du schreibst ihm »als Single, der allein vor seinem Fernseher saß und lachte. Harald Schmidt, Stefan Raab und Ihnen als Meister müßten wir längst Priesterwürden verleihen. Ihr seid die Religionsstifter des neuen Glaubens Humor. Herzlich lachend, Ihr« – – –

Mit dem »lieben Minister Eichel« machst Du Dich über gehabten wie geteilten Schmerz als »Bruder der Bandscheibe« gemein. Und Angela Merkel rääzt Du, nachdem Du sie gefragt hast »Wollen sie Deutschland heiraten oder nicht«: »Ziehen Sie sich das Hochzeitskleid an, und machen Sie Stoiber, den alten Falken mit den weißen Federn, und den Giraffenmann Merz zu ihren Brautjungfern. Nicht nur ich, Ihr schreibender Single, hat Sehnsucht nach einer Braut.« – – –

Wie ausgeschissen aber haben von Dir sich Vorgeknöpfte, egal obs Prinz Charles ist, den Du aufgrund seines irritativen Fickverhaltens »Weichei« und »Flatterherz« schmähst, oder Graf Scharping, den Du wegen Uranmunitionswurschtichkeit im Amt »im Club der Verharmloser willkommen« heißest (denn einen Blaublutbonus kennt ein republikanischer Racker wie Du nicht!). Einmal, am 13. Jänner, kriegtest Du Post, »Post *an* Wagner«: Die Duftwasseramsel Wolfgang Joop zwitscherte Dir von »Monte Carlo« aus zu: »Du gehörst zu den wenigen Schlauen und hoffentlich immer zu meinen Freunden.« Und Professor Doktor Hubert Burda, Rehkindfigurverleiher und Petrarcapreisausschreiber, achtete Deiner gut mit einem Satz / wertvoller als wie Zwerg Alberichs Schatz: »Wenn es Ihnen gelingt, diese geistreiche, kluge und psychologische Beobachtungsgabe durchzuhalten, wird dies eine einzigartige Kolumne werden, die in dieser Form in keiner anderen Zeitung vorkommt.«

Weiß der Aasfresser, warum Friede und ihr Großwesir glaubten, Dich, den »Mann hinter der Kolumne und neuer Chefkolumnist des Axel Springer Verlags«, jahrmarktschreierischstupid als »einen der berühmtesten deutschen Journalisten« verpraudlitupräsenten zu müssen, wo doch ein einfacher Mann aus dem Volke, nämlich der Rainer Mauelshagen aus 53560 Vettelschoß, mit »Alle Achtung! Hier spürt man echte Gedanken« den Exegesenagelkopf zentral touchiert. Wagner! Betonsprengendes Schafottpflanzerl, evergreens!! Du wirfst Dich bei Springer weg, ich gebe mich hierorz hin. Normal sind wir Geschiedene. Aber Du bist, in Günter Gaus□schem Sinne, »Auchmensch«. Und so sage ich: Los, laß uns ma treffen, beim Udo Walz auf ein Shampoo oder an der Adlonbar auf einen Schampus. Und let□s have a speech. Über Dein Beruhigungsmittel Márquez und dessen Aggregatzustand Liebeswerben seiner Eltern, über das Schmunzeln von Fauna und Flora, über den Pfaffen im Flieger und die Humorpriester im Fernsehen, über die Marsianerin und die Bubackjuniorhammersendung und über die Erfinder des bei Dir genetivlosen Goldenen Reis und Brechts Lied über das Wesen des Reis□ im Kapitalismus, nämlich dessen Preis, ach halt über alles. Wagner! Das rote Licht auf meiner Seite blinkt. Ruf mich an! Lad mich ein!! Laß mich Dich berühren!!! Wagner! Melde Dich!! Wagner!!! ..... Wagner!!!!

Konkret 03/01, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas Express

Neben anderen Kotztüten halten die Chartergesellschaften Richtung Ballermann auch die »Welt am Sonntag«, »Gala« und »Sport-Bild« vor. Wem davon sterbensübel wird, dem beantwortet die »Auto-Zeitung« aus dem Bauer-Verlag noch schnell die letzten Fragen bzw. läßt sie von ihren Lesern beantworten. Zum Beispiel, wozu der Mensch auf der Welt ist, von Benjamin Schmid, Mensch aus Eßlingen:

Ich bin ein großer Mercedes-Benz-Fan.

Ein Leben für den Auspuff. Das durchaus ein höheres Streben kennt, wie im Falle des Raimund Orlamünder aus Eppelheim:

Aufgefallen sind mir die schlechten Beschleunigungswerte des Lexus in Relation zur angegebenen Leistung.

Die schlechten Beschleunigungswerte sind nur ein weiteres Symptom des allgemeinen Verfalls der Werte. Kräftig wehrt der Relationsethiker Orlamünder den Anfängen, ja pferdekräftig:

Ein 155 PS starkes Auto darf sich nicht von einem 1,9-Liter-Diesel ausbeschleunigen lassen.

Hier mischt Siegfried W. Moll aus Neuss sich in die Wertediskussion ein – mit dem Hinweis auf die eine Göttin, neben welcher der Ausbeschleuniger keine anderen haben soll:

Sie sind die einzige Fachzeitschrift, die die Elastizitätswerte in den oberen Gängen angibt.

Sie verleiht dem Autozeitungsleserleben Sinn, und irgendwie auch dem des Lars Lüttge aus Cottbus, der auf dem halben Weg vom Trabanten des Sozialismus zum nützlichen Glied der Zivilgesellschaft vor einer Reisschüssel auf die Knie fällt:

Ihren Bericht über den neuen Honda Civic fand ich sehr interessant.

Freie Deutsche Jugend, gib Gas! Newtonmeter um Newtonmeter, dem Morgenrot entgegen! Einer muß freilich immer stänkern, und zwar der – nomen est omen – Felix Spreitzer aus Aschaffenburg. Er klagt die Bonzen von Benz in alter Dissidentenmanier an, das könne doch nicht alles gewesen sein:

Die Automobilindustrie setzt mal wieder aufs falsche Pferd, das in diesem Fall Methanol heißt.

Welche Sprachgewalt! Da ist
ein Drehmoment-Biermann im Kommen.

Alle lieben den Fußballreporter Werner Hansch. Ihm fallen zur richtigen Szene stets die richtigen Sachen ein:

Die Zwischenlösung Völler/
Skibbe war nur möglich mit der Endlösung Daum.

Endlösung der Daumfrage. Die deutsche Vergangenheit ist bewältigt, auf dem anderen Feld der Ehre, mit 3:0.

Der österreichische Supermarkt Billa wirbt für sein Gulasch:

Auf dem Etikett jeder Fleischtasse befinden sich der Name und die Anschrift des österreichischen Bauern, von welchem das Fleisch stammt.

Nachdem er die Herrn vom Rat kennengelernt hatte, wollte Wolfgang Hildesheimer nie wieder eine Ratsherrenplatte anrühren. Was er mit Billas Bauerngulasch gemacht hätte? Er hätte es kalt werden lassen.

In einem Bekennerschreiben für die »Tageszeitung« läßt der Quartalsschwätzer Klaus Leggewie sich »einen der bekanntesten Sozialwissenschaftler Deutschlands« nennen. Er halte sich selber, sagt die »Taz«, für einen

public intellectual.

Was immer das auf deutsch heißt. Auf lateinisch heißt die Fachkraft, die – allerdings eher praktisch als theoretisch – auf den Strich geht, puella publica.

Aus »Grün & bündig«, der Zeitschrift der grünen Bundestagsfraktion:

Die Soldaten der Bundeswehr in Makedonien durften sich wünschen, wer zum Tag der deutschen Einheit zu ihnen spricht. Ihre Wahl fiel – und das ist gewissermaßen eine Premiere in den Gepflogenheiten der Bundeswehr – auf eine bündnisgrüne Politikerin. Angelika Beer, verteidigungspolitische Sprecherin der Fraktion, nahm die Einladung spontan an.

»Bild« veröffentlicht täglich Fotos, die Soldaten der Bundeswehr nach einem Erlaß ihrer obersten Heeresleitung nicht mehr in ihrem Spind anbringen dürfen. Wann werden wir die große Friedenspolitikerin in Friede Springers Wichsblatt sehen, als »das Spindluder vom Pristina«?

Der Kardinal Joachim Meisner, Erzbischof von Köln, kennt keine Vorurteile:

Ich habe immer erklärt, daß homosexuellen Menschen mit Respekt und Achtung zu begegnen ist.

Und zwar so:

Der vorliegende Gesetzentwurf betreibt aber die Privilegierung homosexueller Beziehungen und damit die staatlich aktive Förderung von aus christlicher Sicht unsittlichen Verhaltensweisen.

Gehet hin zu den Sittenstrolchen. Behandelt sie mit Respekt und Achtung vor dem rosa Winkel. Also spricht zu euch Joachim Kardinal Meisner, Marienficker.

Rassistenalltag im Deutschland-Magazin »Der Spiegel«:

Die Innenminister des Bundes und der Länder wollen überführte Asylschwindler schnell ausweisen, doch das Auswärtige Amt Joschka Fischers blockt ab. So halten Ausländer mit falschen Namen und verschwundenen Pässen weiter die Behörden zum Narren.

Überschrift:

Alias aus Angeblichstan

Zur Illustration ein Farbfoto: ein Schwarzer, nackt, in grüner Unterhose, an der Wand des Wachzimmers auf einem Polizeirevier, am Schreibtisch ein Beamter in Jeans, Lederjacke, Turnschuhen. Bildunterschrift:

Mutmaßlicher Rauschgift-Dealer auf der Polizeiwache in Hamburg-St. Georg: Muskelschwäche am Arm des Gesetzes.

Man stelle sich vor, es wäre vor Jahren, als er mit Haschisch im Koffer erwischt wurde, ein Foto des Verlegers Augstein, weiß, nackt, in Unterhose, an der Wand eines Polizeireviers, irgendwo mit der Zeile versehen worden:

Mutmaßlicher Rauschgift-User Augstein auf der Polizeiwache Ostia: Halluzinationen im Kopf des Herausgebers.

Ob einem Redakteur dieser Couleur dabei was aufgefallen wäre? Außer der Couleur?

Anläßlich eines Berichts über den Drogenkonsum in Rußland wollte die »Frankfurter Allgemeine« Marx von den Füßen auf den Kopf stellen:

Opium gegen das Volk

werde den Russen verabreicht, damit sie fixen, anstatt zu beten. Marx aber hatte die Religion gar nicht »Opium für das Volk« genannt, sondern, aus lauter Gemeinheit gegen die Journalisten und weil er den Aberglauben nicht bloß für einen Trick der Herrschenden hielt: »Opium des Volkes«. Weshalb den Frankfurtern jetzt, wenn sie den Marx umgekehrt sehen wollen, die Hosenbeine langsam Richtung Sack übers Knie rutschen.

Daß Peter Scholl-Latour, der alte Gaullist, weder die Amis leiden kann noch ihre Sprache, hat Folgen:

In der amerikanischen Presse ist die Hauruck-Methode Clintons in Camp David als »brinkmanship«, als Pfuscherei beschrieben worden.

Die Politik des brinkmanship, von John Foster Dulles erfunden, besagt, daß man in Konflikten to the brink, bis an den Rand (z. B. des Krieges) gehen soll, volles Risiko also, aber nicht ohne sicherheitshalber im Wörterbuch nachzuschlagen, ob der Schuß, der nach hinten losgeht, shot heißt oder shit.

Wenn ein Redakteur der »FAZ« einmal einen Mann, den er mögen soll, nicht mag, kommt es vor, daß er tückisch wird:

Ratzinger erzählt später, fast alle Einwände seien berücksichtigt worden. Daß einer nicht berücksichtigt wurde, verschweigt er.

Mit der Wahrheit lügen. Was Ratzinger kann, kann ein »FAZ«-Redakteur schon lange.